



# Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

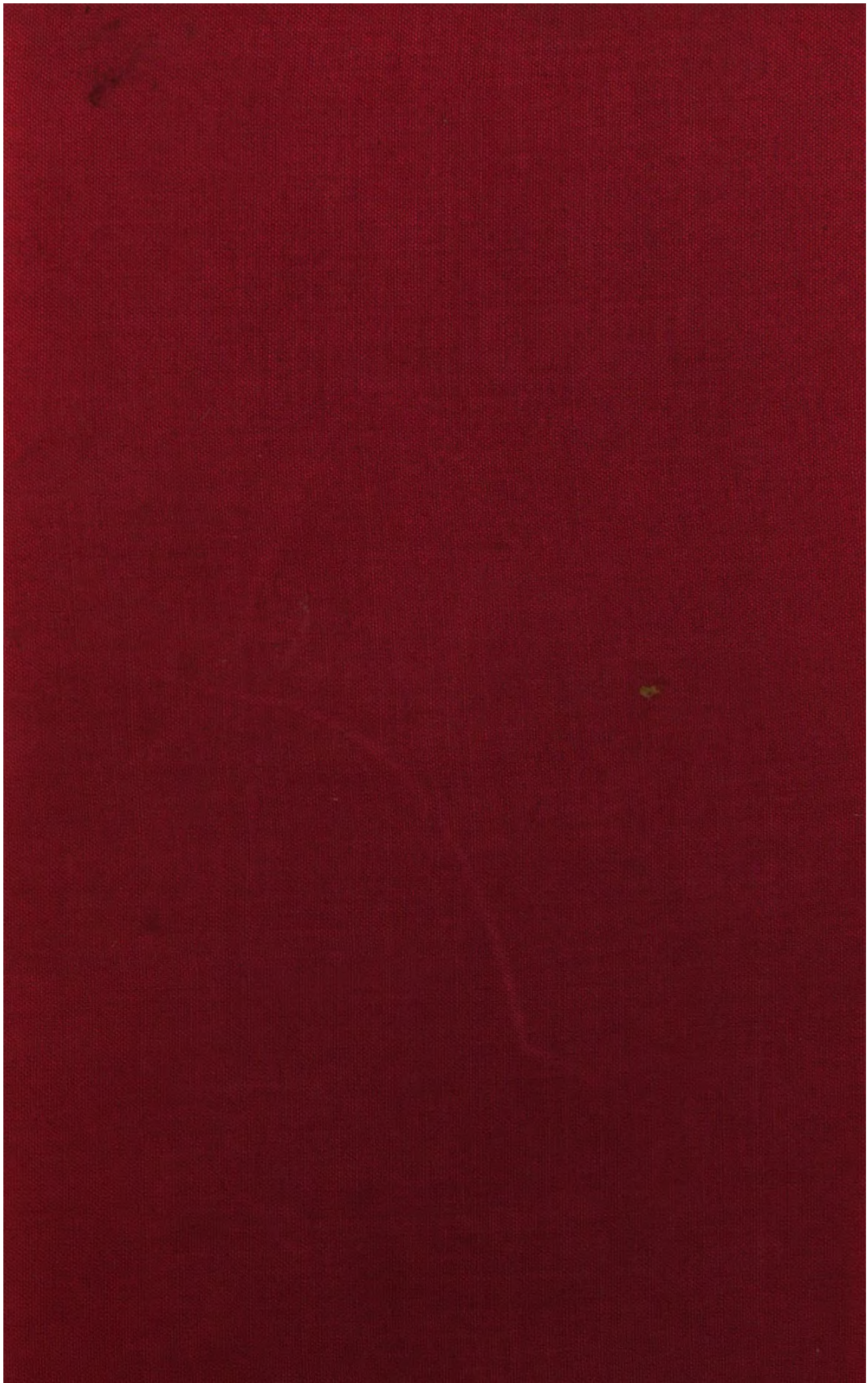
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



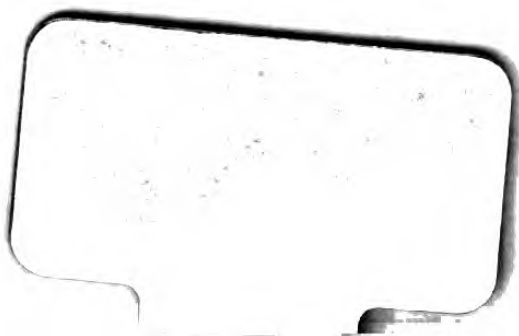
9 vols  
#12 125

~~UNS 162 a. b~~



Vet. Per.

~~Vet. Gen. Per. 5~~



5CH 297

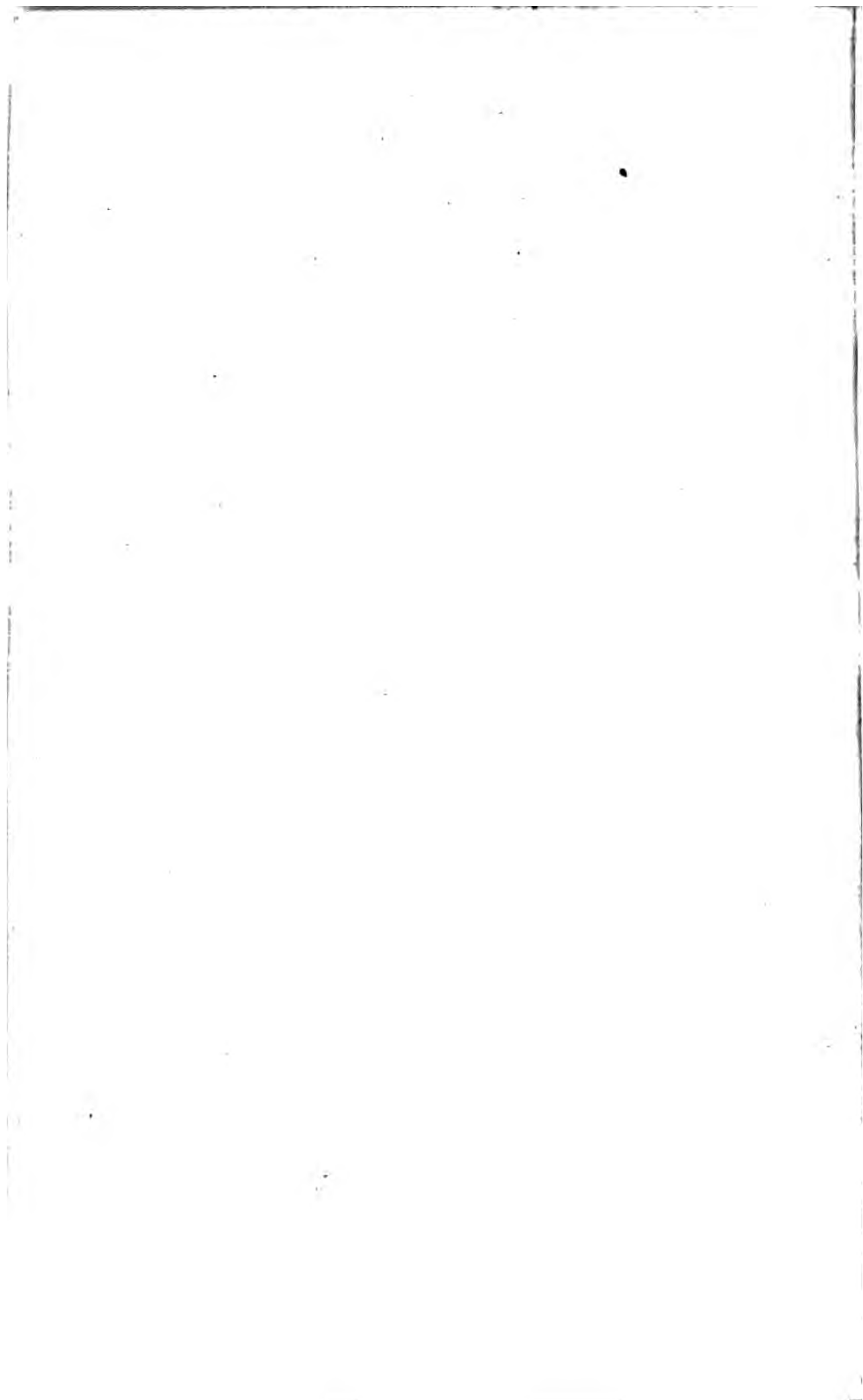





---

**I r i s.**

---



**D r i s.**



**Taschenbuch**

**für das Jahr 1840.**

---

Herausgegeben

von

Johann Graf Mailáth und Dr. S. Saphir.

**Erster Jahrgang.**

(Mit sechs Stahlstichen.)

---

**W e s t h.**

Verlag von Gustav Heckenast.



26.11  
/ 200



## V o r w o r t.

---

Den Gedanken zur Herausgabe eines Albums faßten wir wenige Wochen nach der furchtbaren Ueberschwemmung von Pesth im Jahre 1838. Die drängenden Umstände jener Zeit bestimmten uns, die Redaction des Taschenbucheß zu übernehmen, indem wir uns im voraus der humanen und gefälligen Unterstützung der geachtetsten Literaten versichert hielten. Unsere Erwartungen wurden auf's Schönste und Glücklichste erfüllt, und schon nach wenig Monaten lagen die Manuskrifte zum Druck bereit, welcher durch Hindernisse mancherlei Art bis jetzt verspätet wurde. So tritt denn die „Iris,“ um ein Jahr später, als anfangs bestimmt, in die literarische Welt, und bittet um freundliche Aufnahme. Die Gunst der Lesewelt würde dem Verleger und uns

---

VI

Muth und Kraft geben, die „Fris“ in immer schönerer, würdigerer Gestalt erscheinen zu lassen.

Unseren verehrten Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen danken wir im Namen des Verlegers und für uns auf das Herzlichste für die schöne Bereitwilligkeit, mit der sie ein Werk der Humanität freundlichst unterstützten, und ersuchen sie recht sehr, uns wohlwollend geneigt zu bleiben, und ihre freundlichen Gesinnungen durch neue Beiträge für den nächsten Jahrgang darzuthun.

Pesth, am 1. August 1839.

Dr. Sigm. Saphir.

Joh. Graf Mailáth.

# Inhalt.

	Seite
<b>Cäcilie</b> , von Amalia Bezerédi . . . . .	1
<b>Die Gillerthalerin im Insurrektions-Kriege 1809.</b> Gedicht von L. N. Frankl. (Mit einem Stahlstich.) . . . . .	59
<b>Lustige Hochzeittlieder</b> , von Friedrich Halm . . . . .	61
<b>Bemerkungen auf einer Reise von Lillienfeld in Oesterreich nach Temesvár.</b> Im Jahre 1806. Von J. L. Pyrker . . . . .	73
<b>Szene aus dem Lustspiel: „Weh' dem, der lügt,“</b> von F. Grillparzer . . . . .	77
<b>Keliska.</b> Frei nach Marchangy von M. Enk . . . . .	80
<b>Valladen</b> , von J. N. Vogl . . . . .	85
<b>Gedichte</b> , von Ludwig August Frankl . . . . .	91
<b>Flora</b> , das wallachische Blumenmädchen. Gedicht von Le- vit sch n i g. (Mit einem Stahlstich.) . . . . .	101
<b>Die Leiden der Wohlthätigkeit.</b> Humoristisches Lebensbild von Johann Langer . . . . .	105
<b>Gedichte</b> , von J. G. Seidl . . . . .	135
<b>Ein Duzend</b> , von Betty Paoli . . . . .	142
<b>Die Wadefur.</b> Eine Erzählung von Saphine . . . . .	145
<b>Griechische Mädchen.</b> Poetische Illustration von A. F. D. Herold. (Mit einem Stahlstich.) . . . . .	173
<b>Glosse</b> , von Karoline Pichler . . . . .	177
<b>Epigrammatische Albumblätter</b> , von Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben . . . . .	180
<b>Metrische Correspondenz</b> zwischen dem Freiherrn v. Ham- mer Purgstall und Franz Gräffer . . . . .	184
<b>Erster und letzter Ruf.</b> Historische Novelle aus den Zeiten der Kreuzzüge. (Nach italienischen Quellen.) Von Friedrich Dskar Ritter v. Stahl . . . . .	187

	Seite
Gedichte, von Fr. Fürst Schwarzenberg . . . . .	206
Liszt und Thalberg, von Bedliß . . . . .	210
Reminiscenzen aus meinem Tagebuch, von Uffo Horn . . . . .	211
Der Sonntagsstrauß, Gedicht von G. Treumund. (Mit einem Stahlstich.) . . . . .	219
Johann Kemény, Fürst von Siebenbürgen. Von Benigni v. Milbenberg . . . . .	223
Die Zigeuner-Familie, Gedicht von Levitschnigg. (Mit einem Stahlstich.) . . . . .	259
Sonette, von Bauernfeld . . . . .	263
An den verkannten Dichter. Von D. Anton Passy . . . . .	266
Die Perle der Mohilen, von Baron Nikolaus Josika . . . . .	271
Elegien, von Georg Tretter . . . . .	293
Im Herbst, von Karoline D. . . . .	306
Gedichte, von G. Treumund . . . . .	308
Der Harfner. Alte krainerische Sage von Leopold Korbesch . . . . .	312
Selena Brinyi, von Johann Grafen Mailath . . . . .	317
Blau oder Schwarz, von Elise . . . . .	339
Mädchen und Krieger, von Constanze . . . . .	341
Liebste Wohnung, von Köffinger . . . . .	344
Zeit und Tod. Szene aus der Dichtung: „Abasver, der Ruhe- lose;“ von Ch. Kuffner . . . . .	345
Die Fantasie, von Amalie Bezeredy . . . . .	366
Die Schatzkammer in den Karpaten. Erzählung von Fr. Kölcsey . . . . .	369

# Cäcilie.

---

Doch wird die reine Liebe einst erscheinen,  
Mit warmer Hand die Formen zu entzünden.

F. v. Schöber's Palingenesien.

Baron Andlau an Cäcilie v. Bergen.

**T**heuerste Freundin! Wollen Sie Ihren wohlthätigen Aufenthalt bei uns noch immer nicht erneuen? Ich beginne bald, Ihre Kunst, die mich sonst entzückte, zu verwünschen; sie erfüllt und befriedigt Ihre Seele und läßt keinen Raum mehr für Ihre Freunde, die wohl berechtigt sind, eifersüchtig auf Ihre Palette und Pinseln zu werden. Ich möchte manchmal selbst zum Pinsel werden — ein Werkzeug, das Sie zu Ihrer Freude verwenden. — Ach, Cäcilie, eigentlich geht es auch nur den Pinseln wohl auf Erden, die sich von ihrem Schicksal so geduldig handhaben lassen, wie die Ihren — ohne daß jedoch Meisterwerke, wie die Ihrigen, mit ihnen ausgeführt werden.

Wir geht es wieder schlecht, seit Sie nicht mehr da sind; meine Rosalie schmollte so lange, bis ich mit ihr auf Willgut's Landstz fuhr. Da fanden wir einen tollen Schwarm, wie gewöhnlich, Tanz, Komödie, Spiel, sinnloses Zeug; wir zankten uns täglich, aber wir blieben; und als wir heute zurückkehrten, fanden wir unser Kind mit einem ausgerenkten Fuße, der so eben eingerichtet wurde. So geht es immer, wenn Sie nicht hier sind, wenn Ihr wohlthuender Einfluß nicht Thorheiten verhindert, von welchen sie sonst keine Erdenmacht zurückzubringen vermag. Und dieses Weib war ein schüchternes Mädchen, ein sanfter Engel, als sie meine Braut ward; ich glaubte sie mit Liebe leiten, für meine Lebensansichten gewinnen und heranbilden zu können, und



ein Kreis nichtiger, feichter Bekannten, Modethörinnen und Gecken kann meinem Einfluß auf ihr Inneres das Gleichgewicht halten, ja ihn vernichten!

Freilich gibt es Zeiten, wo die Folgen ihres Leichtsinnes ihr diesen verleiden; auch jetzt sitzt sie am Bette ihres Kindes und weint, und meint, sie würde nie mehr einen Ball sehen; allein ich kenne das, in Kurzem ist das jetzige Leid vergessen; die Langeweile meldet sich, die Phantasie füllt sich mit Tand und Eitelkeit, ein paar Freundinnen erscheinen, verlachen ihre Gewissenskrupeln, wie sie ihre Empfindung nennen, rücken mir ein paarmal in ihrer Gegenwart ihre neunzehn Jahre, ihre Ansprüche in der Gesellschaft u. s. w. vor; dann höre ich wieder seufzen und schmollen, höre die halbausgesprochenen Wünsche, sehe die Unlust an Allem, die rothgeweinten Augen, bis der stärkste Vorsatz endlich daran scheitert, und ich wieder mit ihr zwischen Schachteln verpackt im Wagen sitze und dem bösen Feind entgegen fahre, den ich durch meine Flucht aus der Stadt los zu werden hoffte. Und so sind sie Alle — Alle, die ich bisher kennen lernte, nur Sie nicht, Cäcilie, Sie könnten ein Muster sein für Ihr Geschlecht, in Ihrem Berufe als Gattin und Mutter. Aber — Sie sind Künstlerin und wollen sonst nichts sein, Sie begehen dadurch ein Verbrechen an der Menschheit; Sie malen für Gräfin Zollberg eine heilige Cäcilie, schreiben Sie, und deswegen können Sie nicht zu uns auf's Land heraus kommen; kann denn Gräfin Zollberg nicht warten? Oft schon grollte ich dieser Frau; Sie geben ihr den Vorzug vor Ihren besten Freunden, vor Jenen, mit welchen Sie gleiche Gesinnungen

vereinigen. Wodurch hat sie das um Sie verdient? Daß sie sich aus Eitelkeit zu Ihrer Beschützerin aufwarf? — Diese Frau ist eine jener rohen Seelen, welche bei aller äußern Politur niemals innere Feinheit erlangen, durch welche man allein Andere verstehen lernt; deshalb beleidigt sie oft, wenn sie zu schmeicheln meint, und verletzt, wenn sie heilen will. Ein solches Wesen hat immer eine zu beschränkte Seele, um außer sich selber etwas lieben und begreifen zu können. O Cäcilie! soll ich nicht dem Schicksal grollen, das Sie in die Lage versetzte, der Freundschaft dieser eitlen, selbstüchtigen, kleinen Seele zu bedürfen, mit den Banden der Dankbarkeit an sie geknüpft zu sein? — Sie sehen, der böse grollende Dämon hält mich wieder umstrickt, kommen Sie! Ihre Gegenwart allein kann ihn verschrecken.

---

Cäcilie v. Bergen an Baron Andlau.

Ich kann nicht kommen, mein guter Andlau, noch immer hält mich die heilige Cäcilie hier zurück; und außerdem mußte ich der Gräfin Zöllberg versprechen, ein Portrait für sie zu malen, dessen Original sie noch erwartet. — Lassen Sie mich indessen versuchen, von der Ferne den bösen Geist zu beschwören, der seit einer Zeit so viel Gewalt über Sie erhält, und Sie gegen diejenigen, die ihnen die Liebsten sind, ungerecht macht. Wie viele Schmähungen enthält Ihr Brief nicht erst über Rosalien, dann über mich, dann über die Gräfin! Was Sie über diese sagen, ist zwar wenigstens zum Theil wahr;

Sie tragen grelle Farben auf, wenn Ihr Schmollegeist Sie besucht; im Grunde thun Sie aber nur da Unrecht, wo Sie lieben — der schöne Beweis! man muß es Ihnen am Ende noch danken, wenn Sie weh thun. Rosalie, als die Erste in Ihrem Herzen, erhält in Ihrem Briefe auch die erste und stärkste Bußpredigt, und doch, was werfen Sie ihr vor? haben Sie sich in ihr getäuscht? War sie jemals anders? Was Sie an ihr liebten, ihre Jugend, ihr kindisches Ländeln, ihre Schönheit, ihre Unschuld, ihre Naivetät, ist nicht Alles dies noch, wie es war? —

Allein die Herren der Schöpfung meinen, wenn sie einmal ein armes Wesen wie eine Sache sich zueignen, so müsse dieses, wie weiches Wachs, in ihren Händen jegliche Form annehmen, die es ihnen jenem geben zu wollen beliebt; darum hat die Jüngste stets den Vorzug; sie meinen, diese müßte noch bildsamer sein, nebst dem Vortheil, daß die schöne Puppe noch länger dauert. Daß aber die ferne Ausbildung dieser Puppe doch nur nach der inwohnenden Eigenthümlichkeit erfolgen kann, bedenken sie nicht, kaufen ein Taubenei, und meinen, ihr Verstand müsse es, wenn ihre Laune es eben heischt, zu einem Paradiesvogel ausbrüten können. Dies ist Ihr Fall, lieber Andlau, und wer weiß, ob, wenn Sie Ihren Wunsch erreicht hätten, nicht wieder andere in Ihnen rege würden? Die Männer lieben ja in der Regel die Tauben mehr, als die Adler oder Paradiesvögel, und auch Sie lieben Rosalien, so wie sie ist. — Haben Sie daher etwas Geduld, wenn Manches — was doch nur aus den Eigenschaften entspringt, die Sie an

ihr liebten — Ihnen jetzt unangenehm ist, und suchen Sie ihr mit Liebe und auf eine ihr angemessene Weise, ohne Schmolzen und Spotten, ohne zu viel Ernst und übermäßige Forderungen, begreiflich und annehmbar zu machen, was Sie an ihr verändert wünschen; es wird sich nach und nach geben, da ja der Grund zu Ihrem Glücke, Ihre gegenseitige Liebe, noch besteht.

Seien Sie gut, Anblau, wie es Ihre treffliche Natur, Ihr feines Gefühl für Recht Ihnen eingibt; seien Sie es auch gegen mich! Schmähen Sie nicht meine arme Kunst, Sie thun ihr wahrlich unrecht! Meine Gefühle für Jene, die ich liebe, sollte sie schmälern? Können Sie mir das vorwerfen? ist nicht meine Freundschaft für Sie so innig als wahr, und bereit zu jedem Opfer? liebe ich nicht meine gute Mutter, wie nur eine Tochter lieben kann? ist es nicht für sie, daß ich um Geld die von Ihnen geschmähte Kunst übe, die doch nach Ihrem eigenen Urtheil, auf das ich stolz bin, weil Sie Kenner sind, keine unwürdige Priesterin an mir gefunden hat? —

Denn Sie sind keiner von denen, die da meinen, ein Weib könne nichts leisten in den Gebieten des Schönen und Höhern, im Leben, welches sich die Männer ausschließlich angeeignet haben. — Freilich, gestehe ich Ihnen, daß bei meinem künstlerischen Streben in mir eine innere Unklarheit lebt, welche mich oft zu peinlichen Zweifeln bringt; es gibt Momente, wo ich an meinem innern Berufe zweifle, und die Ausübung vor mir nur durch meine Verhältnisse rechtfertige; doch lebt ja durch die Täuschungen, in welchen uns Umstände und Her-

kommen erhalten, solche Unklarheit in uns oft über unsere heiligsten, tiefsten Gefühle.

Ihren Vorwurf, daß ich nicht heirathe, sehe ich kaum für Ernst an; die Antwort darauf gibt Ihnen meine Geschichte, leider weiß sie ja die ganze Stadt, diese Jammergeschichte.

Der erste Mann, den ich kannte, den ich liebte, weil er mir bei allen seinen schmerzlich in unser Leben eingreifenden Irrthümern höher, liebenswerther erschien, als alle Andern, war mein Vater, der, in stetem Kampf mit einer unwürdigen Leidenschaft, dieser, trotz den Forderungen seiner bessern Natur, erlag, meine Mutter dem Kummer und dem Elend preisgebend. — Der zweite, ein Bräutigam, den mir des Vaters Wille aufzwang, weil er reich war, und unsere Umstände zu verbessern versprach, ein elender, verächtlicher Mensch, an den ich jetzt noch nicht ohne Schauder zu denken vermag, und der mich doch lieben konnte; so nannte er wenigstens jene Anfälle von Wuth, die mit possenhafteu Tändeleien wechselten, und mir vielleicht für immer ein Gefühl verleideten, das ich auf diese Weise kennen lernte. Unter solchen Frühlingströsten keimten die Empfindungen meiner Seele empor; können Sie es mir übel nehmen, daß sie erstarrten? Ihnen, mein guter Andlau, habe ich viel zu danken; Sie sind der erste Mann, den ich achten lernte; freilich auch der erste, den ich näher kenne. Die andern wollten eine Sprache mit mir sprechen, die mich immer einigermaßen an jene erinnerte, die mich in den trüben Tagen meines ersten Austrittes aus der Kindheit so unglücklich gemacht hat. Ihre so oft wiederholte Prophezeiung wird daher

nicht erfüllt werden; ich werde wohl nicht lieben, nicht heirathen, doch können Sie mich darum verdammen? —

---

Graf Victor Solar an Graf Kellstein.

Hier bin ich, lieber Freund, trotz Deinem Abmahnen, trotz der Langenweile, die mich hier erwartet. — Was willst Du? ich bin eine gute Art von Natur, ich wollte die gute Tante nicht länger mit Versprechungen hinhalten, deren endliche Erfüllung ihr jetzt so große Freude macht; auch hat sie gleich zum Willkommen die ganze schöne Welt hier versammelt, um, wie sie sagt, mir den Aufenthalt bei ihr so unterhaltend als möglich zu machen. Vielleicht findet sich auch hier bei näherer Bekanntschaft Manches, was mich für die Gesellschaft in unserer Stadt entschädigen kann.

Für jetzt wollte ich Dir eigentlich von etwas Anderm schreiben. Du kennst die Prätension meiner Tante auf Rennerchaft in der Kunst, mit allen dadurch veranlaßten Affektationen, welche mir immer den Aufenthalt bei ihr verleideten. Freudig überraschte es mich, ihren Geschmack gebessert zu finden. Ihre Urtheile sind richtiger und doch weniger zuversichtlich; ihre Gemälde besser geordnet. Nachdem sie mir alle ihre neuerworbenen Schätze gewiesen, führte sie mich in ihre Hauskapelle; Du weißt, sie ist sehr fromm. Sie wies mir daselbst ein Gemälde, welches wirklich meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Es ist die heilige Cäcilie, nicht, wie gewöhnlich, die Orgel spielend dargestellt; denn die Legende erzählt,

wie Du schwerlich wissen wirst, daß sie es ablehnte, in der Kirche Orgel zu spielen, und überhaupt am Ende der Musik ganz entsagte, weil die Freude daran ihr zu profan erschien, und ihre heiligen Contemplationen statt zu stärken, störte. In dem Bilde meiner Tante nun ist die Jungfrau, als höchst reizendes Mädchen, im Kampfe ihrer Gewissensstrupeln mit ihrer Liebe zur Musik dargestellt. Die abweisende Bewegung ihrer Hand, der scheidende, verlangende Blick, den sie, sich von der Orgel abwendend, auf diese zurückwirft, scheint zwar etwas zu viel des eben gebändigten irdischen Verlangens, und zu wenig fromme Exaltation zu verrathen, hiedurch wurde aber keineswegs bei mir die Wirkung dieses, in jeder Hinsicht höchst gelungenen Kunstwerkes gestört. Du sagst, der Enthusiasmus für Kunst sei längst aus der Mode, und glaubst, dir damit ein Recht erworben zu haben, sie zur Zielscheibe deiner witzigen Spöttereien zu nehmen; ich betrachte aber die holde Kunst als Blumenpflanzlerin auf dem dürrn Lebensfelde, wo jetzt Jeder nur Aehren sucht, gleich dem Hamster. Ich halte es mit dem Schmetterlinge und liebe die Blumen, dadurch vergesse ich so manche Dornen wieder. Ihr andern Kinder der heutigen Welt glaubt künstliche Pflanzen genug gefunden zu haben, mich aber haben sie nie ganz schützen wollen. Ich verläugne nichts aus falscher Scham, am wenigsten die Begeisterung für das Schöne in der Kunst. Sie ist in unserer Zeit, wie jede andere Begeisterung, wohl nur durch die Affectation und lächerliche Prahlerei in Mißkredit gekommen, mit der dumme Menschen alles Gute und Schöne in der Welt dem Ver-

nünftigen verleiden. Doch wieder auf die heilige Cäcilie zu kommen: Ich hätte Dir gar nicht von diesem Gegenstand gesprochen, der so wenig Interesse für Dich hat, wenn sich nicht eine Geschichte daran knüpfte, die, obgleich romantisch genug, um Deine Spottsucht zu erwecken, doch meinem Aufenthalte hier einen Reiz zu geben verspricht, den ich überall ungern vermisse, und ohne den mich das Leben langweilt, nämlich den, meine Phantasie zu beschäftigen.

Diese heilige Cäcilie ist von einem jungen Mädchen gemalt, die, wie meine Tante sagt, eine wirkliche heilige Cäcilie ist, so still, fromm und achtungswerth ist ihr Leben.

Als ich dies hörte, war natürlich die Frage, ob die Künstlerin dem Gemälde gleiche? und es war mir unangenehm, als die Tante dies verneinte, doch tröstete mich einigermaßen der Zusatz der Tante: die Künstlerin sei zwar an Gestalt und Gesicht beinahe das Gegenstück zu dem Kunstwerke, aber auch hübsch, ja schön zu nennen.

Die Tante erzählte mir nun weitläufig Alles, was sie über Cäcilien, denn so heißt die Künstlerin, wußte; wie sie in Reichthum und Glanz erzogen, nur in der Kindheit für die Kunst gelebt, und dadurch nicht selten die Unzufriedenheit der Eltern erregt habe; wie unverhältnißmäßiger Glanz, besonders aber des Vaters Spielwuth, das Vermögen der Eltern bald zu Grunde gerichtet, und Cäcilien veranlaßt habe, schon damals durch kleine Bilder, die sie in Geheim verfertigte, und wohl unter dem Werthe verkaufen ließ, die häuslichen Ausgaben zu decken, ohne daß es der Vater bemerkte, der sich in



seine unglückliche Leidenschaft um so mehr vertiefte, je mehr er durch selbe eingebüßt hatte, und wieder zu erlangen hoffte, was er verloren. Der Vater zwang sie, noch ein Kind, einem reichen Mann ihre Hand zuzusagen, den er in seiner verderbten Gesellschaft kennen gelernt hatte, und den Cäcilie verachtete; zum Glück befreite sie bald der Tod, den er bei einem nächtlichen Trinkgelage fand, von diesem Bräutigam. — Und nun, da dem Vater keine andere Aussicht mehr blieb, seine Umstände zu verbessern, gab er zu, daß Cäcilie sich ganz der Kunst weihe, sich und die Ihren vom Mangel zu schützen. — »Da ich sie kannte,« erzählte die Tante, »nahm ich mich ihrer recht thätig an, und verschaffte ihr Beschäftigung und Alles, was sie in den Fortschritten fördern konnte, welche schon damals Aufsehen zu erregen begannen. — Ihr Vater starb bald aus Gram, und nun verschafft sie ihrer Mutter alle die gewohnten Bequemlichkeiten ihres vorigen Lebens, und lebt mit dieser von ihrer Kunst, zwar sehr still und zurückgezogen, jedoch behaglich und ohne Entbehrungen.« Die Tante schlug mir vor, mich von Cäcilien malen zu lassen. »So malt sie auch Männer = Portraits?« fragte ich mit einer Art von eifersüchtigem Gefühl. »Sie muß wohl,« erwiderte die Tante, »ohne diesen reichlichen Quell, den ihr die Eitelkeit der Männer öffnet, würde ihre Kunst ihr wohl weniger einbringen; allein sie malt Portraits nur im Beisein ihrer Mutter.« Ich gestehe dir, daß dieser Umstand dem Ideal, das sich in meinem Kopf bereits von der Künstlerin gestaltet hatte, innigen Eintrag that, jedoch mir auch mehr Muth zur Sitzung gab, welche morgen beginnen soll. Ich kann es mir gar nicht

vorstellen, wie ein junges Mädchen einem jungen Manne ganz frei und scharf ins Gesicht blickt und seine Züge studirt; mag sein, daß die Kunst sie allein dabei in Anspruch nimmt. Nun, morgen wollen wir sehen; ich will dir auf jeden Fall schreiben, wie die Sitzung ausgefallen ist.

Am andern Tage. — Man soll seine Erwartungen nie zu hoch spannen, das Gefühl der Enttäuschung ist dann um so herber. Mit einem höchst albernen Herzklopfen erwartete ich die Künstlerin, denn sie sollte für diesmal bei meiner Tante malen; ihre erste Erscheinung, obgleich sie nicht so schön ist, wie die heilige Cäcilie, zerstörte doch noch nicht die Idee, die ich mir von ihr gebildet. Ein feines, ausdrucksvolles, etwas blaßes Gesicht, ein paar große, bedeutende Augen, ein schlanker, vielleicht etwas allzu zarter Wuchs, die Haltung etwas zu bezeichnend für die Malerin, dies ist ungefähr, was man im ersten Moment an Cäcilien bemerkt; das dunkle, fast zu einfache Gewand gab der ganzen Erscheinung etwas Trübes, das beinahe melancholisch stimmt, aber auch angenehm anregt. — In Folge dieses Eindrucks stimmte ich meinen Ton etwas ins Sentimentale für das Gespräch, das ich beim Malen mit ihr in Gang zu bringen hoffte. Aber es ging nicht recht; ihr Benehmen mißstimmte mich so ärgerlich und befangen, daß ich nicht weiß, ob dies Stumpfheit, Verstellung oder Anmaßung sei; am Ende ist es Beschränktheit, denn, wenn sie Geist hätte, könnte sie unmöglich jede Gelegenheit, ihn zu zeigen, so ganz versäumen. Theilnahmslos an Allem, was gesprochen ward, meine, wie ich glaube, recht feinen, schmeichelhaften Aeußerungen über

ihr Meisterwerk, die heilige Cäcilie, gar nicht beachtend, als verstände sie selbe nicht, kramte sie ihre Pinseln und Farben aus, ohne Antheil an dem Gespräch, das die Tante mit mir führte. Ganz unbefangen wies sie mir die Stellung an, die ich zu nehmen hatte, und nun zeichnete und grundirte sie, ohne andere Worte an mich zu verschwenden, als etwa die höfliche Bitte, den Kopf mehr nach dieser oder jener Seite zu drehen; ich war nach und nach gelangweilt, und in eine so üble Laune gerathen, daß ich, um ihre Eitelkeit ein wenig zu verletzen, mich für meine vergeblichen Hoffnungen zu rächen, dies gar nicht zu verbergen suchte, und mich wie gezwungen weg drehte, um das Gähnen halbwegs zu verbergen. — »Wollen Sie jetzt etwas umher gehen, bis Ihnen die Schläfrigkeit vergeht,« sagte sie ganz ruhig, »Ihre Tante dürfte sonst nicht mit dem Ausdruck des Gesichts zufrieden sein, den ich doch nur von der Gegenwart treu wiedergeben kann, da ich wohl nicht oft Gelegenheit haben werde, Sie zu sehen, um mir Ihre Physiognomie in günstigeren Momenten zu vergegenwärtigen.« Wenn der Ton, womit sie dies sagte, auch nur den geringsten Aerger, die mindeste Empfindlichkeit verrathen hätte, ich hätte gewiß nicht mehr gegähnt; doch sie sagte das so ruhig, mit einem so sanften Ton! — sie hat, im Vorbeigehen gesagt, eine sehr melodische Stimme; wenn sie nur öfters Gelegenheit gäbe, diese zu bewundern, allein die oben angeführte Phrase war vielleicht die längste, die ich von ihr hörte. Als die Sitzung zu Ende war, fand mich die Tante bereits zum Sprechen ähnlich; doch ich bin überzeugt, sie wird mich

verzerrten, sie wird mich häßlich und doch ähnlich malen; ich habe ein Vorgefühl; es sieht ihr so ähnlich.

---

#### Derfelbe an denselben.

Es gibt zweierlei Wege zu unsern Herzen, mein Freund! beide durch die Pforten unserer Eitelkeit; der erste, den die meisten Weiber wählen, ist der glatte, blumige, unserer Eitelkeit zu schmeicheln; der andere ist der ungebahnte, dem andern ganz entgegengesetzte Weg, uns recht zu mißhandeln, unsere Eitelkeit zu beleidigen. Diesen wählt eine Coquette nur selten; denn oft mißlingt der Versuch, und man muß sich auf's Warten verstehen — dies ist langweilig; Cäcilie ist, wie ich fast glaube, ohne Absicht die Erste, welche mit mir diesen Weg einschlug. Ach, ich wollte wahrhaftig, es wäre mit Absicht geschehen, und sie würde nur die Eismasse ab, nachdem es ihr so ganz gelungen ist, mich verliebt, recht wahnsinnig verliebt zu machen; kaum weiß ich selber, wie das kam. Schon die zweite Sitzung war weniger langweilig, als die erste; es gelang mir, ein Gespräch in den Gang zu bringen, und Alles, was sie sagte, war, obgleich sehr lakonisch, doch immer so wahr, so treffend, und doch ohne alle Prätension, daß ich mein erstes vorschnelles Urtheil ihr im Innersten ganz beschämt abbitten mußte. Da wurde meine Tante recht ernstlich krank, ihre übrige glänzende Umgebung zerstob, nur die Bedienten kamen mit Nachfragen; Cäcilie aber, die man niemals in ihrem Salon erblickt, war jetzt den ganzen Tag

an ihrem Krankenbette, meist mit ihrer Mutter, einer guten, vernünftigen Frau. Die ersten Tage ließ man auch mich nur selten zu der Kranken, später aber, wo die Fieber auszu-  
setzen begannen, und die freien Stunden sich immer vermehr-  
ten, war es nun ihr Wunsch, auch mich recht viel um sich  
zu sehen, und wir begegneten uns mit Cäcilien in dem Stre-  
ben, die gute Kranke nach Möglichkeit zu zerstreuen und aufzu-  
heitern. Nun entfaltete sie den Reichthum ihres Geistes, die  
Tiefe ihres Gemüths, das ganze liebenswürdige Innere einer  
zarten und doch starken weiblichen Seele. Doch wozu sie Dir  
loben! Du würdest mich nicht verstehen, denn Du liebst an  
Weibern nur die Gestalt und höchstens eine gewisse Leichtigkeit  
des Benehmens, das Du ihren Geist nennst, als hätte die  
Natur sie tyrannisch genug behandelt, ihnen von der ganzen  
Menschenseele nur diesen elenden Theil zu lassen, gleichsam in  
Proportion zu der Menschenrippe, aus welcher sie die Bibel  
entstehen läßt. Wenn du es aber auch nicht verstehst, muß  
ich dir doch sagen, daß Cäcilie etwas Außerordentliches ist.  
Welche feine Abschattungen ihrer innern Welt! welche Tiefe,  
welche Originalität! —

Daß ich nun völlig verliebt bin, brauche ich Dir nicht  
weiter aus einander zu setzen; daß sie aber noch eben so unbe-  
fangen, eben so gleichgiltig und beseitigend gegen mich ist,  
wie am ersten Tag, schein ich mir selber einzugestehen. So  
lange die Krankenbesuche währten, schien es mir zuweilen, als  
erwachte Theilnahme, Interesse für mich; aber nun die gute  
Tante gesund ist, tritt Alles wieder ins alte Geleise; mein

Portrait blieb, wie Du denken kannst, unvollendet, da die Krankheit meiner Tante das Malen hinderte. Seither finde ich alle Tage neue Vorwände, um ihr nicht sitzen zu dürfen; denn erstens kann ich dann immer zu ihr gehen, und ihr die Sitzung absagen, das Malen bleibt mir auf jeden Fall; wenn aber das Bild einmal fertig ist, wird, ich fürchte es, aller Verkehr ganz abgebrochen. Ich möchte also vorher schon so weit sein, daß es keines Vorwandes weiter bedarf; aber Du glaubst nicht, mit welcher Behutsamkeit man auftreten muß, und wie doch alle die sachten, mühsam schleichenden Schritte gar nicht vorwärts bringen.

---

#### Cäcilie an Andlau.

Die ersten Schneeflocken fliegen bereits an mein Fenster, indem ich dieses schreibe, und Sie sind noch immer auf dem Lande, arme Rosalie! Sein Sie so gut, Andlau, gut und gefällig, und kommen Sie, statt mich unaufhörlich mit Vorwürfen zu quälen, daß ich nicht komme. Ich erzählte Ihnen ja schon so oft, warum ich nicht kann; nun ist Gräfin Zollberg zwar gesund, allein ihres Neffen Portrait noch immer nicht vollendet; hören Sie, wie das kam. Längere Zeit, nach der Genesung seiner Tante, fand er keine Zeit, mir zu sitzen; ich fand dies natürlich: er entschädigt sich durch mancherlei Zerstreuungen für die Entbehrungen, die er sich während der Krankheit seiner Tante aufgelegt hatte, so dachte ich; freilich hätte die Zeit, die er verwandte, um mir jedesmal die Sitzung

abzusagen, fast hingereicht, das Bild zu vollenden; ich dachte jedoch nicht weiter darüber nach, da ich noch eine andere Arbeit an der Staffelei hatte, die mich sehr in Anspruch nahm. Ich schrieb Ihnen bereits, wie während der Krankheit der Gräfin der unangenehme Eindruck ganz geschwunden war, den mir des jungen Grafen Benehmen am ersten Tage erweckte. Es schien mir damals, als fühlte er einen geckenhaften Mergel über meinen gewohnten Gleichmuth; es war mir ein so gewohntes Schauspiel, daß ich weiter keine Aufmerksamkeit darauf wandte, und den Grafen in meiner Meinung unbedingt den Andern zugesehte, deren Eitelkeit, mir durch meine Kunst oft in ihrer ganzen Blöße dargestellt, so viel dazu beitrug, mich vor allen, meinem Alter und meinem Geschlecht gewöhnlichen Illusionen zu bewahren. Ich gestehe, daß ich wohl Vieles dadurch verlor; jedoch in meiner Lage war der dadurch erlangte Gewinn wohl noch höher anzuschlagen.

Graf Solar wies sich von einer ganz anderen Seite bei meinem häufigen Beisammensein mit ihm am Krankenbette seiner Tante, so daß ich, mein vorschnelles Urtheil bereuend, ihn recht herzlich zu achten begann, und da nichts in seinem Benehmen die geringsten Ansprüche verrieth, sich mir anders als in dem gegebenen Verhältniß einer flüchtigen angenehmen Bekanntschaft zu nähern, blieb auch ich ganz unbefangen und weniger zurückhaltend in meinen Aeußerungen, als dies bei mir sonst der Fall ist. — Endlich wollte er mir wieder sitzen; ich schickte mich, wie gewöhnlich, ganz mit meiner Kunst beschäftigt, zum Malen an. Als ich nun meinen

Blick auf sein Gesicht hefte, bligt mir ein Etwas aus seinen Augen entgegen, das mich plötzlich in solche Verwirrung bringt, daß ich erbebend den Pinsel fallen lasse; durch das Haschen darnach kommt er aus der Stellung und meine Geräthe in Verwirrung; ich bemühe mich, Alles wieder zu ordnen, fühle mich aber so zerstört, daß ich Alles verkehrt angreife. — »Nun, was gibt es denn?“ ruft meine Mutter ganz verwundert, indem sie ihren Strickstrumpf hinweg legt und mir zu Hilfe kommt. »Was ist dir denn widerfahren?“ fragt sie ganz überrascht, indem sie, ihre Brillen abwischend, mir ins Gesicht sieht. Diese einfache Frage brachte mir auf's Neue die Blut ins Gesicht, die, wie ich glaubte, eben so weit daraus gewichen war, daß ich den Kopf zu erheben gewagt hatte, den ich bisher immer, wie suchend, zu Boden gesenkt hatte. Den Grafen während dieser, gewiß höchst lächerlichen, albernen Scene anzublicken, war mir durchaus unmöglich; aber seine Stimme, als er mir etwas ganz Unbedeutendes sagte, war bewegt und bebend; es bewies mir, daß diese ganze Scene von ihm nicht nur bemerkt, sondern auch gedeutet worden war, und wie sollte er sie anders deuten, als zum Vortheil seiner Wünsche, — der Wünsche seiner Eitelkeit? — Dieser Gedanke gab mir nun ein solches Depit gegen mich selbst, und eine solche Angst, ihn in seiner Meinung zu bestärken, daß ich gerade durch diese Angst immer befangener wurde, und dadurch immer mehr gerade das bezweckte, was ich fürchtete; dies zeigte mir die Freude recht deutlich, die aus seinen Blicken glänzte, und die mich so sehr außer Fassung brachte, daß ich die ganze Zeit hindurch nicht



einen gelungenen Pinselstrich zu machen fähig war, und Alles wieder übermalen muß, was ich heute gearbeitet. — Endlich schützte ich heftiges Kopfsweh vor, um nur diese peinliche Sitzung aufzuheben, und nun überfällt mich eine solche Angst, wenn ich an eine Wiederholung denke, daß ich auch Vorwände brauche, um nicht malen zu dürfen; doch muß es ja endlich sein, und ich sollte vielmehr trachten, die Sache je eher los zu werden, dann geht er ja in seine Heimat und denkt bald nicht mehr an die ganze alberne Geschichte. Was sagen Sie dazu, lieber Andlau? Nicht wahr, Sie sagen, daß ich erstens bei Weitem nicht so vernünftig bin, als Sie dachten, da mich etwas, dem ich sonst mit so vielem Gleichmuth zu begegnen gewohnt war, ein Blick eines jungen Herrn, der mit oder ohne Absicht einen etwas ungewöhnlichen Ausdruck hatte, so sehr außer Fassung bringen konnte, bloß weil es mir gerade unerwartet kam, weil ich mich für überzeugt hielt, gerade Solar könne mich niemals so anblicken; zweitens sagen Sie, oder ich mir selbst, daß man nicht vernünftig ist, so lange man überrascht werden kann; man werde es nur erst, wenn man auf Alles immer gefaßt und immer ruhig ist, und drittens endlich, daß doch das Meiste in der Welt gelegentlich geschieht, daß wir viel zu sehr durch das Leben verkünstelt sind, um nur irgend eine unserer Handlungen, ja selbst unsere Gefühle rein der inneren Eingebung zuschreiben zu können; diese Bemerkung mögen Sie hier nicht ganz an ihrem Plage finden, mir aber ist der Zusammenhang derselben mit der Schilderung meines Zustandes recht klar, nehmen Sie ihn daher

indessen so hin, und sagen Sie mir recht bald, was Sie über meine Albernheit denken; ich bin dadurch so sehr gedemüthigt, daß mir ein Ausschelten, nach Ihrer Weise, ordentlich wohl thun wird.

---

Baron Andlau an Cäcilie.

Was ich darüber denke? Wahrhaftig, die Frage ist so naiv, daß es fast scheint, als wollten Sie mich damit zum Besten haben. Sollten Sie wirklich in Sachen des Gefühls unerfahren genug sein, um sich ein so leichtes Räthsel nicht selber lösen zu können? So hören Sie denn, was ich denke, wenn Sie es nicht schon wissen. Sie sind verliebt, Cäcilie, verliebt, verliebt! Nun ist Ihnen hoffentlich das Räthsel gelöst; wie müssen Sie mich auslachen mit meinen Predigten über Ihren Gleichmuth, über die Gewalt, die Sie Ihrer Kunst einräumen! Thor, der ich war! als ob ein Weib jemals consequent sein, als ob sie jemals inneres Gleichgewicht behalten, und Einsichten und Grundsätze mit ihrem Gefühl in Einklang bringen, als ob ein Weib jemals etwas von sich versprechen könnte! Bedurfte es mehr, als eines verliebten Blickes aus den schönen Augen eines Salonhelden, der dem Rufe seiner Eroberungen immer neue dankt, um auch einer Cäcilie Herz seinen zahlreichen Siegestrophäen zugesellen zu können? Geben Sie Acht, Cäcilie! Graf Solar hat schon aus manchen schönen Augen geheime, bittere Thränen gepreßt; mögen ihre Thränen, wenn er Ihnen jemals welche kostet, wie siedendes, äzendes Gift auf

seine Seele fallen! Er wird mir Rechenschaft geben von jedem Tropfen dieses himmlischen Thaues, der nur durch den Sonnenstrahl der Freude verklärt, auf des Lebens Blumen zurückfallen sollte, welchen er entstieg.

Hoffentlich bedarf es keiner Entschuldigung, daß ich noch immer nicht in die Stadt komme. Dies wird Ihnen nun völlig gleichgiltig sein; die Liebe verzehrt jedes andere Interesse, und das Flämmchen der Freundschaft verschlingt ihre Lava.

---

#### Cäcilie an Andlau.

Wie haben Sie mich erschreckt durch Ihr bestimmtes, behauptendes Wort, durch den Ernst, mit welchem Sie eine Sache behandeln, die mir, weiß Gott! bisher halb wie Scherz dünkte. Erinnern Sie sich, was ich Ihnen neulich über das Gelegentliche in unserm Leben sagte? Dies paßt ganz dazu. Wahrlich, wenn ich verliebt wäre, hätten Sie allein die Schuld! Grafen Solar's Verhältnisse liegen so weit ab von Allem, was uns näher bringen, was mir den Gedanken einflößen könnte, von meiner Seite ein ernstes Gefühl für ihn zu fürchten, daß meine ganze Angestrengtheit bisher sich auf die Sorge beschränkte, daß er eine falsche Idee von mir haben könne, wie ich ihm diese benehmen und zugleich seinen immer ernster werdenden Bewerbungen begegnen könne. Ich hatte mir nämlich Letzteres durch die vertraulichere Annäherung sowohl, als durch mein letztes kindisches Betragen beim Malen sehr erschwert; meine Berlegenheit ward nur durch sein eigenes Benehmen vermehrt,

welches so achtungsvoll schonend war, so ohne allen Dünkel und Zuversichtlichkeit, die ihm doch eben mein verlegenes Benehmen und sein Selbstbewußtsein einflößen könnten, daß ich ihn nicht wohl auf eine Art zurückweisen kann, welche ihn den Andern gleichstellen und unverdient verletzen würde; auf jeden Fall mußte ich mir sagen, daß er mir nicht glauben und bei seinen Bewerbungen beharren würde. Mein Schwanken in der Wahl der besten Mittel, ihn auf eine sanfte und doch bestimmte Weise zurückzuweisen, versetzte mich ohnehin schon in einen peinlich bewegten Zustand, und nun kommt noch Ihr Brief! Seit ich ihn las, bin ich in einer beständigen Aufregung; denn wenn ich mich stundenlang durch die besten Gründe überzeugen will, Sie hätten unrecht, ganz unrecht, so sagt mir wieder eine innere Angst: und wenn es doch wäre? und von Neuem beginnt die Gewissensforschung und die Angst, Sie hätten doch recht.

Ihre übrigen Ungerechtigkeiten will ich nur so in Demuth hinnehmen, ich bin viel zu sehr unzufrieden mit mir selbst, um mich vertheidigen zu wollen; aber daß Sie meine Freundschaft für Sie in Zweifel ziehen, und meinen, diese könnte jemals irgend einem andern Interesse weichen, ist unrecht, und es schmerzt mich tief.

---

Graf Mellstein an Victor.

Ich traute dir wahrhaftig immer einen guten Theil Wahnsinn zu, aber daß du es so weit treiben könntest, glaubte ich

doch nie. O wie weise war schon Seneca, als er sagte: »Kenne dich selbst.« Wenn du seinen Rath befolgt hättest, könntest Du die Tollheit Deines jetzigen Benehmens an den Fingern abzählen. Sage mir: Wie oft warst Du schon verliebt? ja, wie oft behauptetest Du sogar, daß es zum letzten Male sei? und alle die Erfahrung hat Dich nicht so klug gemacht, daß Du jetzt einsehen könntest, es würde Dir mit Cäcilien eben so gehen, wie mit allen Andern. Ja, Du gehst so weit, an Heirath zu denken, mit einer Künstlerin! was mehr, mit einer, die — um Brot malt! mit einem Mädchen, das, nach Deiner eigenen Beschreibung zu urtheilen, die Fähigkeit verloren hat, das Leben von einer heitern Seite aufzufassen, und deswegen mit Matronenernst ins Leben sieht, und mit hochmüthiger Gleichgiltigkeit, worauf sie sich noch obendrein viel zu Gute thun wird! Ein Wesen, das schon alle Frische der Empfindungen verloren, dessen Inneres früh gealtert ist. Ein Wesen, das niemals in Deinen Lebenskreis, in Deine Gesellschaft passen wird, das Dich eben darum Deinen Freunden entziehen, und das Dir Deine bisher so heitere, freudige Lebensweise verleiden, Dir früh den Ernst, der Deiner Natur entgegen ist, angewöhnen, Dich melancholisch, hypochondrisch und menschen-scheu machen wird. — Ich beschwöre Dich, kehre zu uns zurück, und in Kurzem wird Cäciliens Bild, wie ein schwerer Traum, aus Deiner Seele schwinden, und Du wirst erleichtert, neu belebt, der wiedergegebenen Freiheit entgegen athmen, und frische, neue Lebenslust in Deinem Herzen spüren. Daß Sie noch immer die Spröde spielt, macht mich für

dich hängen, denn es zeigt, wie klug sie ist; darum fürchte ich sehr, daß sie Deine Bande fest genug drehen wird, um Dir das Entkommen zu erschweren; doch baue ich noch immer zu sehr auf die augeneröffnende, Langweile bringende Allgewalt der Zeit, als daß ich über Dich verzweifeln sollte.

---

### Cäcilie an Andlau.

Konnten Sie mich wirklich so mißverstehen, oder gab Ihnen nur die üble Laune, die aus jeder Zeile Ihres letzten Briefes spricht, jene Mißdeutung meiner Worte ein? Wollen Sie geflissentlich verdrehen, was ich mit dem »gelegentlich« sagen wollte? Ich mag freilich nicht immer die passendsten Worte wählen, um meine Meinung auszudrücken, aber mit Ihnen bedurfte ich bisher kaum der Worte; es war eine solche Sympathie im Gang unserer Ideen, daß Sie, was ich kaum leise andeutete, sogleich vollständig, wie ich es gedacht hatte, ergänzten; jetzt aber muß ich mich bemühen, meine Gedanken klar zu machen.

Wie können Sie glauben, daß ich den Menschen zum Werkzeug des Zufalls herabwürdigen möchte! Ich räume diesem nur die Macht ein, Manches, was vielleicht ohne sein Zutun immer im Innern schlummern und verborgen bleiben würde, gelegentlich zu wecken und ans Tageslicht zu fördern; dann aber haben wir Grundsätze und Pflichten, um die Grenze zu bezeichnen, die wir den neuerwachten, neuerkannten Gefühlen oder Gedanken einräumen sollen. Ich habe es wohl

verdient, daß Sie mir nun nicht zutrauen wollen, meine Vorsätze auszuführen, da ich mich von einem Gefühl überraschen ließ, das Sie Liebe nennen, und das auch, wie ich fühle, etwas Aehnliches, auf jeden Fall Thorheit ist. — Doch so weit soll es mich nicht verblenden, daß ich, meinen Vorsätzen ungetreu, in Victor's Bewerbungen willige. Bedauern Sie mich, mein Freund! er ist gewiß der Erste, der mich wahrhaftig liebt; sein hartnäckiges Werben um die Hand einer armen Marlerin beweist es weniger noch, als sein ganzes verändertes Wesen, jedes Wort, jeder Blick. Er hat liebenswürdige und achtenswerthe Eigenschaften genug, um mich in einer dauernden Verbindung zu beglücken, und dennoch zwingt mich meine bessere Überzeugung, von mir abzuweisen, was Sie meinen Beruf nennen; ich werde ihr folgen, dieser Überzeugung, zweifeln Sie nicht: es müßte denn der Zufall die Umstände ändern, die jetzt, meiner Meinung nach, eine unübersteigbare Kluft zwischen mir und Victor bilden. Kommen Sie bald, Ihre Gegenwart, Ihr Rath, würden mir am besten über diese Lebensklippe helfen. — Ich arbeite schon an meinem Christbaum für Ihr München; ihr verrenkter Fuß wird sie doch nicht hindern, vor Freude dabei zu hüpfen; küssen Sie das liebe Kind und Rosalien auf's herzlichste für mich.

---

Victor an Kellstein.

Schreibe mir nicht mehr, wenn Du keinen bessern Rath weißt, als Cäcilien aufzugeben; Du glaubst nicht, wie ihr

Weigern meine Liebe erhöht, wie ihr Bild mich unablässig beschäftigt, wie ich Tag und Nacht auf Mittel sinne, ihre Vorsicht, meinen Anblick zu vermeiden, zu überlisten, und wie ich glücklich bin, wenn mir eines gelingt, und ich sie auch nur auf einen Augenblick sehe, ein Erbeben und Erröthen auf ihrem Gesicht überraschen, nur ein Wort ihrer stötenden Stimme entlocken kann. Nein, so liebte ich noch nie! und trotz ihrer scheinbaren Kälte liebt auch sie mich; wir sind für einander geschaffen, und es muß, es wird mir gelingen, ihre Bedenklichkeiten zu überwinden. Was mir am meisten im Wege steht, ist ein murrköpfiger Freund Cäciliens, ein gewisser Baron Andlau, in dessen Hause sich jetzt Cäcilie größtentheils aufhält. Ich ließ mich sogar schon herbei, seiner recht niedlichen Frau ein Vischen den Hof zu machen, um in diesen Zufluchtsort Cäciliens einzudringen, allein Andlau weicht mir bestimmt und fast unartig aus. Wenn Cäcilie mein ist, muß sie diese Freundschaft sogleich aufgeben. Hast Du je gehört, daß ein Mädchen einen Freund hat, der zwar verheirathet, aber doch immer ein noch junger Mann ist, der sogar, trotz seines murrköpfigen Benehmens und seiner finstern Miene, ein recht bedeutendes Gesicht, ein paar recht schöne, schwarze Augen hat, und mit dem sie in Briefwechsel steht? Der Briefwechsel wird ihr hoffentlich durch ein paar eifersüchtige Scenen verleidet werden, die ich, um die Eintönigkeit des Ehestandes zu unterbrechen, ihr gelegentlich zu spielen gedenke. — Wenn ich für's Erste nur schon so weit wäre! Aber es wird, es muß gehen! Sage mir nichts mehr dagegen, es wäre Alles vergebens;



noch nie war ein Entschluß so fest und unwiderruflich bei mir, als dieser.

---

Derfelbe an denselben.

Gratulire mir, lieber Freund, ich stehe am Ziel meiner Wünsche; Cäcilie ist meine Braut. Zwar hätte ich lieber meiner eigenen Kraft den Sieg über die Hindernisse verdankt, den mir der Zufall verschaffte, doch bin ich zu glücklich, um der Eitelkeit noch eine mistönende Stimme der Unzufriedenheit in meinem Freuden-Concert zu gönnen. Ich habe jetzt nicht Zeit, Dir lange Beschreibungen der letzten Tage zu liefern; es genüge Dir zu wissen, daß ein Oheim Cäciliens sammt seinem einzigen, bis jetzt sehr kräftigen Kinde an einem bössartigen, ansteckenden Nervenfieber gestorben, und daß Cäcilie, die nächste Verwandte, nun eine reiche Erbin, mir ihre Hand zusagte. Du denkst wohl, daß es nicht an einigen heftigen Auftritten, an Vorwürfen von meiner Seite fehlte, über den Stolz, der bisher ihre Weigerung veranlaßt hatte; nun ist aber Alles vor der Hand beigelegt, und ich der glücklichste der Menschen. Du irrst, wenn Du glaubst, daß die Verschiedenheit unserer Ansichten mein Glück mit ihr in der Folge stören könnte; es ist vielmehr eine stete Aufforderung zu kleinen Kämpfen, die das Einerlei des häuslichen Lebens unterbrechen, meine Kraft an Hindernissen üben, und unsere Liebe eben durch diese kleinen Stacheln immer neu erwecken und jung erhalten werden.

---

Cäcilie an Andlau.

Welch ein Gedanke kam Ihnen, jetzt, mitten im Winter, allein auf's Land zu gehen! Ihr Wirthschaftseifer geht wahrlich zu weit! Sie lassen Ihre Frau hier im Vollgenuß der Carnevals=Zerstreuungen, und wissen doch, wie nöthig Ihre Gegenwart ist, um ihre Vergnügungssucht zu zähmen; ich kann nicht zu den Bällen, welchen sie beiwohnt; selbst in meiner neuen Lage ist mir diese Schaustellung meines vielfach beneideten Glückes vor den tabel- und klatschfüchtigen Gesellschaften unserer Stadt unmöglich. Victor versuchte es schon ein paarmal, mich dazu zu bereben; es wird um so weniger möglich, ihm hierin nachzugeben, da meiner Mutter fortwährende Kränklichkeit sie nicht nur am Mitgehen hindert, sondern auch mir durch die Angst um sie, wenn sie allein bleiben müßte, diese ungewohnten Zerstreuungen doppelt unerträglich machen würde. Kehren Sie zurück, lieber Andlau! Rosalie ist bleich und hustet, und tanzt doch; sie macht mir bange. Ihnen wird es leicht gelingen, sie mit guter Art zur Mäßigung in ihrem Lieblingsvergnügen zu bewegen.

Denken Sie sich, daß sich in den Erbschaftsangelegenheiten Anstände finden, Chikanen, von welchen ich nichts verstehe; nun muß Victor selbst nach M., um durch seine Gegenwart die Angelegenheit, die ja nur die seine ist, zu schlichten; in wenig Tagen gedenkt er abzureisen. Zum Glück habe ich Bekannte in M., in deren Haus er eine freundliche Aufnahme und einigen Ersatz für die Entbehrung finden wird, die ihm diese langweilige Angelegenheit auflegt.

Dieselbe an denselben.

Eilen Sie schnell, ehe es zu spät wird; meine Befürchtungen waren nur zu sehr begründet; Rosalie liegt krank darnieder, der Arzt fürchtet eine heftige Augenentzündung; ich verlasse ihr Bett nicht, auch meine Mutter brachte die vorige Nacht bei ihr zu.

---

Cäcilie an Victor.

So lange schon sind wir getrennt, und noch habe ich seit Ihrem Brief, den Sie mir noch vor der Reise schrieben, keine Zeile erhalten! Ich wünsche, daß Ihr Schweigen wenigstens keine so trübe Ursache habe, als das meine. — Als Sie uns verließen, lag meine Freundin, Rosalie Anblau, bereits krank. Gleich am andern Tag nahm ihr Uebelbefinden einen so beunruhigenden Gang, daß ich sogleich meinen Gilboten an Anblau sandte. Doch erkannte ihn Rosalie bei seiner Ankunft, schon in heftigen Fieberphantasten, nicht mehr; ihr Uebel nahm mit furchtbarer Schnelle überhand, und Nächte hindurch bin ich kaum von ihrem Bette gekommen. — Einmal gab eine scheinbare Besserung uns trügerische Hoffnung, die leider nur zu bald verschwand. Gestern Nachmittag starb sie. — Ich habe während dieser Zeit unaussprechlich gelitten. Anblau, den ich bisher immer für erkaltet gegen seine Frau glaubte, weil er ihre Fehler zu deutlich sah, hat während dieser Zeit meine Meinung, zu meinem Schmerz, ganz widerlegt; denn ich sehe

ihn jetzt einer Verzweiflung preisgegeben, die ihn jedem Troste unzugänglich macht. Mit welchem herzerreißenden Kummer in den eingefallenen Zügen saß er, ein Bild des Jammers, an ihrem Krankenbette, mit welcher Todesangst lauschte er den Aussprüchen des Arztes! — Arme Rosalie! warum mußte sie jetzt sterben? Die Beweise solcher Liebe hätten gewiß für immer ihrem kindischen Leichtsinne Schranken gesetzt. Andlau konnte sich nur nicht recht äußern, er konnte sein Gefühl auf keine ihr verständliche, liebenswürdige Art an den Tag legen.

Dies furchtbare Ereigniß hat mich sehr erschüttert, und nun vermehren auch Sie meine Traurigkeit durch die peinliche Angst, die mir Ihr Stillschweigen verursacht. — Diese Zeit, die ich in schöner, hoffnungsreicher Vorbereitung zu meiner beglückenden Zukunft hinzubringen gedachte, wird zu einer der traurigsten meines Lebens; auch hätte ich Ihnen in den ersten Schmerztagen, ehe ich mich einigermaßen fassen konnte, gar nicht geschrieben, wenn mir nicht eine Sache am Herzen läge, die ich vor Allem mit Ihnen ins Reine bringen muß, um mich mit selber wieder geben zu können.

Als Rosalie mit dem Tode rang, kam plötzlich ihr kleines, dreijähriges Mädchen, in der Verwirrung der Wärterin entkommen, ins Sterbezimmer. — Andlau, in der gewaltsamen Aufregung seines Schmerzes, rief mit herzerschneidendem Ton: »Auch du, auch du, arme Waise! wer wird für dich sorgen?« »Ich!« rief ich von Schmerz und Mitleid übermannt, »ich will ihr Mutter sein, nehmen Sie mein heiligstes Versprechen!« Bei diesen Worten sah ich den ersten und einzigen hellen Strahl

über Andlau's verschattetes Gesicht gleiten; seit diesem Versprechen scheint sein Kummer milder geworden zu sein. — Lieber Victor, Sie sehen, ich habe in diesem Augenblicke nicht daran gedacht, daß meine Zukunft nicht mehr mir allein gehört; daß ich hätte Anstand nehmen sollen, ohne Ihre Einwilligung ein Wesen, gleichsam als Drittes in unsern Bund zu nehmen, das, so schuldlos und lieblich es auch sein mag, doch Ihnen unangenehm sein, und als überflüssig und lästig erscheinen könnte. Doch nein, Sie müßten ja der nicht sein, dessen Bild sich mit so edlen Zügen in mein Herz grub, wenn Sie es mir verargen könnten, der innern Stimme gefolgt zu sein, die mich einem Verzweifelnden Trost geben, und Pflichten übernehmen hieß, deren Erfüllung mir schon durch die Liebe, die mich seit ihrer Geburt an die liebliche, kleine Minna knüpft, theuer werden, und mein Leben verschönern wird. Nicht wahr, mein geliebter Freund, Sie werden der ersten Bitte, die ich Ihnen vortrage, Ihre vollkommenste, gerne gegebene Zustimmung nicht versagen? Andlau wird diese Tage verreisen; denn Jahre müssen, wie er sagt, vergehen, ehe sein Schmerz sich so weit beruhigt haben wird, daß er den Anblick seiner Heimat und seines Kindes wird ertragen können. — Gott geleite ihn, er ist einer der edelsten Menschen, und wird einst, ich hoffe es zuversichtlich, Ihr Freund werden, wie er der meine ist.

---

Victor an Kellstein.

Auch von Dir wohlverdiente Vorwürfe über mein Stillschweigen! Doch konnte ich mich bisher nicht entschließen, es

---

zu brechen; mir war es, wie einem in süßen Träumen Befangenen, der sich nicht regen mag, weil er so lange als möglich die lieblichen Bilder fest halten will, die ihn umgaukeln, und auf die Stimme der Weckenden nicht zu hören entschlossen ist; ich hätte Dir vielleicht noch nicht geantwortet, wenn nicht Cäcilien's klagende Stimme mich dennoch endlich geweckt hätte, die ich jetzt nur darum lieber höre als eine andere, weil ihre Klage noch nicht mir gilt. Ich könnte diesen Umstand sehr zu meinem Vortheil benützen, aber dann müßte ich Cäcilien weniger kennen. Wer sie kennt, müßte sich selbst verachten, wenn er die Kunstgriffe gegen sie gebrauchen könnte, aus welchen man sich gegen Andere oft kein Gewissen macht; doch ich spreche Dir in Räthseln. Lese also den eingeschlossenen Brief Cäcilien's und vernimm! Ich beginne damit, Dir zu bekennen, ich sei der beklagenswertheste Sterbliche, der elendeste zugleich, der sogar das Recht zu klagen verlor; es geschieht mir ganz recht. Daß mich Cäcilien's Erbschaftsangelegenheiten zu einer Reise hierher veranlaßten, erfuhrt du aus meinem letzten Schreiben. Cäcilie gab mir einen Brief hierher mit an eine Freundin, und der etwas schalkhafte Ausdruck ihrer Mienen, als sie mir ihn übergab, wie auch die räthselhaften Worte: ich soll ihr nicht etwa in der Überraschung untreu werden, fielen mir erst nachher wieder auf, als der Abschied überstanden, und ich auf der Reise allein, und meinen Gedanken überlassen war. Kaum hier angelangt, eilte ich den Brief zu übergeben, konnte aber nur den Herrn des Hauses, Baron Wehrschild, sprechen, der Frau und Tochter entschul-

digte, indem sie mit Vorbereitungen zu einem Concert beschäftigt wären, welches diesen Abend nebst einem kleinen Ball bei ihm stattfinden sollte, und zu dem er mich sogleich einlud, nachdem er mir zuvor Cäcilien's Brief abgenommen und der Tochter zu übergeben versprochen hatte. Der Baron sowohl, als das ganze Haus, hatte einen vortheilhaften und behaglichen Eindruck auf mich gemacht. — In der besten Stimmung, doch ohne andere Ahnung ging ich, etwas verspätet, zum Baron. — Im Vorfaal hörte ich, daß das Concert bereits begonnen; leise, um nicht zu stören, schlich ich in den Saal. Die glockenreinen Töne eines Claviers, auf dem eben mein Lieblings-Trio von Hummel mit Kunstfertigkeit und Ausdruck ausgeführt wurde, hatten bereits magisch eingewirkt; ich war nun endlich im Stande, die in einem Halbkreis auf einer bühnenartigen Erhöhung versammelten Dilettanten zu erblicken, und denke Dir! doch das würdest Du vergebens versuchen; denn niemals könntest Du Dir einen Begriff von meinem Erstaunen, von meinem Entzücken machen, als ich in der Künstlerin, die so seelenvoll jenes Trio vortrug, die heilige Cäcilie in meiner Tante Kapelle, jenes vielbewunderte Meisterstück meiner Braut, in vollem, frischen Jugendleben, die holden Töne nicht abweisend, sondern im Vollgenuß derselben schmelzend, erblickte. Dies also hatten Cäcilien's geheimnißvolle Worte angedeutet, als sie mir jenen Brief übergab! Ich wußte nun schon, was ich vom Vater mir sagen ließ, indem er dadurch meinem entzückten Lobe lächelnd Gehalt that, daß dieses reizende Wesen seine Tochter Helene sei. Was soll ich Dir ferner sagen?

Cäcilie und Verlobung, ja leider sogar die Erbschaft, von welcher durch meine Vernachlässigung ein Theil verloren ging, Alles war vergessen! Im Taumel der wahnsinnigsten Leidenschaft befangen, bringe ich träumend, rasend meine Tage hin. Helene besitzt jede anziehende, liebenswürdige Eigenschaft in dem Grade, in dem sie schön ist: Geist, Anmuth, Gewandtheit im Umgang, dabei kindliche, unbefangene Heiterkeit eines offenen, schuldlosen Gemüthes. Wie könnte ich Dir nur den geringsten Theil ihrer Vorzüge schildern, da Du nichts bis jetzt kennst, was Dir einen Begriff von ihr geben könnte!

Helene erzählte mir, als ich, am Tage nach jenem Concert ihre Eltern besuchend, sie mit der Mutter allein fand, daß sie, von ihrer ehemaligen Gouvernante begleitet, in S. gewesen sei, wo diese ein Geschäft hatte, um Cäcilien zu besuchen, die sie in einem Badeorte kennen gelernt, wo Cäcilie in ihres Vaters letzter Krankheit mit ihm, Helene aber noch ein Kind, mit ihren Eltern und der Gouvernante gewesen, — daß sie seither immer mit einer Art von Sehnsucht an Cäcilien gedacht hatte, die ein paar Jahre älter, als Helene, damals schon in die Reihe der Erwachsenen gehört, und sich dennoch immer am liebsten mit Helenen beschäftigt, und ihr auch Stunden im Zeichnen gegeben hatte. Da der flüchtige Besuch bei Cäcilien ohne die Eltern geschah, lebte Helene bei dieser, die wenigen Tage ihres Aufenthalts hindurch, in größter Abgeschiedenheit, und konnte Cäciliens Bitten nicht widerstehen, ihr ein paarmal zu ihrem eben entworfenen Gemälde zu sitzen. Cäcilie mußte ihr aber versprechen, nicht zu ver-



rathen, daß das Bild ein lebendes Original habe, und geloben, das Portrait zu idealisiren. In dem Briefe, dessen Überbringer ich war, und den mir Helene zeigte, bekannte ihr Cäcilie, daß es ihr durchaus nicht möglich war, diesem letzten Wunsch zu entsprechen, da Helenens Gesicht ihr, so wie es war, völlig passend und allen Forderungen entsprechend erschienen war. Mit Blizeschnelle durchflog ich bei dieser Erzählung, durch welche Helene sich gleichsam für solche Schau-  
 stellung ihrer Schönheit zu entschuldigen schien, Cäciliens Brief, den sie mir, auf die erwähnte Stelle deutend, hinge-  
 reicht hatte, und mein Herz klopfte hörbar, als ich las: »Überbringer dieses reiset als mein Geschäftsführer nach M.; was ihn dazu vermochte, errathe Du, oder er mag es Dir selbst sagen.« Der Versucher, welcher Petrum vor dem bekann-  
 ten Hahnenschrei verführt hatte, trat nun zu mir, und rief so laut: »Verläugne sie,« daß ich auch Cäciliens Warnung: »Wer-  
 den Sie mir nicht etwa untreu,« welche sie arglos scherzend ausgesprochen hatte, vergaß. »Dieses Räthsel,«, sagte sogleich Helene, auf die erwähnte Stelle deutend, »ist nicht schwer zu lösen.« — »Ihnen soll es dies am wenigsten sein,« sagte ich, vor mir selber erröthend; und der Geist der Lüge flüsterte mir geläufig ein: »meine Bewunderung jenes Gemäldes veranlaßte Cäcilien zu einer zweiten Wortbrüchigkeit, und ist es nun ein Wunder, wenn ich die Gelegenheit so gerne ergriff, die sich mir darbot, ihr eine Gefälligkeit zu erzeigen, da der Lohn für so leichte Mühe Ihre Bekanntschaft war?« Helene erröthete, schien aber keineswegs unangenehm überrascht, und der Ausdruck ihres

Gefichtes, den ich mit Entzücken zu deuten wagte, ließ mich die Beschämung und die Reue vergessen, die mich schon, während ich jene verrätherischen Worte gesprochen hatte, im Innern quälte. — Seither bin ich täglich bei Helenens Eltern, täglich mit ihr, und obgleich nur allmählig, in kaum wahrnehmbarer Folgenreihe, schreitet auch meine stumme Bewerbung um ihre Gunst vorwärts, und der Erfolg würde mir einen Himmel voll süßer Hoffnungsbilder öffnen, wenn ihn mir nicht der Gedanke an Cäcilie mit trüben Wolken umzöge. — Was soll ich thun? Helenen entsagen kann ich nicht. Unter tausend Qualen reifte in mir der Entschluß, Cäcilien meine Untreue zu bekennen, und dann, Helenen meine Schuld zugleich mit meiner Liebe eingestehend, ihre Verzeihung zu erflehen. Aber wie dies peinliche Bekenntniß ablegen, und Cäcilien so viel als möglich dabei schonen? Soll ich zu ihr eilen? ihr schreiben? Rathe mir, Du, der Gewandteste der Sterblichen, der Du so oft in ähnlicher Klemme gewesen, und Weiberherzen zu studieren weit mehr Gelegenheit hattest, als ich; rathe mir, Du mein Vorbild und Lehrmeister, zum letzten Male; denn dann will ich Deiner Lehre abschwören, und treu bis zum Tode in Helenens Rosenfesseln ausharren.

---

Kellstein an Victor.

Als ob ich nicht sogleich errathen hätte, warum Du mir jenen Brief mit den demüthigen Bekenntnissen geschrieben? Du wolltest mich, wie der Affe die Kagenpfote, brauchen, um

Dir die Kastanien aus der Glut zu holen, nicht wahr? Freilich bin ich weniger empfindlich, und mehr durch solche Arbeit abgehärtet, als Du; aber Du hast es wahrlich nicht um mich verdient, daß ich mir um Deinetwillen die Mühe gebe. Auch hätte ich vielleicht nicht so leicht Gnade für Recht ergehen lassen, wenn es nicht in meinem Interesse läge, daß Du Cäcilien nicht heirathest, die Dich gewiß bald mir und allen Deinen Freunden entziehen würde. Wenn Du schon heirathen mußt, und das mußt Du, ich sehe es jetzt ein, so sei es doch eine Frau, die geeignet ist, der Glanzpunkt unserer Zirkeln zu werden, und der Gesellschaft hier frischen Reiz, neues Leben zu bringen. — Diese Betrachtungen bestimmten mich sogleich, nach Empfang Deines Schreibens nach S. zu fahren; daselbst kaum angekommen, meldete ich mich bei Cäcilien, und wurde nach einigen Schwierigkeiten, im Beisein ihrer Mutter, was mir nicht gefiel, empfangen. Cäciliens bleiches Gesicht, ihre gebeugte Gestalt, ihre ganze trübe, ernste Umhüllung und Umgebung, der Firniß- und Delfarbenengeruch bei ihr, Alles paßte vollkommen zu dem Bilde, das ich mir nach Deiner Schilderung von ihr entworfen hatte; denn die Regelmäßigkeit ihrer Gesichtszüge, die Schönheit ihres Blickes u. s. w. muß man erst hintendrein aus allen diesen unangenehmen Zugaben herausfinden. An einer Staffelei war ein halbvollendetes Gemälde, eine Gruppe, aus der ich sogleich Dein Gesicht heraus fand. Dieser Anblick gab mir Muth, indem es mich sogleich daran erinnerte, wie schlecht Du in solche Umgebung passen würdest, und so entschloß ich mich denn kurz und gut,

da mir eben keine geschicktere Wendung einfiel, nach einer kleinen, vorbereitenden Einleitung ihr Deinen Brief hinzureichen, mich in die Stellung versetzend, sie aufzufangen, wenn bei einer solchen Lektüre sie eine Ohnmacht anwandeln sollte, welches wahrlich kein Wunder gewesen wäre. — Es überraschte mich, daß trotz der Todtenblässe, welche mit Fieberglut auf ihrem Gesicht wechselte, und trotz der Trübseitigkeit, die sie ein paarmal abzusetzen, und mit der Hand über die Augen zu fahren nöthigte, sie doch am Ende nicht nur nicht niedersank, sondern vielmehr sich recht gerade in die Höhe richtete, und mir mit etwas gedämpfter Stimme, aber doch ohne Stocken sagte: »Ich danke Ihnen, Graf Kellstein! Schreiben Sie Ihrem Freunde, was sich ja ohnehin von selbst versteht, daß er frei ist. Möge er recht glücklich sein! Auch soll er sich nicht ferner mit meinen verdrießlichen Angelegenheiten die schönen Tage in M.. verderben.« Ohne mir zu einer Antwort Zeit zu lassen, nahm sie die Hand ihrer Mutter, welche schon mit ängstlicher Neugierde zu uns getreten war, und mit in den Brief geblickt hatte, und zog sie eilig nach sich ins andere Zimmer, dessen Thüre sie hastig zuwarf. Mir schien es, als ob ihre Schritte dabei etwas gewankt hätten. So unhöflich nun eine solche Verabschiedung auch war, ging ich doch sehr vergnügt, so ganz über alle Erwartung leicht meine Aufgabe gelöst zu haben, davon, und habe nun nichts Angelegentlicheres zu thun, als Dich sogleich davon zu benachrichtigen.

So sind denn Deine Wege geebnet, und Du kannst im

Triumph darauf Deine schöne Braut nach Hause führen. Dank sei es mir und Deinem guten Stern!

---

Gräfin Zollberg an Cäcilie.

Liebe Cäcilie, was fällt Ihnen ein, plötzlich auf's Land, und noch dazu auf Andlau's Gut zu ziehen? Sehr überrascht war ich, als ich bei meiner Nachhausekunft von der Hochzeit meines Neffen diese Nachricht erhielt. Der Grund, daß die Aerzte die Landluft und eine Frühlingskur für die kleine Minna angerathen, scheint mir gar nicht hinreichend, sich dem Gerede der Leute auszusetzen, wenn Sie dies Gerede nicht wahr machen, und wirklich Andlau heirathen wollen. Als Freundin fühle ich mich verpflichtet, Ihnen zu rathen, daß Sie sich nicht etwa aus Depit zu einem solchen Schritte verleiten lassen möchten. Sie haben jetzt Vermögen, sind von guter Familie, und es werden sich schon noch andere Parthien für Sie finden, als der Herr Philosoph, der Baron Andlau, der über Alles spottet, was nicht in seine hochtrabenden Ideen paßt, der die ganze Welt nach seinem Sinn umwenden möchte, und allen Leuten grollt, die sich in ihr, wie sie eben ist, behaglich befinden. Seine erste Frau hat er auch genug gequält, wollen Sie ihr Loos haben? —

Ich begreife wohl, daß die Geschichte mit meinem Neffen Sie sehr angegriffen hat, und es ist natürlich, daß man, durch Schmerz verwirrt, nicht mehr sehen kann, was unser Bestes fordert; darum nehme ich mir heraus, als Ihre beste Freun-

---

din, Sie zu warnen, daß Sie sich nicht späte Reue bereiten. Meine Reise ist recht gut abgelaufen, mein Nefse ist glücklich; ich sollte zwar Ihnen nicht davon schreiben, aber Sie sind zu vernünftig, um sich über etwas zu grämen, das nun einmal nicht zu ändern ist. Die Braut hat einen prächtigen Schmuck, wahrhaftig, er steht dem meinen nicht viel nach. Victor steht und hört nichts, aus lauter Liebe; sie ist aber auch wirklich schön und liebenswürdig. Grämen Sie sich nur nicht, Cäcilie; Gottes Wege sind oft wunderbar, und gewiß ist es zu Ihrem Glücke, daß es so gekommen ist. Bleiben Sie nur jetzt nicht länger auf Andlau's Landgut, damit die Leute nichts mehr zu reden haben; die Freundschaft mit Andlau wird ohnehin Niemanden gefallen, so wie sie meinem Nefsen zu jener Zeit auch nicht gefiel. Er soll seine Tochter in irgend eine gute Pension geben, Sie aber gehen etwas mehr in die Welt; ich muß Ihnen im Vertrauen nur sagen, daß ich schon etwas für Sie im Sinne habe; er ist nicht ganz so hübsch und gewandt, wie mein Nefse, aber ein guter, vernünftiger junger Mann, den alle Welt liebt und achtet. Andlau können die wenigsten Menschen leiden.

---

#### Cäcilie an Gräfin Zollberg.

Nehmen Sie, theure Gräfin, meinen wärmsten Dank für die Fortdauer Ihrer Theilnahme, und die Versicherung, daß ich diese hinlänglich zu würdigen weiß, auch wenn meine Umstände nicht von der Art sind, von Ihrer gütigen Fürsorge für mich

Gebrauch machen, und Ihre Rathschläge befolgen zu können. Vorlängst war es schon in meinem Innern beschlossen, der Ehe für immer zu entsagen. Daß ein unseliger Irrthum mich in diesem Entschlusse wankend machen konnte, büße ich jetzt, vor mir selber dadurch gedemüthigt. Doch dienet dieser Umstand noch dazu, meinen Entschluß um so mehr zu bestärken. Ich bin nicht geschaffen, Liebe einzulösen, nie würde ich mehr daran glauben können; noch weniger halte ich mich, die vielfach Getäuschte, deren Schicksal es war, das Leben und die Menschen früh in ihrer ganzen Blöße kennen zu lernen, fähig, ein Gefühl zu empfinden, das wohl zum Theil nur aus Täuschungen bestehen mag. Demnach theure Gräfin, bei so wenig Ansprüchen, als ich an die Menschen stellen will, liegt mir auch bei dem innern Bewußtsein meiner Beweggründe wenig an deren Urtheil, und unbedingt bringe ich ihre Meinung der Erfüllung meiner Pflicht zum Opfer, welche, obgleich durch eigene Wahl mir auferlegt, doch hinfort einer meiner Lebenszwecke sein wird. Andlau ist der einzige Mann unter denen, die ich bisher kennen lernte, den ich ganz unbedingt achten und verehren muß. Alle die kleinen Launen, die einst als leichte Schatten in seinem Charakter erschienen, erklärt und rechtfertigt mir jetzt ein Umstand, den ich erst am Krankenbette seiner Frau recht begriffen, und um deswillen ich Andlau noch mehr schätzen und lieben lernte. Der Umstand nämlich, daß er Rosalien mit Leidenschaft liebte, bei ihrer leichten, frivolen Gemüthsart aber weder die volle, innige Erwidernng seiner Liebe, noch vielleicht alle die Eigenschaften finden konnte, die diese Liebe ganz vor ihm selbst rechtfertigen,

und ihm ein fest begründetes häusliches Glück geben konnten. — Sie werden jedoch aus den eben angeführten Umständen ersehen, wie ungegründet die Nachrichten sind, die man über mich und Andlau in Umlauf bringt. Andlau ist seit dem Tode Rosaliens in Schweden bei einem Freunde, dessen er oft gegen mich mit Liebe erwähnte; möge er dort einige Milderung seiner Schmerzen finden!

Ich bin mit meiner Mutter und der kleinen Minna hier auf seinem Landgute, ohne sein Wissen. Da die Aerzte bei Minchens Kränklichkeit die Landluft für unerläßlich fanden, konnte ich nicht wohl einen passenderen Ort, als diesen, wählen. Luft und Wasser hier, wie auch die ganze Umgebung, sind dem Kinde gewohnte Elemente. Alles ist hier noch für sie eingerichtet, und wirklich beweist auch schon der Erfolg, daß ich mir zur Wahl dieses Aufenthaltes Glück zu wünschen habe, indem die Kleine sich zusehends erholt, munterer und blühender aussieht, als jemals.

Daß Graf Solar so glücklich ist, freut mich vom Herzen, sowohl um seiner und Ihrer Willen, liebe Gräfin, als auch aus Theilnahme an Helenen, deren lebenswürdige Eigenschaften ich kenne und zu würdigen weiß. Möge Graf Solar dieß auch immer im ganzen Umfange können!

Sobald die Molkenkur meines kleinen Zöglings zu Ende ist, werden wir nach S. zurückkehren, wo ich Ihnen, theure Gräfin, auch persönlich die Achtung und Dankbarkeit bezeigen werde, mit der ich &c.



Baron Andlau an seinen Freund.

Warum ich Deine friedliche Wohnung, den vertrauten häuslichen Kreis, voll Liebe, Eintracht und stillem Glücke, so bald verlassen, um in einer fremden Welt vereinzelt rastlos umher zu irren? diese Frage versprach ich Dir, mein guter Lindal, erst zu beantworten, wenn ich fern von Dir sein würde. Eine mir selbst unerklärliche Scheu hinderte mich immer, zum ersten Male vor Dir auszusprechen, was mein Inneres so lange allein in sich verschloß; doch ich habe Dir es verheißen, weil nur völliges Vertrauen ein recht inniges Freundschaftsverhältniß begründen kann, und weil ich doch einer Seele auf Erden bedarf, die mit Theilnahme in die meine blickt. — Wie danke ich dem Schicksal, das meinem verarmten Herzen Dich in dem Augenblicke wieder näher brachte, als das Gefühl der Vereinzelung in dieser, durch so viele Ringe ineinander verketteten Reihe von Geschöpfen so sehr überhand nahm, daß ich keine andere Aussicht vor mir hatte, als ungekannt, ungeliebt und unverstanden durch einen tiefen, unheilbaren Schmerz im Innern unter zu gehen, oder mich stählend wider solche Leiden, gegen die Menschheit erhärtet, mir selber entfremdet, ein stumpfes, fühlloses, oder gar ein in Haß sich verzehrendes Dasein fortzusetzen.

Du bist mir mit Liebe entgegengekommen, als ich an Liebe verzweifelte. Du hast dieses wunde Gemüth mit Schonung ertragen, und willst freundlich die Sonde daran legen, um vielleicht einen Balsam dafür aufzufinden. Ich kann Deine Liebe nicht anders erwidern, als indem ich mich Dir

offen zeige, und, von Dir in eine fremde Welt ziehend, Dir, wie ein Sterbender, die Bekenntnisse dessen ablege, was zwischen uns wie eine fremde Scheidewand lag, damit Dein Blick mir mit Theilnahme in die Ferne folgen könne. — Daß mich der Tod meiner geliebten Gattin in solchen Zustand versetzte, glaubst Du, die Welt und Sie! O könnte ich sie Dir schildern, die, in einigen abgebrochenen Erzählungen aus meiner Vergangenheit wie ein Schatten vorüber gleitend, vielleicht Dir unbemerkt geblieben! —

Du weißt, ich wurde bei meinen Eltern sorgfältig, aber meist von andern Knaben meines Alters, von jeglichem mir zusagenden Umgang entfernt erzogen; meine glühende Phantasie schuf sich eine Traumwelt, die sie mit der Ausbeute aus der Romanenbibliothek meiner Mutter ausschmückte. Meine Eltern starben; mit der tiefen, wahren Trauer darüber, welche aber doch manche roßige Ahnungen durchblitzten, trat ich in die Welt, die ich nicht kannte, vereinzelt, ohne Rath und Stütze, mit der vollen Freiheit, mir die Bahn zu wählen, die mir zusagte, mit den Mitteln, mir diese Freiheit und eine angenehme Existenz zu sichern.

Die Wahrheit der Gründe, welche man gegen die vereinzelte Erziehung der Knaben vorbringt, hatte ich Gelegenheit bei mir selber zu erproben.

In einer liebevollen, zarten, schonenden Umgebung, vor den Einwirkungen des rauhen Lebens bewahrt, glauben liebende Eltern hiedurch ihr Kind zu einem edlern, höhern Wesen heranzubilden. Vor den Ansteckungen des bösen Beispiels, vor der rohen Ungezogenheit Anderer, bleiben wir freilich verschont,

aber wir gleichen dann zarten Glashauspflanzen; wenn wir endlich doch in die Welt, den Einwirkungen des rauhen Elements ausgesetzt werden müssen, erscheinen wir daselbst, als Fremdlinge, unvermögend, uns gegen die Verletzungen der rauhen oder trügerischen Welt zu schützen.

Diese Epoche meines Lebens war eine Folgereihe von Täuschungen und schmerzlichen Erfahrungen aller Art, und das einzige Gute, was mir darin vorkam, war die Freundschaft mit Dir; doch wir trennten uns zu bald, als daß dieses Verhältniß sich so einflußreich für mein Leben hätte gestalten können, als dies bei längerem Beisammenleben möglich gewesen wäre. Einem so empfänglichen, leidenschaftlichen Gemüth, wie das meine, konnte wohl auch die Liebe nicht lange ungefannt bleiben, allein gerade hierin wurde ich am empfindlichsten getäuscht; wiederholt glaubte ich gefunden zu haben, was mein ahnendes Herz begehrte, aber die glühenden Empfindungen desselben wurden in unwürdigen Banden mißbraucht und verschwendet. Einige Jahre in der Welt lehrten meinen natürlichen Scharffinn das innere Menschenleben so ziemlich gut erkennen, und meine Forderungen an die Zukunft dieser gemäß herabstimmen, welches nach vielen Kämpfen und Täuschungen im Leben doch immer der bessere Theil ist, den man ergreifen kann, weil erst dann, im Entsagen, des Lebens eigentlicher Werth erkannt wird, und die bisher zertretenen Blüten wieder in Kränze geschlungen werden, die unsere Stirn, wenn auch nicht so blendend, wie die Strahlen der Phantasie, doch befriedigend und heiter schmücken. Diese Philosophie war es,

die ich mir, in lichten Momenten, wo es mir gelang, den Dämon der Schwermuth und Ungenügsamkeit zu bannen, aneignete. In solcher Stimmung, welche der lachendste Frühling mehr als sonst dauernd gab, lernte ich meine Rosalie, noch ein halbes Kind, schuldlos und heiter, wie ihre Umgebung, unbekannt mit der Welt und ihrem eigenen Innern, kennen. — Durch meine bisherigen Erfahrungen hatte sich meine Idee von der Liebe, meine Meinung über Weiber sehr herabgestimmt; ich glaubte in Rosalien die Eigenschaften zu finden, die mir zu einem vergnügten häuslichen Leben, das für mich immer wünschenswerth erschien, erforderlich schienen, und bald war ein Bund geknüpft, bei dem ich an die Möglichkeit einer Täuschung gar nicht dachte.

Gemüther, welche die Natur mit mehr Leichtfinn, oder mit mehr Geschmack und Neigung für die äußerlichen Vortheile und Freuden der Welt begünstigte, mögen in der Wahl ihrer Lebensgefährtin gleich mir verfahren, und sich recht zufrieden dabei finden. Ich aber mußte nur zu bald erfahren, daß Jemand, der von der Natur Bartgefühl genug erhielt, um die feinern Schattirungen in menschlichen Charakteren zu empfinden, in der Wahl eines Wesens, das bestimmt ist, zu jeder Zeit, in jeder Lage an seiner Seite zu sein, und alle Interessen des Lebens mit ihm zu theilen, nicht behutsam genug zu Werke gehen, daß er alle kleinen Eigenheiten und Neigungen dieses Wesens, wie auch die Grenzen ihres' innern Lebens nicht genau kennen lernen kann, ehe er es wagen mag, mit ihr in eine solche Verbindung zu treten;

denn wie sehr auch die Erfahrungen in der Außenwelt unsere Forderungen an diese herabstimmen, das Leben, das wir uns, von ihr unabhängig, für unsere häusliche Existenz bilden, wünschen wir nur um so mehr übereinstimmend mit unserem Innern, je weniger wir sonst noch vom Leben erwarten können.

Als ich eben recht deutlich meinen Mißgriff eingesehen, und die Hoffnung aufgegeben hatte, in meinem häuslichen Leben ein Glück zu finden, das nach meiner Erfahrung allein noch hier für mich möglich gewesen, lernte ich ein Wesen kennen, das alle Ansprüche in dieser Hinsicht nicht nur befriedigen, sondern auch den Glücklichen, der in solchem Verein durch den Lebenspfad wandern konnte, helfend zur Seite stehen, ihn selbst veredeln, seinem Wirken und Streben fortzuhelfen, und dafür der schönste Lohn sein konnte. Nun begann mein inneres Leben in den finstern Irrsaal zu gerathen, aus dem ich mich nur durch Schmerz, und den an diesen verschwendeten Verlust meiner besten Kräfte heraus winden werde; lange gab nur meine veränderte störrische Laune, meine Empfindlichkeit, der öftere Zwiespalt in meinem Innern, mir eine Ahnung der Gefühle, die ich mit dem Namen der Freundschaft vor mir selber verhüllte, bis endlich die schreckliche Möglichkeit, daß sie einen Anderen lieben, einem Andern angehören sollte, gewaltsam alle Masken von meiner Leidenschaft riß, und mir diese, riesenhaft angewachsen, in ihrer ganzen Größe und wahnsinnigen Kraft zeigte. Ihr, der Schuldlosen, die bei der ruhigen Reinheit ihrer eigenen Empfindungen, und ach! bei der Liebe, die sie für einen Beglückten fühlte, keine Ahnung

von den Stürmen hatte, die in meinem Innern tobten, ihr diesen traurigen Anblick auch für die Zukunft zu entziehen; sie, für deren Glück und Zufriedenheit ich nichts thun konnte, in dem Glücke, das sie bei einem Andern fand, nicht zu stören, dies nahm ich mir, meiner bessern Umgebung folgend, fest vor. In ihrer Gegenwart traute ich mir die Kraft nicht zu; ich floh auf's Land, wo ohnehin von mir begonnene Einrichtungen meine Anwesenheit heischten; allein ich wurde an das Krankenbett meines unglücklichen Weibes zurückberufen, das mir das Schicksal als Strafe für meine sträfliche Leidenschaft in eben dieser verhängnißvollen Zeit entriß. Was ich an diesem Sterbelager litt, vermag keine menschliche Zunge jemals auszusprechen; denn ich mußte mir sogar sagen, daß meine Liebe, meine Sorgfalt vielleicht über dieses Leben wirksam wachen, und es vor so frühem Hinwelken hätte schützen, der Folge der unseligen Unterhaltungssucht hätte vorbeugen können, dessen Opfer sie jetzt geworden; meine Leidenschaft für eine Andere hatte mein Inneres zu sehr erfüllt, um mir die nöthige Besinnung zu lassen. Ich hätte dieses schwache Wesen stützen und leiten sollen; und wenn ich sie geliebt hätte, würde mir nicht die Liebe bessere, wirksamere Mittel hiezu gezeigt haben? Mit welcher Angst, mit welcher unnennbaren Pein sah ich die Fortschritte der schrecklichen Krankheit, als deren Ursache ich zum Theil mich anklagen mußte! Cäcilie blieb Tag und Nacht bei der Kranken, und theilte mit mir die Sorgfalt und Pflege, die, ach! so unwirksam blieb. Und mitten in der schrecklichsten Angst meines Gewissens fühlte ich noch die Leiden-

schaft für sie durch mein gefoltertes Herz toben; der Zustand, in dem sie mich sah, bestärkte sie in dem Gedanken, daß ich Rosalie auf's heftigste geliebt hatte; sie bezeugte mir ihre Rührung darüber, und durch die milde, zarte Weise, mit welcher sie ohne Worte zu trösten suchte, indem sie meinen Schmerz zu ehren und zu theilen schien, vermehrte sie nur den Zwiespalt in mir. Als endlich Rosalie nicht mehr war, fühlte ich, daß ich in dieser fürchterlichen Aufregung meiner Empfindung nicht in meinen bisherigen Verhältnissen bleiben könne. Die Sorge um meine Tochter, die einzige Pflicht, die mir oblag, übernahm sie, und nun ergriff ich die Flucht aus der Heimat, ohne die ich hätte aus dem Leben fliehen müssen. Ich rettete mich zu Dir. Aber Dein glücklich häusliches Leben hat zu viel Stacheln der Erinnerung für mich; ein anderes, ganz fremdes Element muß ich auffuchen, um in diesem neu zu erstarken; — ob es mir gelingen wird, mich aus dem Schutte meiner Hoffnungen hervorzugraben, ob mir dann noch Kraft bleiben wird und Muth, ein neues Gebäude zu beginnen, oder ob ich in dem Streben, mich aus den Trümmern hervor zu ringen, zu Grunde gehen werde, ist mir nun einerlei. Der einzige Lohn, den ich begehre, und der mir noch auf dieser verödeten Erde werden kann, ist das Bewußtsein, redlich gestrebt, und mich bis zum letzten Athemzug dem Mißgeschick nicht feige ergeben zu haben.

---

Derfelbe an denselben.

Ein Jahr ist nun in Afrika's Wildnissen dahin geschwunden; ich glaubte Ruhe zu finden, habe aber unter tausend Kämpfen nur die Einsicht errungen, daß die zerstörenden Wunden der Seele durch Herausgehen aus uns selbst, durch Haschen nach Fremdem niemals geheilt werden können. Aus dem Innern selbst, wo die Wunden bluten, muß auch Heilung kommen, und wenn es da an Kraft fehlt, zu ergänzen, was das Schicksal zerstörte, wird keine äußere Arznei diese geben, und die Seele hinsiechen an ihrem Schmerz. Ich bin auf dem Weg in die Heimat. Ihr Bild, das mich in die heißen Sandwüsten der tropischen Länder begleitete, folgt mir jetzt wie die Abendsonne, ruhiger, milder strahlend. Ich will dies geliebte Bild nicht missen; vergeistigt durch den Schmerz und durch die Ferne, wird es künftig mich umschweben, doch fühle ich, daß ich ihr, als der Gattin eines Andern, im Leben nicht mehr begegnen darf, wenn nicht die so schwer beschwichtigten Stürme wieder aufstoben, und dies geliebte Bild, statt mich im Leben zu fördern und aufzurichten, wieder lähmend und aufregend zugleich auf mich einwirken, und mich unfähig machen soll, mein Leben künftig den Pflichten zu weihen, die ich mir als Lebenszweck vorgesezt habe. So muß denn aller Verkehr zwischen ihr und mir in diesem Leben abgebrochen sein; die Sehnsucht der Vaterliebe fühle ich wieder in mir erwachen; schreibe Du ihr, sie möchte mein Kind mir auf mein Landgut senden, - erfinde irgend einen Vorwand, warum ich selber nicht komme,



meine Minna abzuholen; nur mache, daß ich Cäcilien nicht wieder sehe. Sobald ich mein Kind umarmt und meine Angelegenheiten in der Heimat geschlichtet habe, komme ich zu Dir, um Dir für Deine bisher mir erwiesene Theilnahme zu danken, und sie für meine Zukunft besser zu nützen.

---

#### Lindal an Cäcilien.

Andlau schrieb mir endlich nach einem vollen Jahre des hartnäckigsten Stillschweigens. Neben mehreren Aufträgen, welche mich zwingen, seine Heimat zu besuchen, war auch die Bitte, Sie zu einem abermaligen Sommeraufenthalt mit seinem Kinde auf seinem Landgute zu vermögen. Da auch auf den kränklichen Zustand Ihrer Mutter ein solcher Aufenthalt heilsam einfließen könnte, zweifle ich nicht, daß Sie seinen Wunsch erfüllen werden; der Gedanke, Sie und sein Kind, die theuersten Wesen, die es für ihn noch auf Erden gibt, in diesem gleichsam von ihm selbst geschaffenen Aufenthalt beisammen zu wissen, wird ihm in den fernen Welttheilen, die er durchzieht, wohlthuend sein. — Auf meiner baldigen Reise nach Deutschland hoffe ich Sie auf dem Gute meines Freundes zu begrüßen, und endlich persönlich mich der Bekanntschaft zu erfreuen, die mir schon durch die Schilderung der Freundschaft, und unsere seither durch Andlau veranlaßte Korrespondenz so anziehend geworden.

---

Der selbe an seine Frau.

Wünsche mir Glück, theure Louise! Alles ist auf's Beste gelungen; ich begegnete Andlau eine Tagreise von seinem Landgute. Die Freude dieses überraschenden Wiedersehens war bei dem gefühlvollen Freunde so lebhaft, daß ich die Wirkung einer noch größern Überraschung zu fürchten begann; dennoch konnte ich mein wohl erdunkenes Unternehmen nicht aufgeben. Als wir zusammen im Wagen saßen, fragte er mit wechselnder Farbe: »Was macht mein Kind? finde ich mein München in Waldhof?« — »Ich habe an Cäcilien geschrieben,« sagte ich. — »D nichts von ihr,« rief er, »jetzt noch nichts von ihr! Jede Frage habe ich auf der Reise vermieden, jede Auskunft gescheut, aus Furcht, man würde ihren Namen nennen; o dieser so lange entbehrte Klang dringt mir wieder mit neuem Schmerz durch die Seele! Freund, nichts mehr von ihr! Ich werde sie nie vergessen, nie ruhig den Gedanken an sie ertragen.« Ich drückte ihm die Hand, er glaubte aus schmerzlichem Mitgefühl, es war Nührung und Freude zugleich; ich zählte die Minuten bis zu unserer Ankunft. Endlich fuhren wir in den Hof; Andlau sah mit bewegter Miene aus dem Wagen. Diese vertraute, lang entbehrte Umgebung schien alle Gefühle in ihm auf's heftigste anzuregen, Erinnerungen aller Art mit den frischen der Gegenwart hervorzurufen. »Ach!« sagte er, »glaube doch Niemand schmerzlichen Erinnerungen durch Ortswechsel zu entrinnen, es sei denn ein Gril für's

Leben! die Wiederkehr an den Schauplatz jener Leiden bringt diese auch wieder.»

Bei diesen Worten guckte ein kleines, liebliches Mädchen aus der Thüre des Vorhauses, neugierig angezogen durch das Wagengerassel. »Mein Kind!« rief Andlau, sprang aus dem Wagen, und hob das überraschte Mädchen in seine Arme. In diesem Augenblick schien jedes andere Gefühl der Freude des Vaters Platz gemacht zu haben. »Wie blühend, wie groß ist sie geworden!« sagte er, sie an sich pressend. »Du bist der Vater?« sagte die Kleine, freudig ihre Arme um ihn schlingend. Sie zog ihn in das Haus. »D komm' doch herein,« rief sie, »daß ich es Mütterchen und Cäcilien sage, sie wissen es nicht, daß Du kamst, und wie werden sie sich freuen!« — »Cäcilie hier?« rief Andlau, wie vom Donner gerührt; aber in eben demselben Augenblick trat ihm diese schon entgegen. »Andlau!« rief sie mit der freundlichsten Überraschung, »sind Sie es wirklich?« Andlau ergriff verwirrt und in unendlicher Aufregung ihre Hand, und preßte sie an seine Lippen; eine Thräne glänzte in seinen Augen. — Cäcilie sah ihn wie fragend an; aber als habe ihr eigenes Gefühl ihr sogleich geantwortet, schlug sie erröthend den forschenden Blick zur Erde; von Beiden vergessen, betrachtete ich die stumme Scene. — »Verzeihen Sie,« sagte endlich Andlau, sich besinnend und schnell ihre Hand loslassend, »ich vergesse, wie ganz anders sich Alles gestaltet hat, seit wir auf dieser Stelle uns sahen.« Seine Worte anders deutend, antwortete Cäcilie: »Verbannen Sie wo möglich diese schmerzliche Erinnerung; der Himmel ließ Ihnen noch so viel; sehen

Sie dies Mädchen, wie es zu Ihrem Troste glücklich heranzblüht.» Andlau preßte die Kleine stumm an sich. »O Cäcilie! erlauben Sie mir immer noch, Sie mit diesem theuern Namen zu nennen. So sehr sich Ihre Lage verändert hat, ist Ihr Herz noch dasselbe geblieben; nicht mit meinem Leben könnte ich meine Schuld gegen Sie abtragen; nichts konnte Ihnen die einmal übernommene Freundschaftspflicht vergessen machen, nicht einmal das Glück der Liebe.« — »Wie meinen Sie das?« sagte Cäcilie zusammenschreckend.

»Er weiß nichts von dem,« rief ich dazwischen, »was seit seiner Abwesenheit sich zugetragen. Ich unterhielt seine Täuschung noch etwas länger, um Ihnen die Auflösung des Räthsels vorzubehalten. Sein Sie großmüthig, und so seltsam es auch sein mag, wenn sich ein noch unbekannter Freund sogleich als Freiwerber aufdringt, so mögen mich doch die Umstände entschuldigen.« — Andlau sank bei diesen Worten zu Cäcilien's Füßen, er preßte ihre Hand an sein Herz, sein beengter Athem drohte ihn zu ersticken. »Cäcilie!« rief ich, »ich will sein Dolmetsch sein; machen Sie dies Haus und dies Kind zu den Ihrigen.« — Andlau war jetzt wieder aufgesprungen. »Ist es wahr,« rief er, »diese Seligkeit ist noch zu erringen? — ist keine Unmöglichkeit? — O Cäcilie! wäre Alles nur ein böser Traum gewesen? Ihr Herz wäre wieder frei, und meine unter so vielen Qualen gehegte Liebe dürfte noch zur Hoffnung erwachen?« —

Ich verließ sie hier unbemerkt, und als ich wiederkehrte, trat mir Andlau, Hand in Hand mit Cäcilien, entgegen, und

rief mit strahlendem Gesicht: »O Freund! noch immer wage ich es nicht zu glauben, sie ist mein!« — »Sehen Sie,« sagte später Cäcilie, unter Thränen lachend, zu Andlau, »wie sehr ich Recht hatte, zu behaupten, daß wir bei unserer jetzigen Lebensweise unser Inneres nur dann erkennen, wenn Umstände uns seine Regungen deutlich machen. Hätte ich sonst die Gefühle, die immer in meinem Herzen lebten, so lange mißverstehen können? Diese Gefühle lebten nicht nur mir unbewußt, sondern durch Umstände sogar verändert in mir.«

»Doch ist echte Sympathie noch mächtiger,« sagte ich, »als solche Zufälligkeiten; denn sie knüpft jenen zum Trotz immer Bande, die wohl allein von Dauer sind, mit welchen fremden Farben sie auch das Schicksal übertünchen mag, um uns die wahre zu verhüllen. — Andlau ist so glücklich, als meine warme Freundschaft für ihn es nur immer wünschen mag. — Bald eile ich zu Dir, um es auch ganz wie er zu sein.«

Amalia Bezerédi.

---

Anmerkung. Die hinterlassenen ungarischen und deutschen Schriften der zu früh verstorbenen, von Allen, die sie gekannt, tief und herzlich betrauertem Verfasserin der vorliegenden Erzählung, werden bei dem Verleger der »Iris« erscheinen.

Anmerkung der Herausgeber.

# **Die Gillerthalerin**

i m

**Insurrektions- = Kriege 1809.**

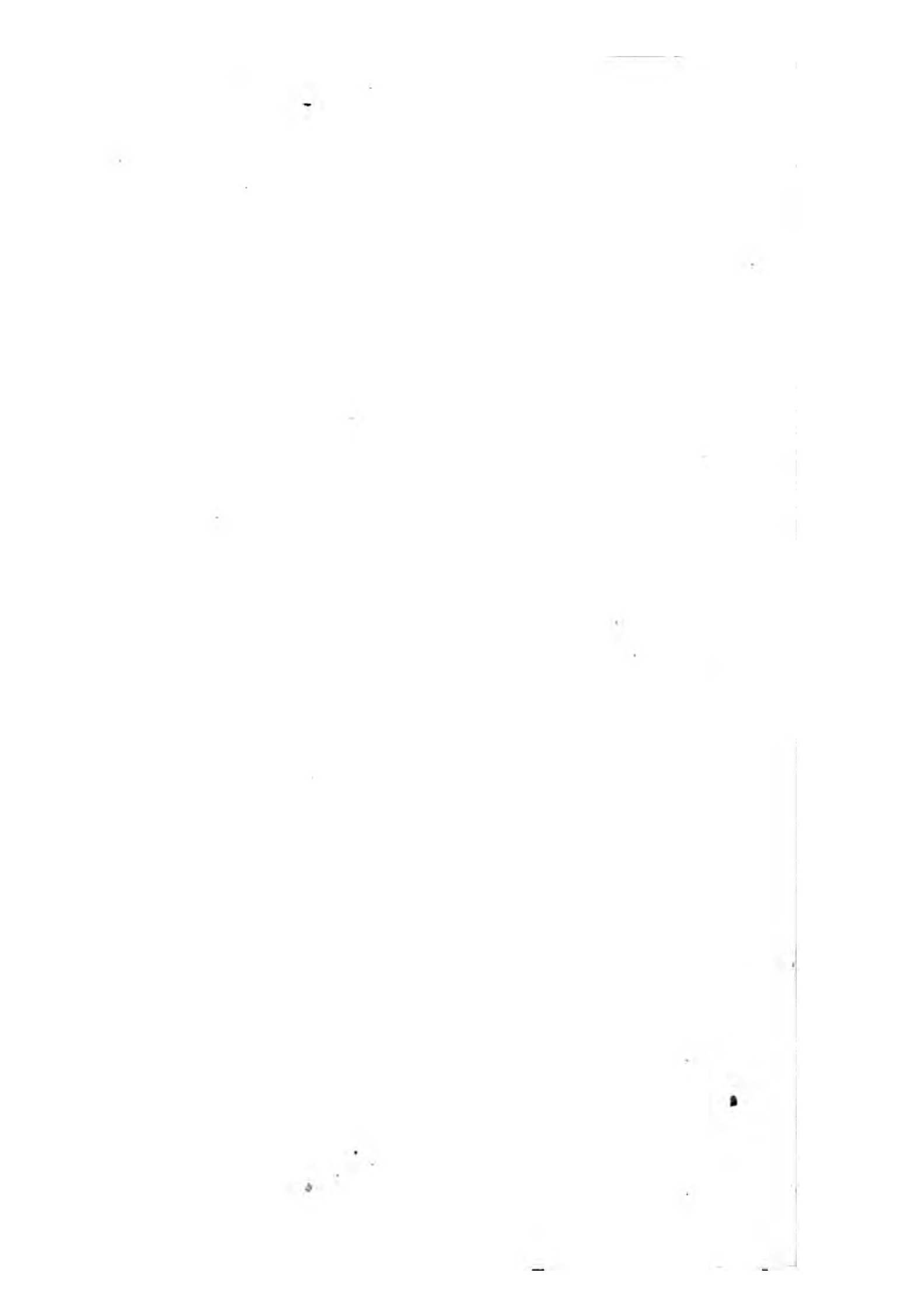
---

**G e d i c h t**

v o n

**L. A. Frankl.**

(Mit einem Stahlstich.)



Wem lauerst Du entgegen,  
Du blühend schönes Weib,  
Hast Du des Jägers wegen  
Geschmückt Deinen Leib?

That'st Du, wie Elfen pflegen,  
Wenn auf verschlung'nem Pfad  
Im Mondenlicht verwegem  
Dem Reih'n ein Jäger naht?

Du hast ihm sanft entwunden  
Die schöne, blanke Wehr;  
Nun muß in nächt'gen Stunden  
Er immer wieder her.

Doch horch! was braust und wettet?  
Der Gießbach stürzt zur Klust,  
Die Alpenlerche schmettert  
So laut heut' durch die Luft!

Ich höre Lieder schallen  
Aus fernem Thal empor —  
Übt sich im Widerhallen  
Der alte Bergeschor?

Ha, rothe Gluten steigen,  
Gedämpft vom Höhenrauch,  
Bald wird der Abendreigen  
Im Thal erklingen auch.



Und wenn die Wolken funkeln  
 Von gold'ner Sternenzier,  
 Dann kommt durch Waldesdunkeln  
 Dein Jäger auch zu Dir.

»Gefommen ist der Jäger,  
 Und ist mein wilder Feind,  
 Ein wilder Freiheitschläger,  
 Der böß mit Tirol es meint.

»Was Dir des Gießbach's Saufen  
 In fernen Klüften schien,  
 Es ist ein Schlachtenbrausen,  
 Schon hör' ich's näher zieh'n!

»Das sind nicht Lerchen hinten,  
 Die wirbeln in der Klust,  
 Es sängen Tirolerflinten  
 Wie Lerchen durch die Luft!

»Das ist nicht Abendscheinen,  
 Was roth die Berge malt;  
 Sie sind vom Blut der Meinen  
 So röthlich angestrahlt!

»Schon näher das Getöse —  
 Ich ziele niederwärts,  
 Und drück' eine rothe Rose  
 Dem Jäger an das Herz!»

# **Lustige Hochzeitlieder**

von

**Friedrich Halm.**

---



1.

»Mein schönes Fräulein, guten Tag! —  
Wie haben Sie geruht?» —  
»»Ich danke sehr, mein werther Freund,  
Geschlafen hab' ich gut!«»

»Man sagt mir, Sie vermählten sich?» —  
»»Heut' werd' ich kopulirt.«»  
»Ich hab' geglaubt, Sie liebten mich?» —  
»»Da haben Sie sich sehr geirrt!«»

»So leb' denn wohl, auf ewig wohl!  
Wir seh'n uns nie mehr — nie!» —  
»»Halt, Werther, halt, wo willst Du hin?«» —  
»Ich will nach — Tivoli!«»

2.

Du wirst mich nie vergessen,  
In Glück und Unglück nicht?  
Er wird an's Herz Dich pressen,  
Und Du vergift mich nicht?

Wenn er in Deine Haare  
 Die grüne Myrthe flicht —  
 O denk' Dich am Altare! —  
 Und Du vergißt mich nicht?

Denk' Dich in seinen Armen  
 Im matten Dämmerlicht!  
 Fühl' jeden Sinn erwärmen,  
 Und Du vergißt mich nicht?

Denk' ihn zu Deinen Füßen! —  
 Fühl', wie Dein Auge bricht  
 In seinen Flammenfüßen! —  
 Und Du vergißt mich nicht? —

O Gott, vergiß mich lieber,  
 Als daß Du meiner denkst,  
 Wenn schamroth vor dem Sieger  
 Du Deine Blicke senkst!

### 3.

Ich will Dich zur Hochzeit schmücken,  
 Und schmück' ich Dich auch nicht mir;  
 Ich will Dich so bräutlich schmücken,  
 Wie keine Braut vor Dir.

Erst wind' ich Dir in die Locken  
 Den duftenden Blütenkranz;  
 Ich web' ihn aus hellen Rosen  
 Und aus der Lilien Glanz.

Und denk' bei den weißen Lilien,  
 So bleicht in Gram und Schmerz,  
 Und denk' bei der Glut der Rosen,  
 So blutet sein armes Herz!

Und wenn ich des Schleiers Wolke  
 Dem Kranz hinzugefügt —  
 O denk', daß schwerer Kummer  
 Wie Wolken auf mir liegt.

Ich wind' um den weißen Nacken  
 Die schimmernde Perlenschnur,  
 Und fragst Du, was sie bedeuten,  
 So seh' in mein Auge nur!

Dann schmiegt' ich den edlen Gliedern  
 Die Atlashülle an,  
 Wie immer Deiner Laune  
 Die Meine es gethan.

Und um des Leibes Mitte  
 Da schling' ich den Gürtel fest;  
 Ich knüpf' ihn mit drei Knoten!  
 O glücklich, wer ihn löst! —

Dann drück' ich die weißen Hände  
 Noch Einmal zu guter Letzt,  
 Ich drück' sie, bis eine Thräne  
 Das Antlitz Dir benezt!

Da werden die Eltern sagen:  
 »Sei klug; 's ist bald vorbei!«  
 Der Bräutigam wird denken:  
 »Hm, das ist Ziererei!« —

Ich aber denk' bei mir selber:  
 »Mir galt der Perlenthau!  
 Ich habe die Thräne bekommen,  
 Ein And'rer nimmt die Frau!«

#### 4.

Am Sonntag in der Kirche —  
 Hab' ich's Euch schon erzählt? —  
 Am Sonntag in der Kirche  
 Da ward mein Lieb vermählt! —

Ich bin an der Thür gestanden,  
 Sie ging an mir vorbei! —  
 Da zuckt's in meinem Busen,  
 Als bräch' das Herz entzwei.

Ich sah an ihrer Seite  
 Den schmucken Bräutigam —  
 Wie war er voll Lust und Freude,  
 Wie war ich voll Schmerz und Gram!

Die Rede war zu Ende,  
 Da hat sie: »Ja,» gesagt! —  
 »Nein!» schrie's in meinem Herzen,  
 Hat Niemand darnach gefragt.

Es schlang um ihre Hände  
 Der Priester das heil'ge Band,  
 Da hab' ich den Blick zum Himmel  
 Anklagend hinaufgewandt.

Der Priester sprach den Segen,  
 Ich aber sprach den Fluch! —  
 Ein Engel hat ihn vernommen,  
 Und trägt ihn in's Schuldenbuch.



## 5.

Ich hab' Dich geliebt mit Andacht,  
 Wie man den Heil'gen thut;  
 Es war ein Schatz von Liebe  
 In meines Busens Huth.

Ich hab' Dich hoch gehalten,  
 Wie meinen Augenstern,  
 Du warst in mein Herz geschlossen,  
 Wie in die Frucht der Kern.

Ich hab' Dich herausgerissen  
 Aus meines Herzens Schrein,  
 Und wärst Du das Licht meiner Augen,  
 So wollt' ich geblendet sein.

## 6.

Ich bin vor dem Haus gestanden,  
 Dem hellen Hochzeithaus;  
 Galopen und Walzer schallten  
 Verhallend zu mir heraus.

Ich sah die Diener rennen  
 Geschäftig durch Gang und Saal,  
 Ich sah die Gäste sitzen  
 Am schwelgerischen Mahl.

Ich sah die Gäste kommen,  
 Ich sah die Gäste geh'n;  
 Ich hab' in Nacht und Dunkel  
 Die Lichter verlöschen seh'n.

Nur mehr ein Lämpchen flimmert  
 Mit mattem Dämmerchein;  
 Und wo das Lämpchen flimmert,  
 Da sind sie nun — allein! — —

Da lacht' ich, da pff ich,  
 Da stürzt' ich nach Haus,  
 Da seufzt' ich, da stöhnt' ich,  
 Da weint' ich mich aus.

## 7.

So soll ich von Dir scheiden,  
 Und soll Dich nicht mehr seh'n,  
 Nicht mehr nach Deinen Blicken,  
 Nach Deinen Schritten spä'h'n,

Und nicht mehr mich erfreuen  
 An einem milden Wort,  
 Und still zum Himmel blicken,  
 Und denken: »Vielleicht dort!«

Du wirst mich bald vergessen,  
 Du bist wie Alle find,  
 Wirst Deinem Mann gehorchen,  
 Und leben in Deinem Kind;

Und sehen wir uns wieder  
 Nach manchem langen Jahr,  
 Wir werden uns kaum erkennen,  
 In Runzeln und grauem Haar!

Die alternde Matrone  
 Steht vor dem hageren Greis,  
 Gelähmt die flinken Sehnen,  
 Das Blut erstarrt zu Eis!

Da werd' ich zierlich sprechen:  
 »Wie geht es dem lieben Mann?«  
 Und Du wirst höflich knicksen:  
 »»Nun, wie es eben kann!««

Ich werde charmant Dich finden,  
 Und Du mich konservirt;  
 Und denken wir unsrer Jugend,  
 So werden wir Beide touchirt.

Ich werde Dich striren,  
 Und Du wirst mühsam roth;  
 Du seufzst: »Die schönen Zeiten!«  
 Und ich: »Du lieber Gott!«

Ich mache meinen Bückling,  
 Du ladest zum Speisen mich ein;  
 Dann geh'n wir Beide soupiren,  
 Und schlafen bis früh um neun!

So wird sie friedlich enden  
 Die ganze Liebesnoth! —  
 Es müßt' nur sein, ich schöße  
 Mich etwa früher todt.

## S.

Was weht um meine Schläfe,  
 Wie laue Frühlingsluft,  
 Was spielt um meine Wangen,  
 Wie süßer Rosenduft?

Es ist Dein holder Gedanke,  
 Der tröstend mich umspielt,  
 Es ist Dein stilles Sehnen,  
 Was meine Schläfe fühlt.

Und was wie Harfenklänge  
Um meine Sinne schwirrt,  
Mein Name ist's, der leise  
Um Deine Lippen irrt.

Ich fühle Deine Nähe;  
Es ist Dein Wunsch, Dein Geist,  
Der mich aus weiter Ferne  
An Deinen Busen reißt.

---

## Bemerkungen auf einer Reise

v o n

### Lilienfeld in Oesterreich nach Temesvár.

Im Jahre 1806.

Den 17. September kamen wir nach Schloßhof. Dieses kaiserliche Lustschloß wurde durch den Prinz Eugen zu einem Jagdschloß, ein Stockwerk hoch, erbaut; die Kaiserin Maria Theresia ließ ein zweites darauf setzen. Es liegt auf einem bedeutend sich erhebenden Hügel, und beherrscht einen großen Theil des Marchfeldes, welches im Ganzen genommen sehr fruchtbar ist, aber wenig malerische Ansichten darbietet, so, daß man wohl sagen kann, der Erbauer des Schloßes habe den schönsten Punkt zu wählen gewußt. Von Osten gegen Norden erstreckt sich vor demselben ein ziemlich hohes Gebirge, jenes der Karpathen; in dem angrenzenden Ungarn, und in dem breiten Thale, welches zwischen demselben und dem Schloße liegt, fließt die March, und fällt, unferne den romantisch gelegenen Burgruinen des Marktes Theben, in die Donau. — Es war schon ziemlich spät, als wir bei dem Schloßverwalter, einem Anverwandten meines Reisegefährten, ankamen. Er saß im Kreise seiner Familie, seiner Gattin und zehn Kinder, bei dem

Abendessen, und empfing uns zu demselben kurzweg, aber herzlich. Solch ein Anblick, den ich jetzt vor mir hatte, verfehlt nie, einen wohlthuenenden Eindruck auf mein Herz zu machen: es erfreut sich an dem gesunden Aussehen der Kleinen, an ihrer Eßlust, an ihrem lauten Plaudern und Forbern, an dem zufriedenen Lächeln der Eltern, welche jedoch bald diesen, bald jenen, mit ernster Miene zurechtweisen, die schnell entsteht und verschwindet. Die älteste Tochter, Klarisse, hatte vollauf mit ihren jüngeren Geschwistern zu thun. Dieses sittsame, schöne Mädchen trug die Speisen auf, reichte diesen Brot, jenen Wasser, schnitt den Kleinsten das Vorgelegte zurechte, und wenn sie sich auch auf einen Augenblick zum Essen setzte, so wurde sie bald wieder durch die kleinen Schreier daran gestört.

Die Zimmer im Schlosse sind nicht im Geschmack der neuesten Zeiten möblirt, folglich werden sie Vielen nicht gefallen. Mir gefielen sie wegen ihres schönen Ebenmaßes, und wegen der schönen Aussicht, die ich nach allen Richtungen aus denselben genoß. Ihre Zahl beträgt bei oder über dreihundert. Eines davon ward mir besonders merkwürdig. Im Begriff, es zu öffnen, sagte die Schloßwärterin: »Dies ist das Zimmer, welches die sel. Kaiserin Maria Theresia nach dem Tode ihres Gemahls bewohnte.« — Als sie die Thüren öffnete, da ward mir, als ob ich in die stille Gruft geliebter Abgeschiedenen einträte. Ich blieb nach dem ersten Schritte stehen, und sah mit beklemmter Brust stumm und scheu herum. An den Wänden erblickte ich atlaßene Tapeten von aschgrauer Farbe,

die mit grauen, durch helles Weiß erhobenen Blumen eingefast sind. Zwei Betten stehen nebeneinander mit einem Thronhimmel, Vorhängen und einer Decke von der nemlichen Farbe. Neben an hängt das Bild des Gefreuzigten, von einer besonders schönen Handzeichnung, welches sie vorzüglich geschätzt haben soll. An der rechten Seitenwand hängen zwei Portraits: des Verstorbenen und das ihrige — auch sie ist schon lange nicht mehr! — im Profil, nach der natürlichen Größe, als Bruststücke gezeichnet. Sie sind nur mit chinesischem, schwarzen Tusch gemalt, weßwegen sie recht eigentlich zwei Verstorbene darstellen, die sich trauernd ansehen. An dem mittleren Pfeiler, zwischen den zwei Fenstern, hängt wieder das Portrait des geliebten Gatten — aber mit den schönsten, lebhaftesten Farben gemalt, wodurch es, im höchsten Kontrast mit allen übrigen, desto anziehender wird. Ich dachte mir die erhabene Dulderin, wie oft ihre Augen beim Anschau'n dieses und jenes Bildes sich mit Thränen füllten — sie, die bis zu ihrem Tode die Trauerkleider nicht mehr abgelegt hatte! Aber ich wurde aus meinen stillen Träumereien, die nicht ohne ihren eigenen Reiz waren, auf eine sehr unangenehme Weise geweckt. »Dieses Zimmer,« sagte unsere Führerin, »ist bis zur Zeit der Franzosen immer unbewohnt geblieben, und in heiliger Verehrung gehalten worden. Aber ein General derselben, dem wir es zeigten, und ihm Alles, was uns darüber bewußt war, erzählten, zog lachend in dasselbe ein, und ließ sich von P..... einige feile Dirnen kommen, mit welchen er es, während seines Hierseins, abwechselnd



bewohnte.“ — Gewiß muß jedes unverdorbene Gemüth vor solchem Frevel von tiefstem Abscheu erfüllet werden! — Wir schieden von dieser edlen Familie, mit welcher wir ein paar vergnügte Tage zugebracht hatten, mit den wehmüthigen Gefühlen einer langen Trennung, und ich habe sie auch seitdem nie wieder gesehen! —

J. L. Pyrker.

---

## Weh' dem, der lügt.

Auflspiel in fünf Aufzügen, von F. Grillparzer.

---

### Erster Aufzug. Zweite Scene.

Gregor (Domvogt von Chalons)

kommt, ein Heft in der Hand, in das er von Zeit zu Zeit schreibt.

Dein Wort soll aber sein: Ja, ja, nein, nein;  
Denn, was die menschliche Natur auch Böses kennt,  
Verkehrtes, Schlimmes, Abscheuwürd'ges,  
Das Schlimmste ist das falsche Wort, die Lüge.  
Wär' nur der Mensch erst wahr, er wär' auch gut.  
Wie könnte Sünde irgend doch bestehen,  
Wenn sie nicht lügen könnte, täuschen erstens sich,  
Alsdann die Welt; dann Gott, ging' es nur an.  
Gäb's einen Bösewicht, müßt' er sich sagen,  
So oft er nur allein: »Du bist ein Schurk!«  
Wer hielt sie aus, die eigene Verachtung?  
Allein die Lügen im verschied'nen Kleid:  
Als Eitelkeit, als Stolz, als falsche Scham,  
Und wiederum als Großmuth und als Stärke,  
Als inn're Neigung, und als hoher Sinn,  
Als guter Zweck bei etwa schlimmen Mitteln,

Sie hüllen unsrer Schlechtheit Antlitz ein,  
 Und stellen sich geschäftig vor, wenn sich  
 Der Mensch beschaut in des Gewissens Spiegel.  
 Nun erst die wissentliche Lüge! — Wer  
 Hielt sie für möglich, wär' sie wirklich nicht?  
 Was, Mensch, zerstör'st Du Deines Schöpfers Welt?  
 Was sagst Du, es sei nicht, da es doch ist,  
 Und wiederum: es sei, da es doch nie gewesen?  
 Greiffst Du das Dasein an, durch das Du bist?  
 Zulezt noch: Freundschaft, Liebe, Mitgefühl,  
 Und all' die schönen Bande unsres Lebens,  
 Woran sind sie geknüpft, als an das wahre Wort?  
 Wahr ist die ganze kreisende Natur,  
 Wahr ist der Wolf, der brüllt, eh' er verschlingt,  
 Wahr ist der Donner, drohend, wenn es blizt,  
 Wahr ist die Flamme, die von Fern' schon fengt,  
 Die Wasserflut, die heulend Wirbel schlägt,  
 Wahr sind sie, weil sie sind, weil Dasein Wahrheit.  
 Was bist denn Du, der Du dem Bruder lügst?  
 Den Freund betrügst, Dein Nächstes hintergehst?  
 Du bist kein Thier, denn das ist wahr;  
 Kein Wolf, kein Drach', kein Stein, kein Schirlingsgift.  
 Ein Teufel bist Du, der allein ist Lügner;  
 Und Du ein Teufel, in so fern Du lügst.  
 D'rum laßt uns wahr sein, Freunde,  
 Und Guer Wort sei Ja und Nein auf immer.  
 So züchtig' ich mich selbst für meinen Stolz;

Denn wär' ich wahr gewesen, als der König  
Mich jüngst gefragt, ob Etwas ich bedürfe,  
Und hätt' ich Lösung mir erbeten für mein Kind,  
Es wär' nun frei, und ruhig wär' mein Herz.  
Doch weil ich zürnte, freilich guten Grundes,  
Versetzt' ich: »Herr! nicht ich bedarf Dein Gut,  
Den Schmeichlern gib's, die sonst Dein Land bestehlen;»  
Da wandt' er sich im Grimme von mir ab,  
Und fort in Ketten schmachtet Atalus.

(Er setzt sich erschöpft auf eine Rasenbank.)

---

## M e l i s s a .

Drei nach Marchangh.

---

Den dringenden Bitten seines Sohnes Childerich nachgebend, hatte Meroveus diesem die Führung seines Heeres anvertraut. Mit raschem Ungestüm warf sich der junge Held auf die Horden der Feinde und zerstreute sie; mit gleich raschem Ungestüm verfolgt er sie im Dunkel der Nacht durch die Wälder, und wird in einem Hinterhalt gefangen.

Es war beim Anbruch der Morgenröthe, als man ihn in das Lager der Koxelaner brachte. Eben fuhr die junge Meliska, die gefeierte Seherin dieses Volkes, auf einem mit weißen Stieren bespannten Wagen, und umgeben von den Priestern und den vornehmsten Heerführern, aus dem Thor desselben hervor, um auf dem freien Blachfelde den Flug der Vögel über den Ausgang des Krieges zu befragen. Meliska erblickt den fränkischen Helden, in dessen edlen Zügen Stolz und Scham, feuriger Muth und ernste Trauer zum rührendsten Ausdruck verschmolzen sind, und ein Blick ist hinreichend, in ihrer Brust Empfindungen hervorzurufen, die ihr bisher gänzlich unbekannt geblieben waren. Sie fühlt sich von der Gewalt derselben nur um so stärker überrascht: je fremder sie ihr bisher geblieben sind; sie denkt nicht daran, Regungen zu widerstehen, die sie mit der Macht eines unbegreiflichen Zau-

bers ergriffen haben, und nur schwer gelingt es ihr, ihre Befangenheit zu verbergen, und das Opfer zu Ende zu bringen.

Die Führer traten jetzt zusammen, um über das Loos des Gefangenen zu entscheiden. Meliska, als Seherin, hatte das Recht, bei der Berathung zugegen zu sein. Sie trat in dem Augenblick in das Zelt, wo man das Todesurtheil aussprach. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr ihrer Brust. »Sterben!« rief sie, »nein, dieser Jüngling darf nicht sterben! — Ich habe die Götter befragt,« fuhr sie gefaßter fort; »der Mord eines wehrlosen Gefangenen ist ihnen ein Greuel, und ihr rächender Arm wird schwer auf denjenigen fallen, welcher den seinigen erhebt, um das Blut eines solchen zu vergießen.« Schrecken und Liebe hatten der Priesterin das Aussehen einer von der Gottheit Begeisterten gegeben. Die Führer wagten es nicht, ihr zu widersprechen. Childerich sollte am nächsten Morgen um sein Leben kämpfen. Wenn er Sieger bliebe, sollte er frei sein, und der besiegte Gegner seine Ketten tragen.

Diese Entscheidung jedoch vermag die Priesterin nicht zu beruhigen. Sie zweifelt, ob der junge Held im Stande sein werde, mit Glück den Kampf gegen einen oder den andern der versuchtesten Krieger unter den Ihrigen zu bestehen. »Weh' mir!« ruft sie aus; »ohne meinen Rath würde er wenigstens unbefiegt gestorben sein. Ich! ich Unselige! werde Ursache sein, wenn er mit dem Leben zugleich die Ehre verliert, die ihm gewiß theurer als sein Leben ist.« Bei diesem Gedanken seufzt sie; und ein Strom von Thränen stürzt aus ihren Augen;

aber plötzlich verstiegen ihre Thränen. Sie schlägt das Auge zum Himmel auf, und ein Strahl freudiger Hoffnung glänzt in ihren Blicken.

Nach Mitternacht begibt sie sich in das Zelt, das ihrer Sorge anvertraut ist, und in welchem ihr Volk die kostbarsten seiner Siegeszeichen, die Bildnisse seiner Götter, und die Gebeine seiner Väter verwahrt. Dort beschaut sie sorgfältig die erbeuteten Rüstungen, und prüft ihr Gewicht, und wählt diejenige, welche ihr die leichteste und am geeignetsten scheint, ihre Glieder darein zu hüllen, und ihre Gestalt zu verbergen. Dann legt sie am Fuß des Altars ihren Schleier, ihre Krone und ihren jungfräulichen Gürtel ab, die sie vielleicht nie wieder berühren wird; nicht ohne stille, sanft fließende Thränen.

Meliska hatte dem ältesten der Führer zu wissen gemacht, die Götter hätten ihr im Traume den Jüngling bezeichnet, der mit Ghilderich kämpfen solle, und dieser werde sich am folgenden Morgen auf dem Kampfplatze einstellen. Die Ansprüche jedes anderen Bewerbers um den Kampf waren durch die Weisung der Priesterin zurückgedrängt, und willig öffneten sich am Morgen die Schranken dem erscheinenden Kämpfer, der die von ihr bezeichnete Losung gab.

Jetzt ward auch Ghilderich herbeigeführt. Mit Ungestüm stürzte er sich auf den seiner harrenden Gegner, und begann den Kampf, der kein Kampf war. Nach wenigen Minuten floß das Blut des jungen Kämpfers, und er senkte das Schwert zum Zeichen, daß er besiegt sei. Die Korelaner murrten; aber

der beschworne Vertrag, und die ehrfurchtsvolle Scheu vor dem Ausspruch der gefeierten Priesterin zügelten den Ausbruch ihres Unwillens. Man erklärte Ghilderich für frei, und belub den Besiegten mit den Ketten des Siegers.

In Begleitung seines Gefangenen trat der Sohn des Meroveus den Rückweg zum Lager seines Vaters an. Schon erblickt er die Gezelte desselben von Weitem, und Rührung bemächtigt sich seines Herzens bei dem Gedanken an den Schmerz und an die Freude seines Vaters, und an die glückliche Wendung seines Schicksals, die ihn der Schmach der Gefangenschaft so unvermuthet entzogen hatte. Er bleibt stehen, und winkt seinen ihm folgenden Gefangenen zu sich. Er kündigt ihm an, daß er ihm die Freiheit gebe, und daß er ungehindert zu den Seinigen zurückkehren möge. Ghilderich hatte erfahren, mit welcher Theilnahme Meliska in der Versammlung der rorelasnischen Krieger für seine Befreiung gewirkt hatte. Auch ihn hatte der Anblick der Priesterin mächtig ergriffen, und er wünschte ihr ein Zeichen seiner Empfindungen und seiner Dankbarkeit zu geben.

»Du sollst frei sein,« sagte er zu dem Sklaven; »aber unter einer Bedingung; unter der Bedingung, daß, wenn Du in das Lager zurückgekehrt sein wirst, diese Kette in die Hände der Priesterin legest, der ich meine eigene Freiheit danke, und ihr sagest, daß die Erinnerung an sie nie aus meinem Herzen schwinden werde.« Damit löste er eine goldene Kette von seinem Halse, und legte sie in die Hände des Sklaven.

Mit bewegter Stimme gab ihm dieser zur Antwort: »Ver-



gebens schenkst Du mir die Freiheit; ich werde nie unser Lager, nie die Wohnsitze meines Volkes wiedersehen. Nie werde ich meinen greisen Vater wiedersehen, noch meine Brüder, wenn sie aus der Schlacht, oder auf der heimatlichen Flur von der Jagd auf den Ur und das Glend, mit Beute beladen zurückkehren. Blicke zurück; Du kannst im Sande die Spur meines Blutes sehen. Mein Leben, ich fühl' es, ist mit ihm aus der geöffneten Wunde verronnen; aber dennoch wird Meliska Dein Geschenk mit Freude empfangen, und diese Freude wird die höchste, wie die letzte ihres Lebens sein.»

Damit drückt der Sklave die Kette an seine Lippen. Aber indem er dies thut, wanzt er, und sinkt zu Boden. Der Helm entfällt ihm; eine Fülle goldener Locken quillt darunter hervor, und Ghilderich erkennt die Züge Meliska's. Er erbلاßt, er schaudert; er kniet neben ihr hin, und hebt sie auf, und preßt sie an seine Brust; vergebens — ihr Auge blieb gebrochen; ihr Leben war entflohen.

M. Ent.

---

# B a l l a d e n

v o n

Johann N. Vogl.

---

## 1.

D o n n a A n n a.

**V**or dem Schlosse Don Loranca's  
Lehnt Gueska, düster, schweigend,  
Mohrenfürst am Neger, fremder  
Herrschaft jetzt den Nacken beugend.

Nicht des Ebro's Silberwellen  
Können seinen Blick verlocken,  
Nicht das flücht'ge Gold der Wolken,  
Nicht der Hyacinthe Glocken.

Mur nach Donna Anna hat er  
Seinen glüh'nden Blick erhoben,  
Nach der Herrin, deren Schönheit  
Niederstrahlt vom Söller d'oben.

---

Und mit immer heiß'ren Gluten  
 Flammt es in des Negers Herzen,  
 Welches grimmer stets zerreißen  
 Hoffnungsloser Liebe Schmerzen.

Da beruft ihn Don Loranca:

»Auf, Gueska, Negerklave,  
 Einen Dienst gibt's zu verrichten,  
 Auf aus Deinem trägen Schlafe!

»Donna Anna wünscht zu schiffen  
 Auf des Gbro's Silberwellen,  
 Frisch zur Barke, fass' das Ruder,  
 Lass' des Armes Sehnen schwellen!

»Leite hin sie durch die Gluten  
 Nach den schattig kühlen Auen,  
 Wo die Tamarisken rauschen,  
 Wo die Aprikos' zu schauen.

»Und zum Schlag des Ruders magst Du  
 Ihr ein Negerliedchen singen,  
 Doch nicht wieder darf die Barke,  
 Merk' es wohl, zurück sie bringen.

»Mir verrathen ward's, daß Anna  
 Heimlich eine Liebe nähre,  
 Die zuwider meinem Range,  
 Die zuwider meiner Ehre.

»Tief, wie nirgends, ist der Ebro  
 Südwärts, dichtbeschirmt von Bäumen;  
 Du verstehst, nun in die Gondel,  
 Morgen magst Du wieder träumen!« —

Auf des Ebro's Spiegelwogen  
 Gaukelt hin und her die Barke,  
 Und das Ruder, das bemalte,  
 Lenkt Hueska's Arm, der starke.

In der Barke sitzt die Herrin,  
 Bleich und schön, im stillen Sinnen;  
 Jenem, vorn am Schnabel, schaudert  
 Ob dem blutigen Beginnen.

Spricht die Dame: »Wie doch bringen  
 Abendlüfte süße Labe!«  
 Doch Hueska denkt: Sie streifen  
 Nachts auch über manchem Grabe.

Spricht die Dame: »Horch, wie lieblich  
Sind der Nachtigallen Klänge!«  
Doch Hueska denkt: Die klingen  
Nicht hinab durch's Flutgedränge.

Spricht die Dame: »Wie sich Welle  
Scherzend doch auf Welle wieget!«  
Doch Hueska denkt: So manche  
Schäumt noch heiß, die Nachts versteinet.

Da verschwinden im Gebüsch  
Beide mählig mit dem Rachen;  
Dunkler wird's, die Sterne funkeln,  
Nächtlich stille Himmelswachen.

Horch, da gelst ein Schrei aus eines  
Weibes Kehle durch die Stille,  
Hell und schneidend — und das alte  
Schweigen stört nur noch die Grille. —

Sagt, was schwimmt dort auf dem Ebro,  
Mild vom Mondlicht übergossen?  
Sieh' — zwei Leichen — Donna Anna,  
Von Hueska's Arm umschlossen.

## 2.

## L i e b e s s t i m m e .

Aus dem Land der Sarazenen,  
 Aus des Kampfes grimmer Wuth,  
 Zog den Ritter heim das Sehnen,  
 Zog ihn heim der Liebe Glut.

Und er naht, o süße Stunde!  
 Ihr, die Treue ihm gelobt;  
 Ach, da hört sein Ohr die Kunde,  
 Daß dem Herrn sie sich verlobt,

Und der Ritter steht vernichtet,  
 Seiner Hand entsinkt der Speer;  
 Ach, kein Hoffnungsschimmer lichtet  
 Je sein trübes Leben mehr.

Und versenkt in finst'res Träumen,  
 Wandelt er, von Qual durchbebt,  
 Nach des Klosters ernsten Räumen,  
 Wo sein Lieb' als Nonne lebt.

Schon hinein die düst'ren Hallen  
 Tritt er, tiefgebeugt und bleich;  
 Horch, da hört er's drinnen schallen,  
 Wundervoll und sanft und weich.

Aber aus dem Meer der Klänge,  
 Aus den Tönen, hell und rein,  
 Dringt zu seines Herzens Enge  
 Eine Stimme nur allein.

Ja, es ist der Liebsten Stimme,  
 Die er einst so oft gehört,  
 Ach, wie da der Schmerz, der grimme,  
 Fast sein Innerstes verzehrt.

Doch der Ton mit heil'gem Schauer  
 Schmiegt sich tröstend ihm an's Herz,  
 Bis zu wehmuthvoller Trauer  
 In der Brust ihm wird der Schmerz.

Und an jedem Morgen wieder  
 Lehnte er am Pfeiler dort,  
 Horchend auf die frommen Lieder,  
 Auf des Trostes heil'ges Wort.

Und die wilden Schmerzen schwinden,  
 Ruhiger wird sein Gemüth,  
 Wenn ihr Sang in süßen, linden  
 Klängen um das Ohr ihm zieht. —

Da erweckt, auf nächt'ger Stelle,  
 Ginst ihn eines Glöckleins Klang,  
 Und zum Kloster eilt er schnelle,  
 Folgend einem inner'n Drang.

Und er fragt: »Wem gilt das Läuten?«  
 Und die Antwort kündet: »»Ihr.««  
 Und er ruft: »Zu sel'gen Weiten,  
 Heilige, nimm mich mit Dir!« —

Monde schwanden, matt die Glieder,  
 Schleppt er sich den alten Gang:  
 »Nimmer wieder, nimmer wieder  
 Wird mich trösten Dein Gesang!«

Und so schwankt er in die Hallen,  
 Als die Hora just ertönt,  
 Und der Nonnen Stimmen schallen,  
 Und der Orgel Klang erdröhnt.



Aber aus dem Meer der Klänge,  
 Wogend zu des Ewiggen Thron,  
 Dringt zu seines Herzens Enge  
 Ein bekannter theurer Ton.

Und er will dem Ohr nicht trauen,  
 Und er lauscht, von Schreck erfaßt,  
 In dem Innern Lust und Grauen,  
 Und die Wang' zu Schnee erblaßt.

Doch wie Seraphstöne schweben,  
 Hallt es aus dem Chorgesang,  
 Und er ruft mit freud'gem Beben:  
 »Das ist ihrer Stimme Klang!«

Und so horcht er unter Thränen  
 Auf der Töne Flut und Schwall,  
 Hört er doch in seinem Wähnen  
 Ihrer Stimme süßen Schall.

Und mit jedem Morgen wieder  
 Naht der Ritter wie zuvor,  
 Sinkt auf's Knie am Pfeiler nieder,  
 Horchend auf den frommen Chor.

So mit jedem Morgen bringet  
Tröstung ihm der Liebsten Lied,  
Und in seinem Innern klingen  
Lang der Sang noch, wenn er schied.

Ginst, von Wehmuth tief durchdrungen,  
Lauschte wieder er dem Chor,  
Doch als dieser war verflungen,  
Hob er nimmer sich empor.

Lächelnd kniete dort der Trübe,  
Gleich als horcht' er emsig zu,  
Sang doch seine todte Liebe  
Ihm das wunde Herz in Ruh'.

---

# Gedichte

von

Ludwig August Frankl.

---

I.

## Kaiser Otto's Leichenzug.

**E**inen Handschuh schleudern Helden  
Ihren Feinden vor die Füße,  
Und erwarten ruhig, trotzig  
Seine blanken Waffengrüße.

Einen giftgetränkten Handschuh  
Sandten sie, Dich zu verderben,  
Und Du mußt in welschen Landen,  
Edler, deutscher Kaiser, sterben!

Im Palaste liegt der Kaiser,  
Aufgebahrt im Land der Feinde,  
Ringsum stehen seine Deutschen,  
Eine trauernde Gemeinde.

Und sie schau'n sich an mit Schweigen,  
 Schütteln sich die Hände bieder,  
 Ohne Wort hat hier verstanden  
 Sich die deutsche Treue wieder:

Auf die Schultern laden Biere  
 Ihren vielgeliebten Todten —  
 Dreimalhundert deutsche Männer  
 Haben sich zum Schutz entboten.

Und der Zug geht aus dem Hause  
 Durch die Straßen, aus den Thoren,  
 Und die Römer sehen's schweigend,  
 Bis er sich hinaus verloren.

Und sie schreiten unaufhaltsam,  
 Kurze Rast und lange Strecken,  
 Durch die blüh'nden welschen Lande,  
 Mitten durch der Feinde Schrecken.

Wechselnd seine Leiche tragend,  
 Zieh'n die Männer stumm und traurig;  
 In den Städten, wo sie ziehen,  
 Läuten alle Glocken schaurig.

Ehrfurchtsvoll die Feinde weichen,  
 Ihrem Aug' entrollt die Thräne;  
 Doch es zeigt auch manche Horde  
 Ihnen frevelhaft die Zähne.

Und da zieh'n das Schwert die Deutschen,  
 Holen aus zu deutschem Streiche —  
 Welsche fallen, doch auch Deutsche,  
 Kämpfend für die Kaiserleiche.

Weiter wallt die Schaar vermindert,  
 Stumm, mit trauernder Geberde,  
 Bis sie mit der theuern Leiche  
 Hält auf treuer, deutscher Erde.

Bei der ersten stolzen Eiche  
 Setzen nieder sie die Bahre,  
 Und bekränzen mit den Blättern  
 Ihres Helden gold'ne Haare.

Dann bestatten sie den Kaiser,  
 Stumm, mit heil'ger Manneszähre;  
 So erwiesen deutsche Männer  
 Deutschem Fürsten letzte Ehre.

## 2.

## Der Prophet und die Kage.

Umringt von Freunden im Gemach,  
 Saß der Prophet vertraulich —  
 Vom Kampf der Welt, vom Leben sprach  
 Er Worte, tief erbaulich.

Mit weisen Sprüchen wundersam  
 Belehrt, erfreut er Jeden;  
 Nur einen Hörer überkam  
 Der Schlaf bei seinen Reden.

Mohamed's Lieblingskage war's,  
 Die, als sie ihm geschmeichelt,  
 Auf einem Zipfel des Talars  
 Entschlief, vom Herrn geschmeichelt.

Von der Moschee ließ zum Gebet  
 Jetzt laut der Ruf sich hören,  
 Doch mochte nimmer der Prophet,  
 Den Schlaf der Freundin stören;

Und schnitt den Zipfel ab vom Kleid,  
 Dann ging er, um zu beten —  
 Die Freunde wußten nun Bescheid  
 Der Milde des Propheten.

### 3.

#### Ungartrug.

Es wüthet die wilde Türkenschlacht,  
 Ein entfesselter Strom, mit Todesmacht.

Der Magyar kämpft mit kühner Hand,  
 Es gilt den Glauben, das Vaterland.

Und Held Sobiesky ist mit im Gefecht,  
 Wo es gilt zu befreien, da ist ihm's recht!

Ha, wie er über die Halde fährt,  
 Wie Disteln köpft die Feinde sein Schwert!

Doch weh, er hat in der Todesjagd  
 Zu weit von den Seinen sich vorgewagt.

Ihn umgibt ein jauchzendes Türkenkorps,  
 Und krumme Säbel blißen empor.

Da sprengen gestrecktet drei Reiter herbei,  
Und schmettern und hauen den König frei.

»Ihr braven Reiter, den Namen nennt,  
Daß dankbar ein König euch wieder kennt!»

Und die drei zugleich mit stolzem Ton:  
»Husaren, König!» und sprengen davon.

#### 4.

### Die Elemente.

Die Elemente hassen.  
Schiller.

Die Luft mit ätherblauen Schwingen  
Um Brust und Wange schmeichelnd haucht,  
Doch fühlt ihr tödtendes Durchdringen  
Wer kühn in ihre Höhen taucht.

Das Feuer spendet seinen Segen  
Und ist ein zungenfert'ger Knecht,  
Der, naht der Mensch ihm zu verwegen,  
Mit Tod sich an dem Zwingherrn rächt.



Es herrscht der Mensch im Flutenreiche,  
Die Welle huldigt trotzig nur,  
Und wirft verächtlich noch die Leiche  
Aus dem Palaste von Azur.

Die Erde hat mit ihm Erbarmen,  
Und ist ihm mütterlich gesinnt,  
Und nimmt in ihren weichen Armen  
Zum Schlafe auf das müde Kind.

---

**F l o r a,**  
b a s  
w a l l a c h i s c h e B l u m e n m ä d c h e n.

---

**G e d i c h t**  
v o n  
**L e v i t s c h n i g g.**

(Mit einem Stahlstich.)

---



**W**allach'sche Maid, genügt Dir nicht die Zierde,  
Die Dir Natur verschwenderisch verlieh'n?  
Was frommt Korallenschmuck, was eitle Bürde  
Metall'nen Landes, die den Hals umzieh'n?

Der Sitte willst Du, Holde, wohl nur fröhnen,  
Durch solchen Schmuckes gleißnerische Pracht;  
Erborgter Glanz kann nimmer die verschönen,  
In deren Blicken sonn'ger Schimmer lacht.

Du trägst zur Stadt des Sommers süße Früchte  
Und duft'ge Blumen, tannenschlankes Kind?  
Betracht' ich Dich, so glaub' ich dem Gerüchte,  
Daß Frucht und Rose Deine Schwestern sind.

Die Haare schwarz und dunkel wie die Stunde,  
In welcher sich in's Herz die Sünde stiehlt;  
Die Lippen — trägst Du Nelken in dem Munde,  
Sprich, ist's Dein Mund, was ich für Nelken hielt?

Die Wangen Rosen, eben aufgegangen —  
Das Auge glühend, wie am längsten Tag  
Der Sonnenstrahl — die Zähne Perlenstangen —  
Die keusche Brust ein Pfirsichblütenhag.

Mein Kind, mein holdes Kind, Du darfst es wagen,  
So viele Kenntniß hab' ich als Blumist,  
Des Sommers Kinder auf den Markt zu tragen,  
Da Du die Schönste seiner Töchter bist.

Er mag die Flur mit Safranfirniß malen,  
 Dein Mund ist röther, duft'ger bleibt Dein Gruß;  
 Er mag mit Kirschen und Melonen prahlen,  
 Sie werden nie so süß sein als Dein Kuß.

So wolle sorgenlos die Stadt durchstreichen —  
 Nur Eines, blöde Maid, vergiß mir nicht:  
 Das Weib sei deshalb Rosen zu vergleichen,  
 Weil man sein Herz so leicht wie diese bricht!

Du lächelst, Kind? Du meinst, Du müßtest lieben?  
 So theile denn das trübe Weiberloos,  
 Und wenn der Schmelz der Wangen aufgerieben,  
 Und gleichst Du ganz der Rose Jericho's —

Der bleichen Rose, deren Farbenhelle  
 Erst wiederkehrt, wenn sie im Wasser ruht:  
 So frische Dein Gesicht im wärmsten Quelle —  
 Der Quell heißt Auge, Thräne seine Flut!

---

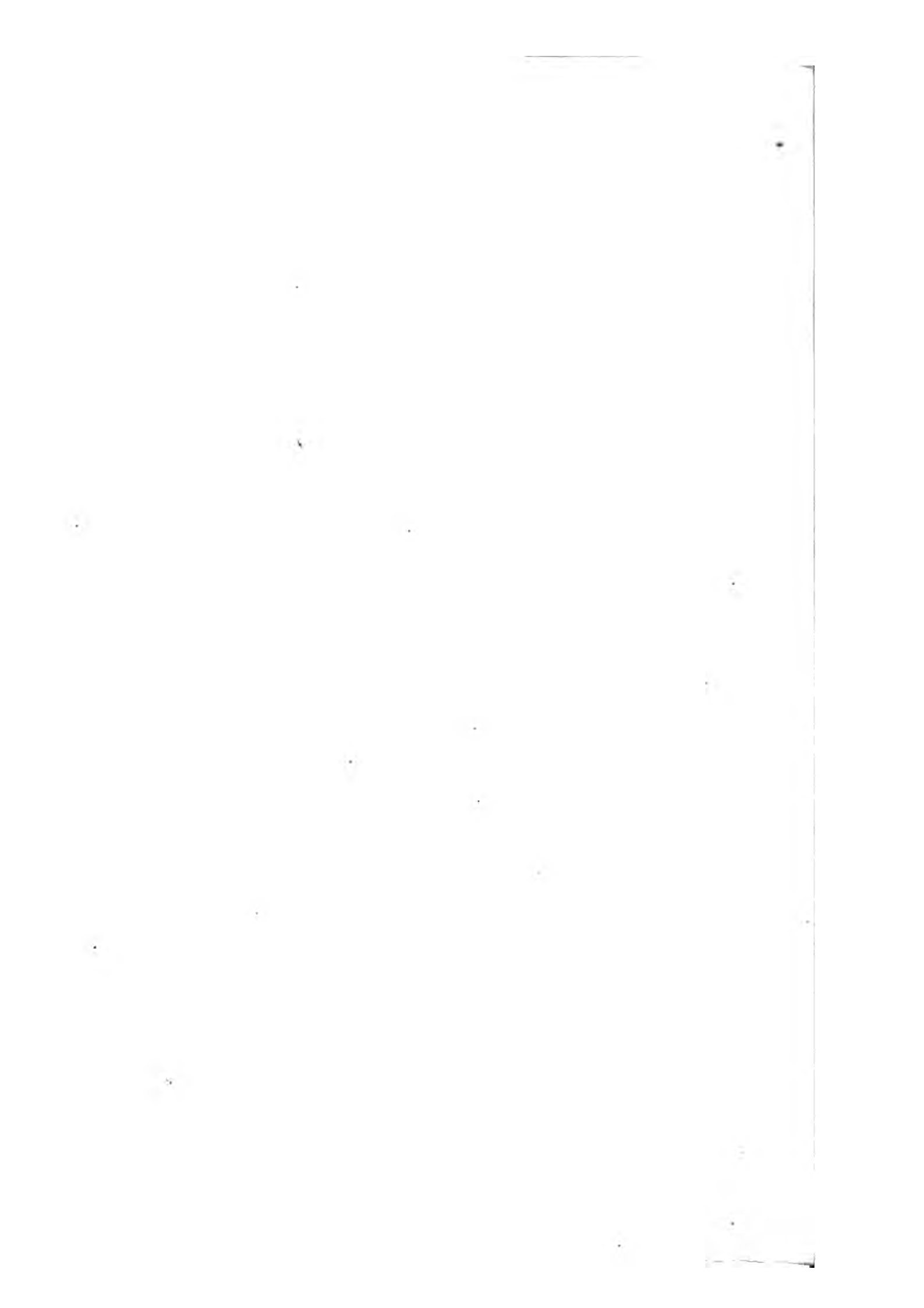
Die  
**Leiden der Wohlthätigkeit.**

Humoristisches Lebensbild

von

**Johann Langer.**

---



**M.** G. Saphir, der Großwürdenträger des Humors, hatte die deutsche Sprache mit einem neuen, sehr treffenden Worte bereichert, es heißt: »Genusleiden,« und welcher Referent ex officio, welcher Hausfreund und Besucher langweiliger Theezirkel, wo sich Kinder und schlechte Dilettanten produziren, kennt diese Bedeutung nicht im vollen Umfange? — Das furchtbare Unglück, welches jüngst über die beiden Königsstädte und ihre Umgebungen hereinbrach, hat uns durch seine Folgen mit einer neuen Art von Leiden bekannt gemacht, welche ich nicht besser zu bezeichnen weiß, als wenn ich sie die Qualen der Wohlthätigkeit nenne. — Wenn das Mitleid unsere Herzen in Anspruch nimmt, da öffnet bereitwillig der Begüterte seine Börse, und der Liebling der Musen thut den reichen Born seines Geistes auf, und stellt sich hierdurch in die Reihe der Mildthätigen; aber darin liegt es eben, daß in unsern dünkeln Zeiten selbst die Talentlosigkeit sich für genial hält, und nun einen lobenswerthen Grund zu haben glaubt, taubes Gestein aus dem finstern Schacht ihrer Seele zu Tage zu fördern und es den Kunstfreunden für gediegenes Erz zu verkaufen. Man hat jenen edlen Geber für besonders großmüthig gehalten, der eine bedeutende Gabe auf den Altar der Menschenliebe legte, und als man nach seinem Namen forschte, spurlos verschwand; ich versichere Dich, lieber Leser, es war purer Egoismus und



nichts weiter, er wollte den schönen Genuß des Wohlthuns empfinden, ohne sich dessen Leiden auszusetzen. Du lächelst ungläubig? — Du scheinst nicht zu begreifen? — Höre nur mit Geduld meine Leidensgeschichte, theurer Leser, und Du wirst mich am Ende eben so bemitleiden, wie jene Unglücklichen.

Ich hatte den verfloffenen Abend im Salon der Baronin L\*\* zugebracht, als die unheilbringende Kunde kam, und sogleich das Thema des allgemeinen Gespräches wurde. Musik und Tanz unterblieben, und die Gesellschaft trennte sich früher, als gewöhnlich. Ich kam ganz verstimmt nach Hause, und in der Nacht traten schauervolle Bilder vor meine Seele, so daß ich mit Schweiß bedeckt, und so ermüdet erwachte, als ich zu Bette gegangen war. Es war spät am Tage, als ich mein Lager verließ, und hatte mich kaum in die Kleider geworfen, als schon mein Diener einen schwarz gekleideten Herrn meldete. Ich bin nie verdrießlicher, als wenn ich schon in den Morgenstunden mit Besuchen belästigt werde, und da es keine Dame war, ließ ich mich höflichst entschuldigen. Der Mann war jedoch nicht so leicht abzufertigen, er hatte bereits eine Stunde gewartet, und ließ mir zurücksagen, wenn ich eine wichtige Arbeit vor mir habe, so wolle er mich durchaus nicht unterbrechen, und erbitte sich blos einige Zeitungsblätter aus, um sich indeß die lange Weile zu vertreiben. Ich ersah hieraus, daß ich es mit einem Menschen zu thun habe, der die Zudringlichkeit systematisch übe, und die Geduld wahrscheinlich von den englischen Häschern erlernt habe; ich schnitt daher, bei Seite,

ein finsternes Gesicht, und sagte freundlich, daß es mir eine große Ehre sein werde, den Herrn bei mir zu sehen.

Der Quälgeist kam herein; er war im schwarzen Gallasfleide, in Schuh und Strümpfen, als ging er zum Minister, oder zur Trauung, oder zu einer Leiche, oder auch Gevatterbitten, und trug unterm Arm ein großes Portfeuille. An der Thüre machte er eine tiefe Verbeugung, daß ich ihn zuerst für einen Tanzmeister hielt. Er trat an meinen Schreibtisch, nahm einen großen Realbogen aus dem Portfeuille und breitete ihn vor mir aus.

Während ich das leere, mit Rubriken versehene Papier, auf welchem oben ein brennendes Herz, ein Regenbogen und ein Hoffungsanker in Wolken schwebten, mit Verwunderung betrachtete, begann der Fremde, mit der Suada eines Improvisators, von der Sündflut zu sprechen, berührte alle Verheerungs-Epochen der Erde, und kam endlich, wohlbehalten, bei der Überschwemmung von Pesth, dem eigentlichen Zielpunkte seines Vortrages, an. »Ich habe,« fuhr er fort, »mir das Wort gegeben, die Unglücklichen durch namhafte Beiträge zu unterstützen, und die Ihr bekannter Wohlthätigkeitsinn mich hoffen läßt —«

»Ach, ich verstehe,« fiel ich ihm etwas pikant in die Rede, »Sie verfertigen, wie St. Christoph, aus fremdem Leder Schuhe für arme Leute?« —

»Hm! da sieht man den Satiriker! — aber bei mir kommen Sie mit einem Bonmot nicht durch, ich habe sicher darauf gerechnet, mit Ihrem Namen diese Rubriken zu beginnen.«

»Aufrichtig gesagt, ich bin für den Augenblick außer Stande; Sie wissen, wir Söhne Apollo's haben nie Überfluß!» —

»D ich bitte, übereilen Sie sich nicht, — Sie haben Beidenzeit, — überschlagen Sie Ihre Kasse; indeß wühle ich etwas Weniges unter Ihren Papieren; Manuscripte haben für mich eine besondere Anziehungskraft,» sagte er, und stöberte, wie ein Dachshund, der Trüffel sucht, zu meinem Verdrusse unter meinen Papieren. — »Hm! Verse! — Verse sind mir zuwider — Ihre Verse ausgenommen, die lese ich gerne, aber das erbärmliche Gejammer unserer jungen Albumsdichter ist mir in die Seele hinein verhaßt; vernünftige Leute sind hübsch stille, wenn sie das Unglück haben, einen Korb zu bekommen, wie die Kaufleute, wenn sie Verluste erleiden; diese Lehrjungen Apollo's aber schreien ihre Schmach vor der ganzen Welt aus, als wäre es was Wunder für eine Heldenthats, wenn sie von den Mädchen ausgelacht wurden. — Hm! neue Bücher, noch nicht aufgeschnitten, Sie müssen eine schöne Bibliothek haben! — Haben Sie den »Verstorbenen« auch? — ei freilich, und den Goethe in Einem Bande? — ich möchte einmal die 1200 Komödien des Lopez de Vega in Einem Bande sehen! — Apropos, was halten Sie von der Bettina? — Sie haben da eine herrliche Aussicht!» er trat an's Fenster. »Wie oft sind Sie auf der Nordbahn gefahren? Ja, wenn nur der abscheuliche Rauch nicht wäre. Gibt es keinen Dampf ohne Rauch? Das wäre eine Preisfrage für die Chemiker. Interessante Praterfahrt! Diable, Sie haben scharfe Gläser, was ist das für

ein Numero? — Da fährt gerade der Baron Igl, den hab' ich vergessen, unter den Wohlthätern zu notiren. Kennen Sie die Comtesse Mayblume, sie fährt heute mit Schimmel, was ist sie für eine Geborne?» —

Ich war gerade daran, die Skizze einer Erzählung zu entwerfen, die Bilder schwebten lächelnd und neckend an mir vorüber, der lästige Plauderer verschlechte sie aber jederzeit durch seine Fragen, wenn ich schon glaubte, sie bei ihren schilfernden Schmetterlingsflügelchen erfaßt zu haben. Da ich nun sah, daß er durch keine Geduldprobe zu ermüden war, so blieb mir nichts übrig, als mich durch eine Gabe loszukaufen. Der Zubringliche besah die Spende: »Hm!» sagte er, »es hätte nicht geschadet, wenn Sie mehr gegeben hätten; denken Sie nur den Zeitverlust, den Ihre Harthörigkeit mir verursachte!» — Ich sprang entrüstet auf, und machte Miene, dem höflichen Grobian die Thüre zu weisen. »Nu, nu,» sagte er, »der Pfennig der Witwe, heißt es im Evangelio, wird auch geachtet; ich empfehle mich.»

Ich athmete freier, als ich ihn die Treppe hinabpoltern hörte; ich machte einige Gänge durch das Zimmer, um mich zu sammeln, und setzte mich dann an die Arbeit.

Da speit die doppelte geöffnete Thür  
Drei Plagegeister auf Einmal herfür.

Mein Johann drang mit ihnen zugleich herein, und meldete, daß die Herren, ihn über den Haufen rennend, auf die Thüre losgestürmt wären.

»Entschuldigen Sie, bester Herr, aber die Sache der leidenden Menschheit duldet keinen Aufschub.»

»Habe ich die Ehre, die leidende Menschheit vor mir zu sehen?» fragte ich ärgerlich über die neue Unterbrechung.

»Nein! nein!» lächelte der älteste von ihnen, der mir vorkam wie der Leithammel, von den Schafen gefolgt; »Sie sehen hier eigentlich zwei Künstler vor sich; nu, werde nicht roth, Wolfgang, und Du, Ludwig, sieh' den Herrn da an, warum soll ich's nicht sagen? Das ist einmal tout égal, Ihr seid Künstler comme il faut, und ich bin Guer Vater, der an Euch seine Freude erlebt!» —

Ich sah mir die Künstlerfamilie, der Reihe nach, verwundert an, und war begierig zu erfahren, was der Zweck dieses originalen Besuches sein werde.

»Sehen Sie,« fuhr der glückliche Künstlervater fort, »der Ludwig hier spielt den Czerny und Beethoven vom Blatte weg, jede Komposition ist ihm tout égal, denn er spielt auf seine eigene Weise, er denkt überall etwas hinein, kurz, er komponirt in Einem fort, und Sie werden so glücklich sein, ihn zu hören.«

»Oh,« sagte ich, und blickte unwillkürlich nach der Thüre, eine keineswegs schmeichelhafte Pantomime; der Mann aber, welcher Vater von Künstlern war, ließ sich hiedurch keineswegs beirren, sondern fuhr fort: »Dieser hier ist mein Sohn Wolfgang, ein Dichter comme il faut, sag' ich Ihnen; Sie werden die Ehre haben, sich hiervon zu überzeugen. Ich habe mir fast die Schwindsucht an den Hals geredet: Vergrabt Guer Pfund nicht, laßt Guer Licht leuchten vor der Welt, zeigt der Menschheit, daß ich ein glücklicher Vater bin: nichts da,

das war ihnen tout égal, sie schwiegen, denn sie fürchteten das alte Publikum und die jungen Recensenten; da kommt, Gott sei Dank, ein schreckliches Unglück, ein Unglück comme il faut; Städte, Häuser, Menschen, Vieh müssen zu Grunde gehen, damit ich mit Correggio sagen kann: Auch ich bin Vater von Künstlern comme il faut! Es bedurfte eines solchen Anstosses, um ihre Schüchternheit zu überwinden; nun aber die Bahn gebrochen ist, haben sie auch die ganze Nacht drauf losgehämmert und losstandirt, daß die Nachbarschaft drüber in Aufruhr gerathen war; sie haben den Gegenstand des Tagesgesprächs, das unerhörte Ereigniß zum Thema erwählt, und wie durchgeführt?“ —

»Comme il faut!“ fiel ich ihm lächelnd in die Rede.

»Ganz recht, wir werden ein Concert für die Pesther geben,“ fuhr er fort, »die jugendliche Bescheidenheit meiner Söhne wollte den Redoutensaal wählen, aber ich bin Vater, ich habe zu entscheiden, ich bestimme mich für die Reitschule, ich bestehe auf einer enormen Einnahme.“

»Fürwahr, das macht Ihrem Vaterherzen Ehre; aber sagen Sie, was soll ich dafür thun? — soll ich ein Billet zur enormen Produktion lösen, ich bitte es mir zu sagen, Sie hätten sich darum nicht selbst bemühen dürfen —“

»O, wir sind in ganz anderer Absicht hier!“ antwortete der Vater, »ich weiß es, Sie sind ein Kenner comme il faut, wir wollen Ihr Urtheil vernehmen; Sie werden hören und staunen, ich bin zwar Vater, und soll das nicht sagen, aber es ist tout égal, Talente lassen sich nicht verbergen. Wolfgang, fange an!“ —

Der junge Mensch zog eine mächtige Papierrolle aus der Tasche, stellte sich in die Mitte des Zimmers und fing an zu deklamiren, oder vielmehr zu schreien, daß ich den Ulysses um seine verstopften Ohren zu beneiden gezwungen war.

„Was lauft das Volk  
Wohl über die Maßen,  
Und flüchtet sich  
In allen Straßen?  
Kommt Feindesheer,  
Mit blankem Gewehr?  
O wehe! o wehe!  
Es brauset und kracht  
In finsterner Nacht,  
Wer hätt' es gedacht?  
Der Eisstoß —  
Kommt riesengroß —  
Mit Macht, mit Macht. —  
O trauriges Loos!  
Welch' ein Jammer und Gezitter!  
Heulende Thiere, weinende Mütter;  
Die Häuser, ohne Stein,  
Kann's anders sein? —  
Sie stürzen, sie stürzen,  
Sie stürzen — ein!“ — u. s. f.

»Nun, ist das nicht schauderhaft?“ rief der Vater, »comme il faut!“ und trocknete sich die Thränen.

»Ja wohl schauderhaft!“ sagte ich mit inniger Überzeugung. Mein Johann öffnete während der sogenannten Deklamation zweimal die Thüre; er glaubte nicht anders, als die werthe Künstlerfamilie wolle mir ans Leben, denn der Bursche strampfte wie ein ungezogener Bube, und schrie wie ein Zahnbrecher, und der zärtliche Vater schlug in Einem fort vor Freude

die Hände zusammen; zuletzt erwischte er den Wolfgang beim Kopfe, und küßte ihn, während derselbe athemlos auf mein Sopha hinstel, daß die Bärenstagen seufzten.

»Nun, was hab' ich gesagt? Nicht wahr, heißt's da nicht, wie Lear spricht: Jeder Soll eine Überschwemmung! — aber jetzt müssen Sie auch den Ludwig hören: *Vivat coronat opium!* sagt der Lateiner. Ich weiß, Ihre Frau Gemalin ist eine gute Klavierspielerin, sie hat einen Flügel von Graf,» und ohne auf mich zu hören, rannte er ins Besuchzimmer, öffnete das Instrument, versuchte die Stimmung, setzte einen Stuhl zurecht und sagte: »Nun, Ludwig, erinnere Dich Deines Namensvetters Beethoven, und spiele *comme il faut*, wie er.« Der künstlerische Sohn setzte sich nun ans Piano, streifte die Ärmel auf, als hätte er ein Kalb zu schlachten, und begann ein heillofes Gedudel; jetzt pippte er wie ein Nestvöglein, dann fuhr er in schreienden Dissonanzen die Skala auf und ab, und hüpfte mit den Fingern hin und wieder, wie eine gutgekleidete Dame von Stein zu Stein voltigirt, wenn sie in schmutzigem Wetter durch die Straßen geht; der alte Narr trommelte zur Verstärkung des Effektes an die Fensterscheiben, strampfte mit den Füßen den Takt, und gab zu dem Longemälde, wie er's nannte, die Erklärung, indem er immer dazwischen schrie: »Es ist der Nachmittag des 13. März, man arbeitet an den Dämmen, die Besther Kunstfreunde gehen in's Theater, Olle Carl singt die Semiramis, wird gerufen, verbeugt sich, der Souffleur steigt aus dem Kasten, Sturmgeläute, das Wasser läuft herein, die Zuschauer laufen



hinaus, man flüchtet in die Markthütten, das Wasser bringt in die Magazine und verdirbt die Waren. Die Leute flüchten von einem Stock in den andern, das Wasser kommt nach, die Waiznerstraße stürzt zusammen.»

Ich saß da, die Finger in den Ohren; ich, den ein falscher Ton zur Verzweiflung bringen kann, war nahe daran, wahnsinnig zu werden; da aber beim Zusammenstürzen der Waiznerstraße sechs Saiten auf einmal sprangen, da sprang auch die hochgespannte Saite meiner Geduld, ich fuhr auf den tollgewordenen Klavierschlager los, und bat ihn, in einer Tonart, die man anstimmt, wenn man Willens ist, Jemand über die Treppe fliegen zu lassen, aufzuhören.

»Ja, höre auf, Ludwigchen, der Herr hat recht, Du echaffst Dich zu sehr, Du könntest heiser werden!« ermahnte der Vater, »aber ist das ein Tonstück *comme il faut!* nu, das wird Effekt machen, ich seh' es Ihnen an, daß Sie so Etwas noch nicht gehört haben!«

Der Mann hatte die Wahrheit gesprochen; solch' eine komplette Narrenfamilie war mir im Leben noch nicht vorgekommen; ich dankte für den außerordentlichen Genuß, den mir ihre Kunstleistung verschaffte, hatte aber die kleine Malice, für die verlorenen Stunden wenigstens Revange zu haben, ihnen den berühmtesten Rezensenten, Herren Tintenflex, als einen großen Kenner und Musikliebhaber zu verrathen, und schickte ihm, zum Danke für seinen jüngst ausgesprochenen, hämischen Ausfall, die Künstler *comme il faut* über den Hals; so brachte ich sie endlich los.

Ich trachtete nun aus dem Hause zu kommen, um nicht

länger das Opfer von Wohlthätigkeitsquälern zu werden. Auf der Stiege standen zwei Mägde, die sich über selben Gegenstand besprachen. »Aber Herr Gott! bid' ich Ihne, is das wahr? — Donawassa, womid ich waschen hab' gnädige Frau ihriges Klader, hat wegschwemmt Ungerland? aber wos wird hernoch sein, wo is standen Ungerland?“ rief die Eine, und schlug die Hände verwundert zusammen. Am Thore stand der Hausmeister und

»Um ihn die Damen im schönen Kranze,“

die Kräutlerin, das Milchweib und der Stiefelpuger mit offenem Munde und verwunderten Gesichtern.

»Millionen Menschen, das liebe Vieh ungerchnet,“ deklamirte gerade der Hausmeister, und alle wichen mit Entsetzen zurück, als hätten sie den Banko auf dem leeren Stuhle erblickt.

»Wissen Sie schon die Neuigkeit? Hundert Dörfer mit Mann und Maus!“ schrie mir ein Bekannter im Vorübergehen zu. Ich trat in ein Gewölb, Cigaren zu kaufen, da klagte einer der Anwesenden: »Ich versichere, alle Buisen sind überschwemmt!“ — »Ach, da werden wir ja in zehn Jahren keine Beefsteak mehr essen!“ lamentirte ein Zweiter, und sah dabei wehmüthig auf seinen Bauch, und dann zum Himmel empor. Ich ging in ein Kaffeehaus zu frühstücken; ein Gast stand auf einem Stuhl und las den Umstehenden einen Brief aus Pesth vor; ich rief nach Melange, mein Ruf war aber ein Ruf in der Wüste, denn kein Marqueur hörte und sah. Ich nahm ein Zeitungsblatt zur Hand, der

erste Artikel war: »Ofen und Pesth,« ich langte nach der zweiten, auf der ersten Blattseite stand eine Korrespondenz-Nachricht aus Pesth, ich begann in einer dritten und vierten zu lesen, und fand obige Aufsätze wiederholt; als ich eine Zeitlang vergebens harrete, ging ich fort. Ich promenirte ein wenig, ein Haufe von Gaffern versperrte den Weg; ich forschte nach der Ursache des Gedränges, und fand, daß eine elende Lithographie die Ursache wäre, worauf nichts als gerade und krumme Linien zu sehen waren, welche Himmel und Wasser vorstellen sollten, woraus einige Thurmkreuze und ein Pferdekopf hervorblickten, und worunter »Schreckensscene aus Pesth« geschrieben stand. Ein anderer spekulativer Bilderhändler hatte eine Ansicht von Prag zur Schau gestellt, und darunter die Worte gesetzt: »Ofen und Pesth wie es war;« und als ich über die Ecke der Straße bog, rannte ein altes Höckerweib, beide Hände voll von Druckfachen, an mich an, und schrie mir mit gellender Stimme in die Ohren: »Das neue Unglück, das mir erst krigt haben, von der entseßlichen Geschichte, wie Pesth und Ofen per Bug und Stingl untergangen sind, daß kein Christenseel davon kommen is!. Eins um zwei Groschen!« —

Ich war froh, als ich wieder nach Hause kam, aber ich eilte vom Regen in die Traufe; mein Johann meldete, daß eine Dame mich erwartete, und Postfachen auf meinem Schreibtische lägen. Als ich ins Zimmer trat, erhob sich ein Frauenzimmer in ziemlich elegantem Anzuge, dessen Kupfernase durch den Schleier schimmerte, und begrüßte mich.

»Wen hab' ich die Ehre?“ fragte ich mit einer höflichen Verbeugung die Unbekannte.

»Mein Herr, Sie sehen hier eine unglückliche Bewohnerin Pesth's vor sich, welche durch jene furchtbare Begebenheit, welche ohne Beispiel ist, Alles verlor, und in der Nacht, halb entblößt, als ringsum die Mauern stürzen wollten, mit Noth dem Tode entfloh.“

»In der That, Madame, ich muß gestehen, daß Sie für Ihre schnelle Flucht ziemlich gut gekleidet sind!“ sagte ich etwas verwundert.

»Was Sie hier sehen, sind Geschenke edelmüthiger Herzen; mein früherer Wohlstand, meine jetzige Noth, haben jeden Menschen gerührt; alle meine Kostbarkeiten sind ein Raub der Wellen geworden!“

»Dennoch sind Sie besser daran, als jene armen Mütter, deren Kinder eine Beute des zürnenden Elements geworden sind.“

»Himmel, woran erinnern Sie mich! Warum reißen Sie diese Wunde auf? ach, die armen vier Kleinen!“ — sie sank auf's Sopha, und verhüllte ihr Gesicht.

Ich muß gestehen, daß diese Scene mich tief rührte; mit Mühe stammelte ich ein Wort des Trostes, den Schmerz der unglücklichen Mutter zu lindern. »Fassen Sie sich, Madame,“ sagte ich mit unterdrückter Stimme, »vielleicht entgingen die Armen dem Tode durch eine wunderbare Fügung des Schicksals; wir haben Beispiele —“

»Ihre Trostworte sind vergebens! mit diesen Augen, die

nicht mehr weinen können, habe ich ihren Untergang geschaut, drei wurden von den einstürzenden Mauern verschüttet, die beiden andern, die ich umfaßt hatte, es waren meine Lieblinge, riß die Gewalt des Wassers aus meinen Armen, — sie ertranken! — Da stürzte ich verzweifelnd aus dem Fenster, ich wollte den Tod der Meinen nicht überleben, aber ach, vorüberfahrende Schiffer fingen mich auf, und brachten mich in Sicherheit!» —

»Aber, Madame,« fragte ich ganz verwundert, »Sie hatten erst ihrer vier Kinder, und jetzt sind fünf daraus geworden?“ —

»Ach, vergeben Sie, die ausgestandene Angst, indem ich drei Tage ohne Nahrung in steter Todesfurcht schwebte, der Schmerz um den ausgestandenen Verlust, haben meine Sinne verwirrt.«

Ich fühlte wirklich die innigste Theilnahme für die Unglückliche, und drückte ihr, um der peinlichen Scene ein Ende zu machen, eine Banknote in die Hand. Mein Schneider trat eben herein, und blickte sie forschend an; sie wurde verlegen, stammelte etwas vom Segen des Himmels und dem Danke einer verlassenen Witwe, warf schnell den Schleier über und schlüpfte eiligst zur Thüre hinaus.

Der Kleiderverfertiger sah der Dame mit Verwunderung nach und sagte dann: »Ich bitt' um Vergebung, daß ich frag', aber was haben Er. Gnaden mit dem Weibsbild zu thun?“ —

»Mein lieber Meister, das ist eine unglückliche Pestherin,

die ihre fünf Kinder und ihre ganze Habe durch die Überschwemmung verlor.»

»Ich sag' Er. Gnaden aber, daß meine Hauskatz mit ihren fünf Jungen eben so gut eine Pestherin is, wie die da!« antwortete der Mann etwas zornig.

»Es ist lieblos, mein Freund, über Leute zu urtheilen, die Einem nicht bekannt sind, und die man überhaupt zum ersten Male sieht!« —

»Nicht bekannt sein, zum ersten Male sehen?« rief der Meister im Eifer. »Ich schwöre Er. Gnaden, daß ich dieses Weingeficht, das einer vacirenden Schauspielerin gehört, so gut kenne, wie mich selber; sie ist mir seit sechs Jahren dreizehn Gulden schuldig, und ich kann nie zu meinem Gelde kommen, weil sie alle acht Tage eine andere Wohnung hat, und ihr Lebtag nicht weiß, was das heißt, einen Zins zahlen; Er. Gnaden haben ihr doch nichts geben?« —

Ich bezahlte es schweigend und verdrießlich, das Spielzeug einer feinen Dirne gewesen zu sein, der Kleiderverfertiger aber hatte die Antwort in meinen Blicken gelesen: »Daß Dich der Bock!« rief er ärgerlich; »wie wird sich die unglückliche Kupfernase beeilen, auf das Wohl Ihres guten Herzens sich einen Schwindel um den andern zu trinken, bis das Geld verplempert ist; doch weil Er. Gnaden erlaubt haben, und der strenge Georgi vor der Thüre ist, so hab' ich den Konto gebracht!« — Während ich bezahlte, schob er mir ein Packet hin, welches Lotterielose enthielt: »Was ist das, Meister Nadelöhr, sind Sie Lotteriefollicteur geworden?« — »Nu ja,« sagte er

lächelnd, »des guten Zweckes willen, und da nun Er. Gnaden mitten in der Wohlthätigkeit drinnen sind, so werden Sie einige meiner Lose nicht verschmähen!« —

»O Wohlthätigkeit, in wie vielerlei Gestalten erscheinst du, zum Besten der leidenden Menschen und zum Leiden der besten Menschen!« rief ich komisch seufzend aus, und nahm ein Duzend Lose, mit welchen ich, Dank sei es der glückspendenden Fortuna! ein Paar eiserne Hemdknöpfe gewann.

Als der Mann fort war, öffnete ich das gekommene Packet, es enthielt ein Buch, eine Buchhändlernote und ein Schreiben: »Um auch meinen Tribut zur Unterstützung der Verunglückten zu leisten,« hieß es im Briefe, »habe ich mich entschlossen, 200 Exemplare dieses anerkannt werthvollen und nützlichen Buches für den halben Ladenpreis zu verkaufen, und den Ertrag auf den Altar der Menschenliebe zu legen. Da Er. Hochwohlgeboren, als ein großer Menschenfreund« u. s. w. Verdrießlich über meinen theuern Ruhm der Menschenliebe, legte ich den Betrag unter ein Couvert, es in die Buchhandlung zu senden; das anerkannt werthvolle Buch aber, das mir als ein schlechter, alter Ladenhüter bekannt war, und welches der spekulative Buchhändler bereits für den Gewürzkrämer bestimmt hatte, konnte er nun mit Ehren los werden; die Nützlichkeit desselben gab ich allenfalls zu, und legte es daher zu den Papieren, die zu verschiedenen häuslichen Zwecken ad libitum verwendet werden. Als ich hierauf den Brief erbrach, erkannte ich aus den Hieroglyphen, daß er von weiblicher Hand komme, und nach mühevoller Entzifferung, zu welcher mir ein

Belzoni nicht unwillkommen gewesen wäre, brachte ich Folgendes heraus:

Mossio!

Das Ungelücke das Dffen und Beeft begetrosen hat, di fühlen Heiffer, si! und Mänschen di da irren unter Gang gefunden, zereist alle mänschlichen Herzen un gefülle, unt ich dräum Dach unt Nacht von der größligen Geschichde. Ich habe daher umb auch mein Schäflein peizutragen, einen grosen Privetbal im Kopfe wozu ich 001 di sinkirte Perschonen einzulatten im Stande bin; das Stüg Bär 5 flo. Müze, wozu ich innen die Ahre anthue Si zu latten, un wen Si so frei sint zu komen, mirs awisiren. Da Si als Mänschenfeind bekänt sind werden Si nicht in Jbl aufnehmen, das ich innen 1 conskribzionslist beileke, ich hofe wenig sten 01 uder 02 Sous scribenten von irre Güde, den Sie haben söne Bekäntsaften von wägen der Liberadur.

Ire Gans ergebene Dinnerinn

fan nie Wolsinn

f. f. Witwe mit Pension. Naschmark 43 — 4. Stog.

Es fiel mir nicht ein, meine »söne Bekäntsaften von wägen der Liberadur« zu brandschagen, um etwa dieser f. f. Witwe mit Pension Gelegenheit zu schaffen, auf anderer Leute Kosten Wohlthaten auszuüben. Ich sendete daher die Liste mit einem kleinen Beitrage und der Entschuldigung zurück, daß ich krank sei, und genöthigt wäre, das Zimmer zu hüten, und mich außer Stande befände, ihren wohlthätigen Zweck nach Wunsch zu unterstützen. Später vernahm ich von



einem Freunde, welcher einer ähnlichen Einladung Folge leistete, daß die wackere Frau, nach Abzug der Unkosten, wozu auch der Jahreszins ihrer Wohnung gehörte, den kleinen Rest zur Milde rung des großen Unglücks wirklich abführte.

Ich hatte, um Mittags im Gasthose nicht wieder Alles schon Gehörte wiederkäu en zu hören, was »uns das Zeitungsblatt schauernd hat gemeldet,« mir die Speisen auf's Zimmer bringen lassen; allein das Schicksal hatte es, in seinem unerforschlichen Rathschlusse, anders beschloffen; umlagert von Büchern, gemächlich mein schlichtes Mahl verzehrend, wußte ich nicht, daß bereits ein neuer Duälgeist meiner Atmosphäre nahe. Es klopfte, und ohne viele Umstände trat ein Herr herein, den mein unbewaffnetes Auge eher für ein Saumroß halten konnte, so bepackt war er mit Büchern und Schriften.

»Sie verzeihen,« begann er, als ich den unwillkürlichen Störer befremdend ansah, »daß ich Sie bei Tische überrasche, allein wichtige Geschäftsfachen, um so mehr, wenn sie die Angelegenheiten der unglücklichen Menschheit betreffen, gestatten keine Verzögerung.«

»Schon wieder die unglückliche Menschheit!« fuhr mir erschrocken heraus, und ich legte den Bissen, welchen ich bereits zum Munde geführt hatte, wieder auf den Teller.

Ohne Umstände packte der Geschäftsträger der unglücklichen Menschheit seine Siebensachen auf dem Tische aus, es waren Plane, Papier, Tabellen und Modelle; ich betrachtete dabei ihn und seine ausgeframten Gegenstände mit verzeihlicher Neugierde, da ich nicht wußte, was der sonderbare

Besuch zu bedeuten habe. Als er fertig war, bot er mir eine Prise.

»Ich danke, mein Herr! doch bitte ich mir zu sagen, welchen Zweck Ihr Besuch eigentlich habe?« Er deutete, daß mein Verlangen gleich erfüllt werden würde, und begann, nachdem er eine Prise langsam und wohlgefällig in die Gehirnhöhle gezogen hatte: »Es wird Ihnen bekannt sein, daß Adam, seit ihn der Fluch des Baumes an die Erdscholle ketzte, die Freuden des Paradieses nicht vergessen konnte, daß der Riesengeist seiner Nachkommenschaft die engen Grenzen, in welche er gebannt war, stets zu überschreiten drohte. Man baute einen Thurm, den Himmel zu stürmen, zimmerte Schiffe, und flog damit von einem Pole zum andern; Blanchard machte Luftbälle, und segelte damit in den Regionen des Windes, Fulton bändigte den Dampf, und nun fliegen wir auch auf der Erde.«

»Aber meine Zeit fliegt auch ohne Dampf davon, mein Herr, ich habe Geschäfte, und ich kann unmöglich glauben, daß Ihre Geschichte von Adam der leidenden Menschheit Nutzen schaffe.«

Ohne sich an meine Unterbrechungen zu kehren, fuhr der Mann fort: »Ein geistiges Dampfmittel, das Unmögliche möglich zu machen, sind die Aktien = Vereine. — Gebt mir, sagte der griechische Mathematiker, einen Punkt außer der Erde, und ich bewege sie aus ihrem Mittelpunkte; macht Aktien, sagt die spekulative Welt von heute, diese Pferdekraft des Goldes, dieses millionenfach vergrößernde Glas = Mikro =

stop wird Euch in die Lage setzen, allmächtig zu sein, wie die Götter!“ —

»In der That, Sie deklamiren wie ein Schauspieler, aber ich sehe nicht ein —«

»Werden gleich einsehen; Sie kennen das entsetzliche Unglück, welches die schönste Stadt der Magyaren getroffen hat; nun denn, ich werde sagen: Es soll nicht mehr geschehen! merken Sie wohl, und es wird nicht mehr geschehen! — Aber welcher Regent, welches Land, welches Volk kann so etwas sagen? — Niemand als der Himmel — und die Aktien-Vereine! — ein Aktien-Verein, welcher die Tendenz hat, künftige Ueberschwemmungen unschädlich zu machen. Ich sehe Sie lächeln, Sie wollen sagen: Das ist schwer; ich sage: Das ist leicht! — Frage: Woher kommt es, daß so viele Häuser und Menschen zu Grunde gingen? — Antwort: Die Höhe des Wassers! — Schlußfolge: Man baue künftig die Gebäude höher. — Sehen Sie die Richtigkeit dieses Raisonnements ein? — Nun wohl, es wird künftig mit Schiller's Worten heißen:

Alle Aktien sind vergeben,  
Wassernoth wird nicht mehr sein!“

»Mein Herr!“ sagte ich lächelnd, »in der Theorie sind alle Wege eben.«

»Richtig, aber unsere Praxis wird sie eben finden. Sehen Sie, hier sind zwei Projekte; pro primo: Man baue Pesth auf einen Berg. Ich lese auf Ihrem Gesichte den Einwurf: Wie kann das geschehen, die Stadt liegt ja in der

Ebene? — Gut, als Friedrich der Große in der Schlacht bei Collin das Wahlfeld übersehen wollte, mußte jeder Soldat eine Mütze voll Erde bringen, und in kurzer Frist stand ein großer Hügel da. — Die Erde hat 1000 Millionen Menschen, wenn jeder von ihnen nur Eine Hand voll Erde beisteuert, so steht Pesth erhaben unter ihren Mitschwestern da; die Erde könnte aus dem Flußbette der Donau genommen werden, dessen Erweiterung nur wünschenswerth sein kann; hier sind die Kostenüberschläge, hier die Berechnungen, 100,000 Aktien pr. 1000 fl., hier der Ausweis von jährlichen 20 p. C. Ertrag, was verlangen Sie mehr? — Nun hören Sie den zweiten Vorschlag, wenn ersterer nicht Beifall finden sollte: Die Indianer, welche in Amerika in Sumpfigegenenden und den Urwäldern wohnen, bauen ihre Wohnungen auf Pfählen, und müssen durch Leitern in selbe gelangen; sie thun dies aber, um vor Überfall, wilden Thieren und Ueberschwemmungen geschützt zu sein; ich schlage also vor, daß diese Einrichtung auch künftig hier angewendet werde, jedoch mit der von mir erfundenen Verbesserung, nämlich, daß die Häuser zum Schieben eingerichtet werden sollen; zeigt z. B. der Pegel einen höhern Wasserstand, flugs werden die Wände um Eine Klafter hinaufgeschoben. Hier, am Modelle, sehen Sie die ganze Procebur klar und deutlich, hier haben Sie die Praxis!“ — während seines Sermons schob er das Grillenhaus auf und ab. — »Ich versichere Sie,« fuhr er fort, »daß man künftighin in der ganzen Welt keine andern Häuser mehr bauen wird; denn die Vortheile dieses neuen Bauverfahrens

sind unberechenbar. Werden Abends die Häuser, die des Tages über zur Bequemlichkeit der Bewohner die Erde berühren können, hinaufgezogen, ist man gegen jeden Einbruch und Diebstahl gesichert. Eifersüchtige Ehemänner werden gar keine andern Häuser mehr bewohnen wollen, und kommt erst die Pest oder die Cholera, oder das gelbe Fieber und der schwarze Tod, da sind solche Häuser um 100 p. C. mehr werth; nun, was sagen Sie, ist jemals ein schöneres Projekt erdacht worden? — Bald wird man in allen Städten, Ländern, Welttheilen nicht mehr anders bauen. Wie werden da die Aktien steigen! à bas mit den Asphaltspeditionen! — Europa wird fortan auf seinen Börselisten nur Ueberschwemmungsaktien notiren. Ich bin ein Verehrer Ihres Talentes, darum habe ich aus purer Zuneigung, aus Sympathie, wie sie bei verwandten Seelen zu finden, mich entschlossen, Ihr Glück zu machen. Greifen Sie zu! — Ich biete Ihnen 10 Stück Aktien, es ist Alles, was ich entbehren kann; ich habe noch mehrere Freunde, die ich glücklich machen muß.»

Ich griff zu, aber bei meinem Braten, der mir indeß ganz kalt geworden war; ich suchte ihm begreiflich zu machen, daß die Schriftsteller nur über himmlische Güter verfügen können, die irdischen ihnen jedoch zu farg zugemessen wären, um damit im Reiche Fortuna's zu excelliren.

»Sie weisen also Ihrem Glücke muthwillig die Thüre? — Wohl, Sie werden es bereuen; wenn ich über Millionen zu gebieten haben werde, werfe ich Ihnen eine Pension aus!« rief der Projektensmacher, und rannte zornig zur Thüre hinaus.

Unwillig über die steten Unterbrechungen, kehrte ich an meinen Schreibtisch zurück; ich hatte eine komische Erzählung unter der Feder, aber in meinem Kopfe zerborsten Eisdecken, brachen Dämme und stürzten Häuser; bei einer solchen Stimmung dürfte es einem besondern Talente schwer geworden sein, komische Elemente daraus zu entwickeln; so kam der Abend heran, und ich suchte die freie Natur auf, um mich meiner düstern Gedanken zu ent schlagen. Ich hatte schon einen Theil des einsamen Glacis durchwandelt, als ich plötzlich am Arm gepackt wurde, und eine bekannte Stimme mich aus meinen Träumen weckte; es war ein Bruder im Apollo: »Freundchen!» jubelte er, »die Götter haben Dich mir zum Gefährten gesendet, komme nur schnell mit, eine köstliche Unterhaltung harret Dein. Ich will mich jeder Erörterung enthalten, damit Deine Überraschung um so vollkommener wird.« — Mein Cicerone führte mich in eine Vorstadt, durch mehrere Gassen, bis wir endlich vor einem Häuschen, welches einem Tischlermeister gehörte, anlangten. — »Ich muß Dir nur sagen,« belehrte mich der Freund, »daß wir hier einen Akt der Wohlthätigkeit ausüben werden, wobei jedoch Dein satirischer Schnabel genug des Futters finden wird. Eine ehrsame Dilettantengesellschaft, welche des Tags über »ohne Ende die rüstigen Hände« rührt, hat sich vereint, zum Besten —»

»Der Überschwemnten eine musikalisch = deklamatorische Abendunterhaltung zu geben!« fiel ich ihm in die Rede, und alle Haare stiegen mir, im Vorgefühle des schönen Genusses, zu Berge.

»So weit versteigt sich ihr bescheidenes Talent nicht,« entgegnete er, »sie wollen bloß ihrer Wuth, Komödie zu spielen, ein Mäntelchen der Menschenliebe umhängen.« — Der Listige hatte mich hiehergelockt, um nicht allein gehen zu müssen; wollte ich nicht die lange Tour wieder unbegleitet zurücklegen, so mußte ich mich schon in mein Geschick ergeben; wir legten also jeder einen blanken Zwanziger auf den Altar, an welchem die Wohlthätigkeit in Gestalt eines dicken Weibes, der Tischlermeisterin, saß und den Tribut einstrich, und betraten nun das Innere von Melpomenens Tempel, wozu die Tischlerwerkstätte umgestaltet worden war, welche von dem wackern Meister, des löblichen Zweckes willen, an die Künstler für diesen Abend abgetreten wurde. Die Hobelbänke waren vorne aneinander gereiht, und bildeten den Ehrenplatz für die Honoratioren; die übrige, kunstliebende Canaille mußte sich mit ungehobelten Bretern begnügen, die auf Holzböcken lagen. Sie und da stacken an den Wänden in den Mauerritzen gespaltete Holzstücke, zwischen welchen, wie Milo von Crotona, Unschlittkerzen eingeklemmt waren, und die wohlfeilsten und originellsten Wandleuchter bildeten, welche ich je gesehen habe; da die Beleuchtung sparsam war, und die Lichter nicht gepußt wurden, so war in den Hallen der Kunst ein für das Auge wohlthätiges Halbdunkel verbreitet, welches erst nach einer Weile dem Eintretenden einen Überblick des Auditoriums verstattete. Die Courtine war durch zwei Betttücher supplirt, welche in der Mitte durch Stecknadeln zusammengehalten wurden. Wohlbeleibte Damen, deren funkelnde Nasen dem Naturforscher

verriethen, daß sie den Wein mehr als die Kunst lieben, und alle Herren mit Käppchen und Tabakspfeifen, von der Länge eines Abstaubers, welche die Versammlung zu einer Götterversammlung machten, weil sie den Ort mit Wolken erfüllten, bildeten *la crème de la crème* des Publikums. Der Raum füllte sich zum Erdrücken; denn alle Bekanntschaften der Mitspielenden hatten sich eingefunden, um zu sehen, wie der Better A. und die Muhme B. sich als Künstler geberden würden. Ein geschriebener Komödienzettel geht von Hand zu Hand, man thut Schiller die Ehre an, seine »Räuber« zu verarbeiten; um des guten Zweckes willen waren alle Tischlergesellen Räuber geworden. Als ich meine Verwunderung ausdrückte, daß die bedeutende Rolle des Franz Moor dem Lehrjungen zu Theil geworden sei, klärte mich ein Nachbar, der in die Geheimnisse der dilettantischen Coulissenwelt eingeweiht zu sein schien, hierüber genügend auf, indem er mir betheuerte, man hätte keine Wahl gehabt, da er der Einzige unter den Mitspielenden wäre, der von der Natur mit einem rothen Kopf, dem Haupterfordernisse dieser Rolle, begabt worden wäre. — Ich war so glücklich, den Kunstfreund während der Vorstellung an meiner Seite zu haben, der mir über das außerkünstlerische Wirken und Treiben der Dilettantischen richtige Auskünfte gab. Ein Paar verstimmte Violinen, welche ein Duett von Pleyel oder Wutky herunterscharreten, ließen vermuthen, daß jetzt der Augenblick nahe, an dem der Schleier des Geheimnisses gelüftet werden sollte; inmitten des Allegro erklang eine Schafglocke, welcher Ton mich unwillkürlich zu Vergleichen zwang,



die, hätte ich sie laut werden lassen, mir unfehlbar das Schicksal eines unpopulären englischen Redners zugezogen hätten. Als die Geiger, in ihrem Eifer, das gegebene Zeichen überhörten, ertönte plötzlich ein kräftiger Bierhaß mit einem gebieterischen »Halt!« worauf die beiden Paganini's mit einem disharmonischen Akkorde schlossen. Noch Einmal tönte die Glocke des Leithammels, und aus einander fielen die verhüllenden Bettdecken, und ein leerer Raum, von einigen spanischen Wänden umgeben, welche, wie zu Shakespeare's Zeiten, als *Carta bianca* für alle Scenen galten, zeigte sich. Karl Moor trat auf, und es erwies sich sogleich, daß er der Held des Stückes sei, da sein Titanenhaupt bis an die, aus blauem, zusammengeleimten Packpapier bestehenden Souffiten reichte, und er im Eifer des Hereinstürzens eine der spanischen Wände zu Falle brachte. — »Das ist der Herr von Mieschel, der erste Commis im G'würzg'wölb daneben, und alle Mädchen sind in ihn verliebt und kaufen bei ihm, weil er eine so schöne Manier hat, eine jede in die Backen kneipt und sie Fräule nennt,« benachrichtigte mich mein lebender Commentar. »Wenn er so recht in der Wuth ist, sollen Sie ihn hören,« fuhr der Mann fort, »wenn er eine rechte Prachtstelle zu sagen hat, da schlägt er so gewaltig mit den Händen an den Plafond, daß die Stukatur herunterfällt!« — »Ach,« rief ich laut, »das ist ja ein zweiter Roscius!« —

Als Amalie hinter der spanischen Wand hervortrat, ertönte ein allgemeines Geklatsche. — »Das ist die Tabakfrämers-tochter aus dem Hause, die alle Männer auf dem Grund

närrisch macht,» benachrichtigte mich mein unermüdlicher Nebenmann, und ich fand auch in der That, daß sie sprach, als ob sie stets Tabak kaute. Ein solches Liebespaar hatte noch niemals auf den weltbedeutenden Bretern gestanden. Das Mädchen glich einem Rococo = Figürchen von Meißener Porzellan, das irgend einem Tröbler aus dem Auslagkasten entsprang, und reichte dem gräßlichen Räuber bis an die Hüfte. Der alte Moor erschien in der Tracht eines alten Bürgermannes, mit Perrücke, Schnallenschuhen und bordirter Weste; als aber endlich der rothhaarige Franz kam, und in schwäbischer Mundart deklamirte, und bei jedem dritten Worte stotterte und wieder von vorne begann, da war das Maß meiner Geduld übertoll; ich hielt ein Tuch vor die Nase und eilte davon, nicht ohne von der Menge mit Stößen regalirt zu werden, nachdem mein ästhetisches Gefühl bereits tüchtig gebläut worden war.

Auf dem Heimwege faßte ich den festen Entschluß, die Residenz mit dem Frühesten zu verlassen, und mich vor den Quaslen der Mildthätigkeit in die Einsamkeit des Landlebens zu retten. Die Nacht ward mit Paffen verbracht, und mit dem ersten Grusse des Sonnenstrahles saß ich im Wagen. Unsere Stadt hat der reizenden Umgebungen viele, die ihre Mauern wie ein Kranz von grünen Blättern und duftigen Blüten umschlingt; doch ich fuhr fort und fort, bis ich am Abend in ein stilles Dörfchen kam, das im einsamen Thale zwischen waldbegrenzten Bergen liegt. Ein schönes, niedliches Landhaus lag reizend da, überragt von dunklen Felsenstücken; an den Thoren war eine Vermiethungsanzeige angeheftet, es hatte

mich sehr angesprochen. »Hier will ich bleiben!« rief ich ganz entzückt, bezahlte sogleich den billigen Miethzins und zog ein in mein neues Asyl. Als ich in den Salon trat, lächelten mir aus schwarzen Rahmen Scenen aus der Überschwemmung entgegen, und auf dem Tische lag — ein Subskriptionsbogen für die Verunglückten.

---

# G e d i c h t e

v o n

J. G. Seidl.

---

1.

Ansicht von der Rehrseite.

Setz weinen, und noch eh' die Thräne  
Dir ganz herabließ, armer Freund,  
Schon wieder fröhlich thun und lachen,  
Als hättest Du noch nie geweint;

Den Tropfen Blut's aus Deinem Herzen  
Bermischen mit dem Freudentwein,  
Der purpurn dampft in Deinem Becher,  
Als wüßtest Du noch nichts von Pein;

Wenn eine Hoffnung Dir gebrochen,  
Wegwerfen sie, wie and'ren Tand,  
Um neue Täuschung neue kaufen,  
Und lachen, wenn auch diese schwand;

Betrog'ne Liebe so vergessen,  
 Wie man ein Trauerspiel vergißt,  
 Und wohlgemuth ein Schnippchen schlagen,  
 Wenn Schlimmes nicht zu bessern ist;

Aus nichts sich eine Kette schmieden,  
 Und jede brechen, die man kann,  
 Und leben, weil's so Brauch zu leben,  
 Bis zögernd unser Sand verrann;

Ob, wie Du sie, — sie Dich vergessen,  
 Wenn einst der Tod Dir Ruh' gebracht,  
 Und theilnahmlos den Traum erwarten,  
 Den Dir einst schickt die längste Nacht:

Das, Freund, das mußt Du hier erlernen,  
 Ist's auch nicht schön, so ist's doch Noth;  
 Voll Widerspruches ist das Leben,  
 Und bei der Freude steht der Tod.

Kannst Du nicht Glut und Eis vereinen,  
 Nicht Nacht vereinen mit dem Licht,  
 So trage dieses Lebens Räthsel,  
 Doch es zu lösen, — suche nicht.

## 2.

## Das Beinhaus zu Murten.

Was flimmert, wenn schaurig vom Klosterthurm  
 Die Mitternachtstund' erdröhnt im Sturm,  
 Was schallt aus dem Murtner Beinhaus hervor,  
 Wie Waffengerassel, wie Männerchor?  
 Wie hat sich des Lebens Glanz und Gebraus  
 So plötzlich verirrt in des Todes Haus? —

Wohl liegen im Beinhaus zu Murten gereiht  
 Viel Schädel der Schweizer, die fielen im Streit,  
 Im ehrlichen Kampfe für's heimische Land,  
 Die Freiheit zu retten mit siegender Hand.  
 Da schau'n sie, gebettet auf's eig'ne Gebein,  
 Mit auglosen Höhlen in's Dunkel hinein!

So ist es bei Tage, so ist es bei Nacht,  
 Und schauriges Schweigen hält emsige Wacht;  
 Doch kommt eine Nacht, — eine einz'ge im Jahr,  
 Da ist's mit dem schaurigen Schweigen gar;  
 Des Sommermond's zehnte Nacht rumort  
 Aus seiner Ruhe den stillen Ort.  
 Zu regen beginnen die Schädel sich dann,  
 Und Fleisch schmiegt jeglichem Kinnbein sich an;

Und in die erloschenen Höhlen zurück  
 Tritt wieder das Auge mit seinem Blick;  
 Die Lippen blüh'n auf, und färben sich frisch,  
 Geordnet fügt sich das Knochengemisch,  
 Neu wölbt sich die Brust, der Arm wird jung,  
 Die Lenden erneuen den Muskelschwung,  
 Fest schreitet der Fuß, warm drückt die Hand,  
 Hell glüht aus den Zügen Begeisterungsbrand.  
 Und jetzt, so viel erst der Schädel gereiht,  
 Steh'n Männer zusammen voll Einigkeit,  
 Und langen hervor manch' alternden Speer,  
 Der Armbrust Wucht, die rostige Wehr,  
 Und glüh'n an der Ampel, statt festlichen Span,  
 Die Leichenfackeln im Weinhaus an,  
 Und strecken die Waffen zum Himmel empor,  
 Und singen in herzenerschütterndem Chor:  
 »Ein ruhmloses Leben ist — Sterben, ist Pein!  
 Ein rühmliches Sterben ist — ewiges Sein!« —

Und wenn sodann im ersten Morgengrauen  
 Ein Pilger von der Alpe niedersteigt,  
 Zuerst am Tag das Monument zu schauen,  
 Das von der Schweizer Kraft und Treue zeugt:  
 Da flüstert's noch, im stillgeword'nen Kreise  
 Der fahlen Schädel, in das Ohr ihm leise:  
 »Ein ruhmlos Leben ist nur — Tod und Pein;  
 Ein ruhmvoll Sterben ist — ein ewig Sein!« —

## 3.

## Meine Uhr.

Ich trage, wo ich gehe,  
 Stets eine Uhr bei mir;  
 Wie viel es geschlagen habe,  
 Genau seh' ich's an ihr.

Es ist ein großer Meister,  
 Der künstlich ihr Werk gefügt,  
 Wenn gleich ihr Gang nicht immer  
 Dem thörichten Wunsche genügt.

Ich wollte, sie wär' oft rascher  
 Gegangen an manchem Tag,  
 Ich wollt' an manchem Tage,  
 Sie hemmte den raschen Schlag.

In meinen Leiden und Freuden,  
 Im Sturm und in Ruh', —  
 Was immer geschah im Leben,  
 Sie pochte den Takt dazu.



Sie schlug am Sarge des Vaters,  
 Sie schlug an des Freundes Bahr',  
 Sie schlug am Morgen der Liebe,  
 Sie schlug am Traualtar.

Sie schlug an der Wiege des Kindes, —  
 Sie schlägt, will's Gott! noch oft,  
 Wenn bessere Tage kommen,  
 Wie meine Seel' es hofft.

Und ward sie manchmal träger,  
 Und drohte zu stocken ihr Lauf,  
 So zog sie der Meister mir immer  
 Großmüthig wieder auf.

Doch stände sie einmal stille,  
 Dann wär's um sie gesch'eh'n, —  
 Kein And'rer, als der sie fügte,  
 Bringt die zerstörte zum Geh'n! —

Dann müßt' ich zum Meister wandern,  
 Und ach! der wohnt gar weit,  
 Wohnt draußen, jenseits der Erde,  
 Wohnt dort in der Ewigkeit.

Dann gäb' ich sie dankbar zurücke,

Dann würd' ich kindlich steh'n:

»Sieh, Herr! — ich hab' nichts verborhen:

Sie blieb von selber steh'n!» —

---

# E i n D u k e n d

v o n

B e t t y P a o l i.

---

## 1.

Mein Altar ist ein Grab, wenn ich auf diesem stehe,  
Fühl' ich unsterblich mich in der Verwesung Nähe.

## 2.

Wollt' ich die Wohnstatt' Euch von meinen Liebsten zeigen,  
Müßt' ich verstummend mich auf frische Gräber neigen,  
Dann höb' ich himmelwärts mein weinend Angesicht:  
Sie sind in dunkler Erd', sie sind im ew'gen Licht.

## 3.

Um sklavenmäßig nicht mein Schicksal zu erfüllen,  
Verwandl' ich sein Gebot in meinen eig'nen Willen.

## 4.

Es soll der Mensch, um einst vollendet abzutreten,  
Mit Worten nicht allein, nein auch durch Thaten beten.

## 5.

Eins ist's, was an mir selbst mir gut und schön erscheint:  
Der Hassler hab' ich viel, doch keinen einz'gen Feind.

## 6.

Verschieden nach der Zeit sind auch des Seins Geschäfte,  
Und jed' Jahrhundert braucht verschiedenart'ge Kräfte:  
Schön war's in früh'rer Zeit, für Gott und Recht zu sterben,  
Jetzt muß durch Leben man die Märtyrkron' erwerben.

## 7.

Ob Du den Pflug geführt, ob Königskronen flochtest,  
Gleich gilt es, wenn Du nur gethan, was Du vermochtest.

## 8.

Das ist ein armes Herz, vom Himmel nicht durchhaucht,  
Das, um zu lieben, erst der Andern Liebe braucht.

## 9.

Wie gut bist Du, mein Gott, der fordert Lieb' und Glauben.  
Und doch der Menschenschwäch' die Klage mag erlauben.

**10.**

Und weil auf and'rem Weg zu leicht ist das Verirren,  
Versuchst Du oft, durch Gram zum Himmel uns zu führen.

**11.**

Trägt Dein empörtes Herz des Hasses gift'ge Wunde,  
Dann denk', um zu verzeih'n, nicht Deiner letzten Stunde?  
Doch denke, daß Dein Feind, jetzt warm und lebenvoll,  
Im Grab' einst modern wird, und fliehen wird Dein Groll.

**12.**

Das Sterben scheint mir süß, doch lieb' ich auch das Leben,  
Wie könnt' ich ohne dies den Himmel mir erstreben?

---

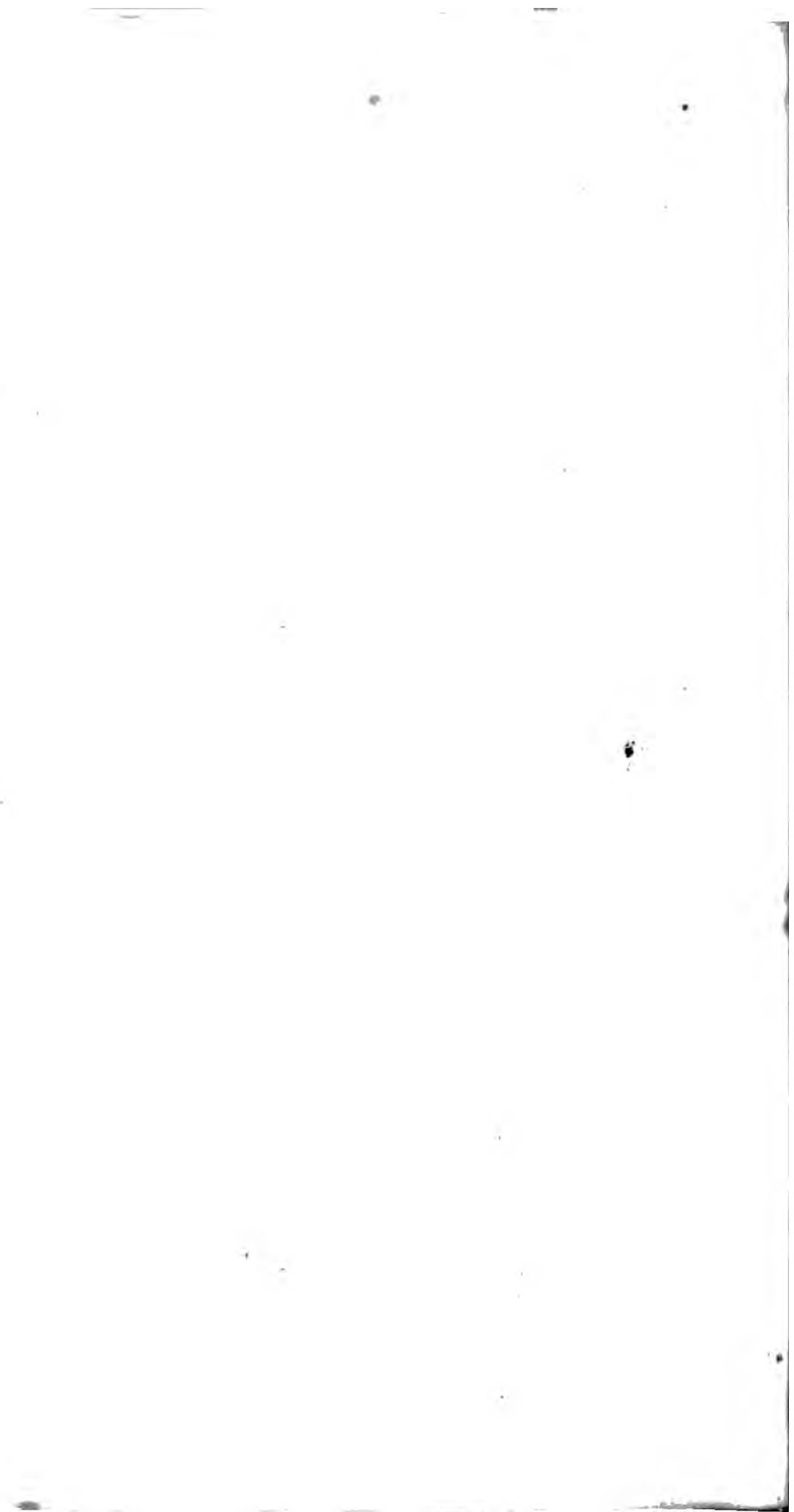


---

# **Die Baderin.**

**Eine Erzählung von Saphire.**

---



**A**n einem schönen, heiteren Juliusabend war in dem geselligen Badeorte M. ein großer Ball zu einem wohlthätigen Zwecke veranstaltet worden. Mit diesem Aushängschilde der Großmuth und Linderung für Nothleidende ließ sich der seltene Unfinn, in schwüler Sommerhize zu tanzen, am besten über-tünchen, wie denn überhaupt alle Menschen gerne ihren Schwächen ein wohlprangendes Mäntelchen umzuhängen streben. Die Wagen rollten mit gepuhten Damen, nebenher eilten die seidenbestrumpften Tänzer so wichtig und gedrängt hintereinander, als gelte es unsterbliche Palmen und Lorbern zu erringen, während höchstens eine vertrocknete Rose, ein locker geschürztes Band, oder ein falsches Löffchen die Siegestrophäe werden konnte. Der Weg zu der, mit farbigen Lampen erleuchteten Allee, die in den Tempel des wohlthätigen Vergnügens leitete, führte an einem einsamen Häuschen vorbei, vor welchem unter einer großen Linde auf einer halbmo-rschen Bank ein leichenblaffer Jüngling saß, und mit trübem Blick dieses tolle Treiben verfolgte. »Sieh nur,« sprach er zu seinem alten Diener, der eben aus der Hausthüre zu ihm trat, »wie dieses Volk an mir vorüber eilt, als wollten sie recht absichtlich meinen traurigen Zustand mir noch mehr ver-gällen. Hast Du nicht gesehen, Johann, als ich noch vorigen Winter in der Residenz als schmucker Uhlanen-Lieutenant auf



meinem Fuchse paradirte, oder auf Bällen die Cotillons anführte, wie der ganze Mädchentroß mich mit freundlichen Blicken aus allen Fenstern und aus allen Augen bombardirte, daß mir oft ganz schwindlich ward ob der schweren Wahl, und ich in meiner Eitelkeit hin und wieder ein warmes Gefühl ahnete, während ich mich nun überzeuge, es galten all' die Liebesblicke und Liebesworte nur der knappen Uniform, den rothen Backen und dem leichtfüßigen Tänzer; jetzt, wo ein weiter, schlichter Überrock meine magern Knochen deckt, meine Wangen blaß und eingefallen, und meine Füße zu schwach sind, mich ohne Deine Beihilfe, Du treue, gute Seele! bis zum Brunnen zu schleppen, jetzt läßt mich das undankbare Weibsvolk sitzen, als hätte ich die Pest, und jeder Geck zieht ihre Aufmerksamkeit mehr an. Wenn nicht unsere alte Hausfrau mir die Krankheitsgeschichte ihres verstorbenen Gatten alle Abende wiederholte, wenn sie mir meine Suppe reicht, ich wüßte nicht mehr, wie Weiberstimme klingt. Nun aber, das schwöre ich, soll mir keine mehr zum Herzen klingen, und Rache will ich nehmen an der ganzen Weiberwelt! Lasse mich nur erst wieder ganz geheilt sein, Johann, und frisch und muthig, dann sollen sie blicken und sich drehen und winden, mit oder ohne Guitare mir Liebeslieder singen, alle behandle ich sie mit kaltem Hohn, mit Verachtung, denn sie haben kein Herz.“

Johann, ein alter Pole, hörte dem zorn erfüllten Gespreche seines Herrn mit einfältigem Gesichte zu, nickte immer bejahend mit dem Kopfe, und dankte Gott, als der Brunnenarzt

sich nahete, um seine dampfende Pfeife ungestört ausrauchen zu können. Theilnehmend faßte der Arzt des Kranken Hand, seinen Puls zu fühlen. »Ich hoffte Sie wohl zu finden, Sie haben Alteration, lieber Wernek!« sagte er. »Ja wohl, alterirt, geärgert, erzürnt habe ich mich,« antwortete der Lieutenant. »Und worüber denn, mein junger hitziger Patient?« lächelte der erfahrene Arzt. »Ach lieber Doktor, über das leichtsinnige, tolle Treiben unserer Kurgäste, über mein Elend, über Mangel an Theilnahme, an Geselligkeit, an Zerstreuung, über — das ganze fatale Geschlecht!« — »Diese Ausbrüche der Melancholie bei Ihrem Zustande, bei Ihrer abgeschiedenen Lebensweise, die zu Ihrer Kur nöthig war, hatte ich längst vorausgesehen,« sprach Doktor Hell. »Der alte Reconvalescent bedarf Ruhe, Stille, eine gleichförmige Umgebung, wenig Besuche, und höchstens frische Luft und einen grünen, schattigen Garten; der junge Kranke, wenn er, so wie Sie, sich zur Genesung neigt, muß allmählig, mit Berücksichtigung auf seinen Zustand, wieder in heitere Gesellschaft, in mancherlei Zerstreuung, und« — setzte der schelmisch lächelnde Doktor hinzu — »in einen Kreis von hübschen Frauen und Mädchen geführt werden. Dort fühlt der umschleierte Geist sich in seiner Heimat, dort thaut er allmählig wieder auf, und das rege, erneuerte Leben beginnt.« — »Halt, Herr Doktor, mit den Weibern bleiben Sie mir vom Hals!« rief Wernek aus. »Lassen Sie mich mit der Zeit wieder Tabak schmauchen, bald zu meinen Kameraden zurückreisen, wenn es meine Kräfte erlauben, meinen Fuchs herumtummeln, in die

Schlacht hineinstürmen; aber nur keine Weiber, keine Weiber; ich habe einen entschiedenen Abscheu vor diesem Geschlechte!“ — »Ei, man muß sich höchlich an Ihnen versündigt haben, mein theurer Freund! wie bedauere ich,“ sagte der Arzt, »daß Ihre Stimmung meiner Absicht widerspricht, die mich zu Ihnen trieb. Ich hatte wohl errathen, es müsse der Lärm eines Balles eine ganz eigene Wirkung auf einen Uhlanen-Lieutenant hervorbringen, wenn er nicht auf demselben erscheinen darf. Da ich nun kraft meiner Würde der Tyrann bin, der Sie davon abhalten muß, wollte ich Ihnen Ersatz für die Entbehrung geben, und Sie ganz nahe von hier, wohin Sie leicht, auf meinen Arm gestützt, wandeln können, in einen kleinen häuslichen Zirkel führen, wo eben ein Glied jenes Geschlechtes, das Sie so gar entsetzlich hassen, schon oft sich theilnehmend nach Ihnen erkundigt hatte.“ — »Nach mir?“ fragte Wernek, und drehte die Miene etwas erheitert zu dem Doktor hin, welcher, dies nicht beachtend, fortfuhr: »Baronin Berghof, welche mit ihrer Familie schon ein paar Wochen das schöne Haus dort am Hügel bewohnt, bemerkte Sie täglich von ihrem Balkon, wenn Sie, an Johannis Arme schleichend, die frische Luft einsaugten. Ihre Jugend, Ihre Gestalt schien die schöne Tochter der Baronin länger als räthlich auf dem Balkon fest zu halten, und ich mußte von Ihnen erzählen.“ — »Sie haben doch nicht,“ unterbrach ihn Wernek, »durch Weiberlist mein Geheimniß sich herauslocken lassen?“ — »Nur Ihrer bösen Laune kann der Arzt solch' Mißtrauen verzeihen,“ sagte Hell empfindlich. »Hätte ich Ihrer Brustwunde

erwähnen dürfen, alle weiblichen Kurgäste wären emporgelodert in romantischer Flamme; so ein Hieb oder Stich, im ehrenvollen Zweikampfe erhalten, steigert den Leidenden zum Heroen in der leicht beflügelten Weiber-Fantastie, während das prosaische Schleichfieber, das ich vorzugeben gezwungen war, gar sehr Ihren Werth in dem erotischen Cours herabsetzte.“ — »Ach, diese fatale Geschichte,« seufzte Wernek, »bringt mich noch um Gesundheit, Ruhe und Glück. Wenn der Erbprinz sein Ansehen geltend macht, bin ich verloren, und täglich sehe ich mit Besorgniß mancher Art Nachrichten darüber entgegen; denn auch er war verwundet, zwar nur leicht am Arme, doch was weiter geschah, vermag ich nicht zu ergründen; als ich nach langer Ohnmacht erwachte, fand ich mich mit meinem Johann in einem Gasthose; ein Paß zur Reise in dieses Bad und 100 Dukaten, als Beitrag zur Herstellung meiner Gesundheit benannt, lagen neben mir. Daß der Erbprinz sie gesendet, war mir klar, indem Johann erzählte, wie er mit einem schönen Wagen abgeholt und in ein ihm unbekanntes Haus geführt wurde, wo er mich blutend auf einem Bette fand, ein alter Herr mit einem Stern auf der Brust ihm das Packet eingehändigt, und ihm den Gasthof benannt habe, wohin er mich bringen sollte. Drückend, unerträglich war mir das Gefühl, von meinem Gegner eine Wohlthat zu empfangen, und nun muß ich erst noch erwarten, ob er mich nicht bezahlt zu haben meint; um meiner los zu werden, mich erst nach meiner Heilung verfolgen läßt, auf diese Art berechnete Großmuth mit dem

beleidigten Stolze zu verbinden.“ — »Beruhigen Sie sich,« sprach Hell, »und kommen Sie, die peinlichen Erinnerungen und Zweifel aus der Brust zu bannen; Sie müssen mit mir zur Baronin Berghof, wo man Sie längst erwartet.“ — »In diesem Aufzug, was fällt Ihnen ein?“ — sagte Wernef, und doch mußte seine Eitelkeit der sarkastischen Bemerkung des Arztes weichen, daß ein Weiberfeind sich wenig um den Eindruck der Toilette bekümmere, und er daher im blauen Überroße und Pantalon ganz ungehindert als Reconvalescent zu erscheinen berechtigt wäre.

Bald hatten sie den Hügel erreicht, an dessen Abhang das Haus der Baronin Berghof lag. Ein weites Blumen-Parterre umwand in verschiedenen Farbenmischungen und Gestalten den weißen, feinen Sandweg, welcher wie ein leicht verschlungenes Band die künstlich geformten Partien zu halten schien. Am nahen Teiche links, dem schattige Gesträuche ein magisches Dunkel verliehen, streckten sich schlanke Schwanenhälse empor, während rechts unter duftenden exotischen Gewächsen, im künstlich geflochtenen Hause Turteltauben gurrten, auf grüner Matte kleine Rehe mit blanker Schelle und klugen Augen die Ankommenden anstauten, und vom Balkon zwischen Hortensien und Oleander im metallenen Käfig bunte Papageien sich wiegten, und in fremder Sprache Gruß und Spott vermengt entgegen riefen. Reich gekleidete Diener standen im Vorsaal; in einen, mit Gemälden gezierten, äußerst geschmackvoll eingerichteten Salon wurden die Fremden eingelassen, um die Baronin zu erwarten. Sie hatten Muße, Alles

genau zu betrachten, überall vereinigte sich Reichthum mit sinniger weiblicher Einrichtung, die auf höhere Bildung der Bewohnerin schließen ließ. Ein schönes Fortepiano, eine Guitare, Sticrahmen mit wundervollen Farben und Zeichnungen in halb vollendeter Arbeit, eine kleine Handstille mit vorzüglichen Büchern in verschiedenen Sprachen, und ein runder, reich besetzter Blumentisch ließen dem strengsten Beobachter nichts zu wünschen übrig.

Die Thüre in ein anstoßendes Kabinet ging auf, und herein trat die Baronin Berghof mit würdevollem Anstande und Freundlichkeit, Wernek begrüßend, welchen der heimische Arzt ihr vorstellte. An ihrer Seite schwebte wie eine Lichtgestalt ihre Tochter Sophie. Die blauen Augen blickten so freundlich unter dunklen langen Wimpern hervor; die feine weiße Haut ward noch durch braune Lockenfülle, die sie umwallte, gehoben, und die vollen Lippen entdeckten mit verschämter Anmuth den reichsten Perlenschatz, wenn holdes Lächeln sie zu trennen wagte. Edel und groß war die Gestalt, welche dieses Engelköpfchen trug, und die kleine weiße, mit Ringen reich besetzte Hand, der zierliche Fuß vollendete das Ebenmaß. Im Nu ward auch unser trüber Weiberfeind in den schmachtenden Verehrer solch' seltener Schönheit verwandelt. Es währte einige Zeit, bis das sprachlose Staunen des mächtigen Eindrucks sich in unbefangenes Benehmen auflösen konnte. Die Gewandtheit der Baronin, des Arztes leichter, herzlicher Ton, Wernek's nur durch Krankheit und Mißmuth leise übertünchte Munterkeit, und Sophiens artiges, feines

Betragen gaben bald der Unterredung jenen Anflug von Natürlichkeit, welchen nur die höchste Bildung als zarte Grenzlinie anzudeuten versteht, den man leider so oft in gefelligen Zirkeln vermißt, und zwischen steifer Förmlichkeit oder gemeiner Ausartung der Fröhlichkeit wankend, angewiesen wird.

Als es zu dunkeln anfing, hörte man plötzlich im Nebenzgemach die leisen Töne einer Harfe, und eine weibliche Stimme trug ein tief empfundenes Lied in zarten Klagetönen vor. Unwillkürlich war der kleine Kreis stiller geworden, und horchte dem süßen Tone. Mit trüben bedeutenden Blicken begegneten sich der Arzt, die Baronin und ihre Tochter. Wernek war eben in einer Stimmung, wo Musik und vorzüglich Gesang geeignet ist, im tiefsten Herzen wieder zu klingen. »Arme Louise!» sagte die Baronin bewegt, »gehen Sie doch zu ihr, lieber Doktor, ich fürchte, das Singen an diesem mond hellen Abend kann ihr wieder schädlich werden. Suchen Sie sie zu bereden, zu uns herüber zu kommen; vielleicht gelingt's;» und sich zu Wernek beinahe entschuldigend wendend, erzählte sie ihm, daß Louise, die Tochter eines armen Malers, ein äußerst anziehendes Wesen, und frühere Gesellschafterin ihrer Tochter, nun seit mehreren Wochen von einer seltenen Reizbarkeit befallen, in einem bedenklichen Gemüthszustande sich befinde, und aller Schonung bedürftig, von diesem Bad Heilung erwarte.

An der Hand des Arztes trat nun zögernd die arme Louise ein; Mitleid und Theilnahme mußten bei ihrem Anblicke sogleich sie mit diesem Beiworte begrüßen, denn ein

unbeschreibliches Leiden war über ihr ganzes Wesen ausgegossen. Die schönen lichtbraunen Augen schienen bei der Blässe des edlen Ovals ihrer Wangen Liebe und Trost zu erflehen, und wo die Fülle der Gesundheit den Formen ihrer Gestalt mangelte, ward das reinste Ebenmaß und Zartheit dieses Baues einer Pflanze gleich, die aus ferner Zone versetzt, der Heimatsluft entbehrend, nicht in üppiger Pracht zu blühen vermag und mit gesenkter Blüte dem Tode entgegen reißt. Durch ihre Erscheinung bekam das Gespräch, die ganze Haltung der kleinen Gesellschaft eine andere Stimmung. Beinahe möchte man den Einfluß dieser zwei verschiedenen weiblichen Gestalten auf das Gemüth mit einer reizenden Landschaft vergleichen, welche am Mittag durch den Glanz der strahlenden Sonne im reichen Maße lebendig und glühend erleuchtet, am stillen Abend durch das milde klare Silberlicht des Mondes in wehmüthiger Ruhe vor unserem Blicke erscheint. So wogte auch Wernes Herz in zwei widersprechenden Ansichten der anziehenden und doch so verschiedenen weiblichen Wesen, zwischen welche der Zufall ihn stellte. Gerne wollte er Louisen etwas Verbindliches sagen über ihren Gesang, doch wie erstaunte er, als bei dem ersten Worte, das er sprach, dieser stillen melancholischen Louise Antlitz eine hohe Röthe überflog, sie mit einer ungewöhnlichen Hefigkeit aufsprang, Sophien am Arm ins Nebenzimmer zog, und dieser dort mit dem Ausrufe: »Um Gottes Willen, wer ist der Mensch?“ in die Arme fiel. »Aber Louischen, was sichts Dich an?“ sagte lächelnd Sophie, ihr die glühende Wange



streichelnd, »Lieutenant Wernek ist's, ein Badegast, den uns der Doktor heute vorstellte; weil es mir doch gar zu langweilig schien, vom Ball wegbleiben zu müssen, und ich darüber gegen Hell mich aussprach, so scherzte er mit mir, er wolle mir ein gutes Werk dafür erweisen, einen jungen, hübschen, franken Offizier mit einem freundlichen Blick besser zu heilen, als alle seine Rezepte bis jetzt es gethan.« — »Offizier!« sagte Louise tief bewegt; »wenn er es wäre!« setzte sie halb unverständlich hinzu, warf einen trüben Blick auf ihre Freundin, und ließ sich von dieser, welche gerne herzbevegenden Scenen mit leichtem Sinne auswich, wieder ins Gesellschaftszimmer leiten. Gelig rief die Baronin nach Hüten und Shawls, schlug gewandt, um der Verlegenheit des kleinen Zirkels abzuhelpen, einen Spaziergang vor, versprach lächelnd Wernek, die Mädchen sollten ihm zu Liebe langsam gehen, wobei auch ihr gebient sei, da sie das moderne Postenlaufen und die forcirten Märsche der eleganten Damen nie begreifen könne, indem es zu ihrer Zeit zum Ton gehörte, einer Chinesin gleich nie zu Fuß sich zu bewegen, und somit lehnte sie ihre Hand auf Wernek's dargebotenen Arm; vor ihnen ging Sophie, den königlichen Wuchs in Gang und Haltung entfaltend, während Louise nachdenkend und stumm an des Doktors Arm schlich. Ein Paar Bediente, mit Pölstern zum Ausruhen wohlbepackt, beschloßen den Zug, welcher eine kleine Wiese durchschnitt, die zu einem nahe gelegenen Jägerhaus führte, wo öfters Badegäste sich versammelten, um bei Milch und Brot die idyllischen Genüsse mit

dem leeren Schnickschnack der sogenannten großen Welt zu würzen, oder vielmehr zu vergiften. Da Alles, was an Hygieia's Quelle die freie Bewegung seiner Glieder sich errungen hatte, auf dem Ball versammelt war, so war die Jägersfrau sich keines hohen Besuches gewärtig, und saß zwischen ihrem braunen rüstigen Gatten und zwei rothbackigen Knaben, einen dritten noch als Säugling an ihrer Brust, vor der Hausthüre. Schnell putzte sie sorgsam die Bank rund um die Linde ab, und bald war das einfache Bild stiller Häuslichkeit durch glänzende Gestalten auf den arkadischen Sitz verdrängt.

Der Mond hatte sich wie eine Feuerkugel am fernen Gebirge heraufgezogen, und stand nun hoch ober demselben, in milder Klarheit die ganze Gegend beherrschend. Die silberne Milchstraße begann sich auszudehnen, und Millionen Sterne funkelten. Das Gespräch bezog sich bald auf diese leuchtende Himmelsdecke; Sophie begann mit vieler Sicherheit über die Entfernung, Gang und Eigenheiten der einzelnen Gestirne zu sprechen. Wernerk hörte staunend so ernste Wissenschaften den schönen jugendlichen Mund bewegen. Da traf zufällig sein Blick Louisens Auge, das, mit inniger Schwärmerei am Horizont geheftet, von Thränen glänzend, dem Bilde einer Heiligen glich. Wunderbar theilten sich diese beiden weiblichen Wesen; wo dort die Stimme und der Verstand gefesselt waren, öffnete sich hier das Gemüth dem weichen, seelenvollen Eindruck einer höheren Begeisterung. In dieser Ebbe und Flut von Gedanken und Empfindungen

schwankte Wernek noch lange, als schon die kleine Gesellschaft heimgekehrt und er allein in seinem Kämmerlein war. Er fühlte sich befangen, doch konnte er selbst den Gegenstand dieser Beklommenheit nicht nennen. Eine Zwittergestalt von Doppelliebe schien ihm der Kampf seines Innern, und trotz dem chaotischen Gefühl, das ihn durchbebte, mußte er dennoch lächeln, als er seinen alten Johann erblickte, und der hochgepriesenen, vor ein paar Stunden gegen diesen erwähnten Weiberfeindschaft gedachte. Wie oft zerstört ein ungewarnter Augenblick im Leben das Gebäude schwer errungener Erfahrung, und wie unbefangen hascht der Mensch nach der freundlichen Seite eines leicht beflügelten Eindrucks, nicht bedenkend, daß, was ihm jetzt ein vergänglicher Spielball schien, fortrollend durch die mächtigen Einwirkungen der Ereignisse und des eigenen Gefühls zur Lawine anwachsen kann, die Unheil bringend oft über des Lebens Glück gebietet.

Täglich besuchte nun Wernek nachbarlich der Baronin Haus, und immer schien ihm etwas Geheimnißvolles darin zu walten. Leise, oft unmerklich entschlüpfte Äußerungen, und vollends Louisens krankhaftes Wesen, über welches man einen dichten Schleier zu hüllen strebte, gaben der ganzen Familie etwas Abenteuerliches, das Wernek's leicht zum Mißtrauen erregtes Gemüth widrig ansprach. An Sophien vermiste er manche weibliche Eigenschaft, während sie nach männlichem Wissen strebte. Es ist schwer, die Grenzlinie der weiblichen Verstandes-Sphäre anzudeuten, der erste Schritt

über dieselbe kann nur auf Kosten des Gemüthes sich bahnen, und weh dem Weibe, die der sträflichsten aller Eitelkeiten, dem geistigen Brunk, die zarten Himmelsblüten ihres Herzens opfert. So war Sophie mit den besten Eigenschaften doch nur ein schwankendes Rohr, das keinen festen Anhaltspunkt im Leben fand. Mit feltener Schönheit ausgestattet, war sie nicht zufrieden mit diesem empfehlenden Geleitsbriefe durch das Leben, sondern wollte noch durch Geistesgaben sich hoch über Andere ihres Geschlechtes stellen; sie lernte viel, sog alle Wissenschaften gierig ein; doch schwebt der Genius zu hoch, um ihn zu erreichen, wenn er nicht willig sich hernieder senkt und eines Menschen Hülle sich zum Tempel auserstieht. So war auch Sophiens Wissen Stückwerk nur geblieben, und das kindlich fromme weibliche Gemüth darüber verloren. Vorherrschend im Gegentheil war bei Louisen das Gefühl, die innere Reizbarkeit des Weibes, die Überspannung schwärmerischer Empfindungen und einer krankhaften Fantasie. Was Sophien kleinlich, ja oft lächerlich im Leben schien, entlockte Louisen Thränen, oder erregte ihre Glieder zu krampfhafter Bewegung. Werner fand durch Beide sich angezogen und zurückgestoßen, und mußte sich selbst oft gestehen, nur eine geläuterte Mischung dieser beiden Charaktere könnte ihn als Gattin beglücken. Nicht entgehen konnte ihm indessen, daß Sophiens kaltes, stolzes Wesen nie an seiner Brust erwärmen würde; doch schmeichelte es ihm, daß Louisens Seele mit aller Innigkeit an ihn sich zu schmiegen schien. So hatte sie eines Abends, wo sie gewöhnlich

noch durch den Garten ihn begleitete, an seinem Arm den dunklen Laubengang erreicht, der zu dem Ausgang führte. Sie war so leidend diesen Abend, so ungewöhnlich aufgeregter; Wernek hatte ihre Hand theilnehmend zum Abschied gefaßt und an seine Lippen gedrückt. Er fühlte, wie das bleiche Mädchen zitterte, und zum ersten Male durchbebt ihn der Gedanke, sie könnte doch vielleicht Liebe für ihn fühlen. Schweigend heftete er seine Blicke in die ihren, da raschelten Männerfüße, und eine, durch einen weiten, dunklen Mantel verhüllte Gestalt stand plötzlich neben ihnen. »Louise!« rief eine schöne männliche Stimme, und mit einem Schrei der Freude und des Schreckens sank das bleiche Mädchen in die Arme des Fremden, der, so wie Wernek, sorgsam bemüht war, sie in's Leben zurück zu rufen. Kaum schlug sie die Augen auf, so reichte sie Wernek die Hand, bat ihn, sie nach ihrer Wohnung zurück zu leiten, und glitt mit den leise zugestimmten Worten in's Haus: »Ihr Ehrenwort verbürgt mir die strenge Bewahrung der Scene, die eben vor Ihnen sich zugezogen; bald wird Ihnen Alles klar werden, bald ist Alles vorbei,« setzte sie schluchzend hinzu, und verschwand.

Betroffen kehrte Wernek zurück; die Abenteuer dieses Abends lagen schwer auf seiner Seele. Vergebens strebte er einen Faden in seiner Denkkraft aufzuspüren, der aus diesem Labyrinth ihn leiten könne. Schlaflos warf er sich auf seinem Lager herum; da brachte Johann in der ersten Morgenstunde ihm einen Brief, worin nur die Worte standen: »Sie sind durch eine sonderbare Wendung des Schicksals in mein

Geheimniß verwebt; nähere Aufklärung soll Ihnen in einer Stunde an Hygieia's Park werden, doch soll noch Alles zu Ihrem Glück sich wenden; dies verbürgt Ihnen ein warmer Freund.» Bald war Wernek gekleidet, und eilte, so viel es seine Kräfte erlaubten, dem Orte der Bestimmung zu. Wie erstaunte er, als ihm dort sein einstmaliger Gegner, der junge Erbprinz, entgegen trat, den er am vorigen Abend im Drange des Augenblicks im Dämmerlichte und einer fremden Verhüllung nicht erkannt hatte. »Lieber Freund,« sprach er herzlich zu dem bestürzten Wernek, »lassen Sie uns des vergangenen Zwistes vergessen, welcher vielleicht nur zu folgenreich in unser beiderseitiges Schicksal eingegriffen. Ich bin Ihnen Aufklärung, wohl auch noch Ersatz für manche trübe, franke Stunde schuldig, und sie soll Ihnen werden. Setzen wir uns hier, und hören Sie ruhig an, was nun kein Geheimniß mehr für Sie bleiben darf, da durch eine sonderbare Verkettung der Ereignisse wir Beide zu nahe stehen, um irgend etwas Fremdartiges zwischen uns walten zu lassen. Die Ursache unseres damaligen Zwistes, unseres Kampfes war leider zu sehr jugendliche Aufwallung, durch Verschiedenheit der Meinungen und augenblickliche Verstimmung erregt, um nicht in Lethé getaucht zu werden. Doch als Sie ohnmächtig, schwer verwundet am Boden lagen, und ich mit tödtlicher Angst Sie umklammert, dringt ein weiblicher Schrei an mein Ohr; die Thür eines Nebengemaches springt auf, und ein leichenblaßes Mädchen stürzt mit dem Rufe: Mörder! mir leblos in die Arme. Ich trage sie zurück in ihr

Gemach, und erfahre, daß sie seit ein paar Tagen das Hôtel bewohne, in dessen Saal unser Zwist und Kampf begann, in der Residenz eine Unterstützung anzusuchen, da ihr Vater, ein verdienstvoller Künstler, kürzlich gestorben war. Ich schrieb mir Namen und Verhältnisse auf, und in wenig Tagen, als mein Arm geheilt war, gelang es mir, der Überbringer ihres erfüllten Wunsches zu sein; um aller Verlegenheit, allem Danke auszuweichen, verbarg ich Namen und Stand, und ließ als Sekretär meines Vaters mich melden. Doch in welchem Zustande fand ich die arme, schöne Leidende! Der Anblick unserer Waffen, Ihrer Wunde, Ihres Blutes hatte sie bis zum Wahnsinne ergriffen. Aufgeregt durch früheres Unglück, ward jede neue Einwirkung ihr doppelt gefährlich. Sie hatte aus einer Spalte der Thür des Gemaches, das sie bewohnte, Alles mit angesehen, und stand seit jenem Augenblick einer halb Träumenden gleich an jener Grenze, wo leicht die Bilder aufgeregter Fantasie den Menschen in des Irrwahns Abgrund stürzen. Es gelang mir, sie allmählig mit der Nachricht Ihrer Rettung aufzurichten, den Gedanken eines Mordes aus ihrer Seele zu löschen und sie ruhiger zu stimmen. Dankbar nahm sie jedes meiner Worte auf. Die Rührung, mit welcher ich ihr Vertrauen, ich darf es wohl sagen, ihre keimende Neigung für mich wachsen sah, mag verzeihlicher scheinen, wenn man das liebliche Wesen und ihr zartes Verhältniß zu mir kennt; doch fühlte ich, daß es sträflich war, ihr länger meinen Stand zu verbergen. Eben als ich diesen Vorsatz ausführte, erklärte auch sie mir

unter heißen Thränen, sie müsse an den Ort ihrer Bestimmung abreisen, eine Anstellung, die ihr mittlerweile unverhofft zu Theil geworden, bei der Fürstin von W., meiner, mir längst verlobten unbekanntem Braut, einzutreten. Ich lernte nun das herbe Geschick meines Standes, die Pflicht der tiefsten Selbstverläugnung im vollen Maße kennen; wir trennten uns. Ich erfuhr, daß sie mit ihrer Gebieterin hieher in dieses Bad reise; wissen Sie also, daß diese Niemand anderer, als jene gefeierte Baronin Berghof ist, die unter diesem Incognito die Fürstin von W. verbirgt. Können Sie es mir verargen, wenn Neugierde, meine Braut kennen zu lernen, ohne von ihr erkannt zu werden, und lebhafteste Theilnahme an der unglücklichen Louise mich antrieb, hieher zu reisen. Doktor Hell, der einstmalige Leibarzt meiner verstorbenen Mutter, war mein Vertrauter; an ihn wendete ich mich mit der Bitte, Sie bei der Fürstin einzuführen; durch Sie hoffte ich dann näheren Aufschluß über Sophie, vielleicht auch Trost für Louise zu erhalten. Ich wagte den kühnen Plan, eine Verbindung zwischen Ihnen und Louise zu bewerkstelligen; da sie nun meine Verhältnisse kennt, muß der frühere Eindruck verschwinden, und von Ihnen, lieber Werner, in einem Mädchenherzen verdrängt zu werden, ist eben so ehrenvoll, als die Wunde, die Ihr Säbel mir schlug. Nun wissen Sie Alles, führen Sie mich morgen als einen reisenden Maler bei der sogenannten Frau Baronin ein. Ich frage Sie nicht um Sophie, mein inneres Auge soll im Einklange mit dem Aeußeren rücksichtslos



wägen, prüfen und richten.“ — Der Park begann sich mit Menschen zu füllen; der Prinz drückte noch einmal Werners Hand, und verschwand im Gebüsch, diesen in chaotischer Ideenverwirrung zurücklassend. Sophie, Braut des Erbprinzen, Louise, ein unglückliches Opfer hoffnungsloser Liebe, er selbst unwissend in diesen Knoten verwebt, dies Alles schien wie ein Traum innerer Fieberhitze ihn zu durchglühen. Er floh das Haus der Fürstin, saß einsam den ganzen Tag in seinem Gemach, die Dampfwolke der Pfeife, seinen Wünschen gleich, vor sich entstehend und verwehend zu betrachten; da schlug nach einer schlaflosen Nacht die gefürchtete Stunde der Vorstellung des Prinzen, und dieser kam pünktlich, ihn abzuholen. Ein leichtes Varet deckte halb die dunklen Locken, ein knappes Wamms bezeichnete die edle, wahrhaft fürstliche Gestalt, und der reich gestickte Halskragen schlang, altdeutsch geformt, sich um den männlich stolzen Nacken. »Nun schnell zur Baronin Berghof!“ rief er Werner zu, »so will ich die schlaue Frau in ihrem Infognito noch nennen, ihre List aber mit der meinigen vergelten. Louise hat mir längst Verschwiegenheit gelobt, und hätte sie es auch nicht, ich zählte dennoch unbedingt auf sie; denn wie gerne auch der Frauen Zunge sich im leichten Geschwätz bewegt, wo das Gefühl und feiner Takt den Schleier weben, ein Geheimniß zu bewahren, schweigt sittig auch gewiß der holde Mund.“

So im traulichen Gespräch, doch mit bewegtem Gemüth, langten die beiden Jünglinge bei der Baronin an; als ein reisender Künstler, der aus Italien kommt, ward der

Prinz von Wernel eingeführt. Bald nahte auch Sophie, und mächtig ward der gegenseitige Eindruck der beiden hehren Gestalten. So wie das edle Ross den gemeinen Führer von sich schleudert, doch der sichern Leitung des hohen Gebieters sich willig fügt, erstarb auch Sophiens Stolz vor dem siehgewohnten Blick des Jünglings, der selbst die abenteuerliche Vermummung zu abeln verstand, und die höhere Abkunft nicht verläugnen konnte. Mit Ehrfurcht und dennoch auch mit Sicherheit nahte sich der Prinz Sophien. Bald war das Gespräch über Kunst und Natur, des Südens ewig grünes Paradies, und seine ehrwürdigen Gebilde zwischen ihnen lebendig aufgeregt; ein edler Wettstreit begann an Geist und Wissenschaft, und schweigend saßen die Mutter und Wernel neben ihnen. Dieser mußte sich selbst gestehen, nun erst stehe Sophie an dem Platz, den ihr die Natur und sie selbst sich angewiesen. Ihr gegenüber hatte er bis jetzt nur das Weib in häuslicher Beziehung zu sehen sich gewünscht; doch von der Wiege schon zum Herrschen geeignet, war ihr Streben nach dem höchsten Ziel der Ausbildung nicht zu mißbilligen, und hatte sie es auch nicht ganz erreicht, so schwand eben durch die Höhe ihrer Stellung gegen die Welt die angemessene Caryathidenform ihres Geistes, und die Grenzen, welche in der alltäglichen Sphäre der Hausfrau stillem Wirken streng bezeichnet sind, erweiterten sich durch den ungeheuren Raum der Macht, in welche Geburt und Vorzüge Sophien hingezaubert hatte. Im Rückblick auf seine frühere Ansicht stiller plötzlich als sonst geworden, ward Wernel und die Anwesenden

durch den schmetternden Laut eines Posthorns aufgeweckt, welches an dem Hause zu halten schien. »Gott Lob! das ist Julie, die lang Ersehnte,« rief die Pseudo-*Baronin* aus, und ging der *Kommenden* entgegen, die bald an ihrer Hand hereintrat. Eine frische freundliche Mädchengestalt mit klaren braunen Augen, unbefangen die Anwesenden anblickend, und mit ungezwungener Geberde sich verneigend, eilte sie in *Louise's* Zimmer, aus welchem nach einigen Minuten die alte Dame wieder heraustrat, und, sich an *Wernef* wendend, ihm erzählte, daß *Louise* in heftiger Fieberhitze gefährlich krank darnieder liege, unbegreifliche *Fantastien* sie bewegten, die bald in geordnetem Zusammenhange, bald regellos sie beunruhigten. »Doktor *Hell* verstand bis jetzt,« setzte sie hinzu, »sie allmählig wie böse Geister zu bannen; doch irr' ich nicht, daß auch Sie, lieber *Wernef*, eine bedeutende Rolle in diesem Chaos spielen. Stets hör' ich die arme *Louise* von Ihnen, von Blut, Entfugung und Tod gräßliche Bilder entwickeln. Nicht ungegründet scheint mein Verdacht, es müßten Verhältnisse zwischen Euch walten, die bis jetzt mir verborgen blieben. Das Leben *Louise's* steht auf dem Spiele; ich fordere Aufklärung und Wahrheit.« — Fragend und ängstlich schweifte *Wernef's* Blick an dem *Prinzen* hin, der, bleich und tief ergriffen, zwar nur halb den Inhalt des Gespräches verstanden hatte, da er scheinbar *Sophiens* Zeichnungen bewundernd musterte; doch waren diese abgebrochenen Worte hinreichend, sich schuldbewußt an *Louise's* Schwäche selbst anzulagen.

In diesem peinlichen Augenblicke rief man plötzlich laut nach Hilfe in Louisens Zimmer. Von dem Drange der ängstlichsten Empfindung ergriffen, eilten Alle zugleich dahin, wo der Jammerlaut erklang. Da lag Louise in tiefer Ohnmacht an Juliens Brust, die alle gewöhnlichen Hilfsmittel vergeblich anwandte, sie ins Leben zu wecken. Doktor Hell ward schleunig gerufen, und erst nach langem Bestreben seiner Kunst schlug die Kranke matt die Augen auf. Als sie den Prinzen trotz seiner Verkleidung und auch Wernek erkannte, schien eine höhere Begeisterung, ein Funke der nahenden Vollendung sie zu beleben. Sie richtete sich allmählig empor, ihr Auge strahlte überirdischen Glanz, fessellos umschleierten die üppigen Locken das bleiche Gesicht, und das sonst so stille, schüchterne Wesen erschütterte jetzt in Wort und Ton, wie ein leuchtender Cherub, die Anwesenden, die wie vor einer heiligen Erscheinung in tiefer beklommener Scheu sie umgaben.

»Im Tode ist Wahrheit,« sprach sie mit rührender Ergebung, »kein Trug umgebe meine letzten Stunden; lasset das Werk der Entfagung mich ganz vollenden. Prinzessin Sophie! aus meiner Hand mögen Sie den längst bestimmten Gemahl empfangen. Hier steht er vor Ihnen, er ist Ihrer würdig, und diese heilige Stunde verbanne die Lasterung prüfender Verstellung zwischen zwei Wesen, von welchen Tausende erst Glück und Segen erwarten.«

Sprachlos beugte sich der Prinz auf Sophiens dargebotene Hand, und mit thränendem Blick neigte die fürsüliche

Mutter sich zu dem schönen Paar. Doch mit der ihr eigenthümlichen Gewandtheit wußte sie bald ihrem beiderseitigen Infognito eine leichte Ansicht abzugewinnen; belebte das stockende Gespräch mit leicht gewürzten Fragen, beruhigte Louifens Überspannung, und stellte Julie als die Tochter des Hofrath Barniß dem Prinzen und Wernef vor. Diese schien wenig Antheil an der sie umgebenden Scene zu nehmen, sondern half mit regem Eifer Louifens Lage zu erleichtern, war blos mit ihrer Pflege, den Anwendungen des Arztes und tausend heilbringenden Trostgründen für die geliebte Kranke beschäftigt; doch brachte auch sie mit freundlicher Unbefangenheit dem fürstlichen Brautpaar ihre Glückwünsche dar, und weder beengende Schüchternheit, noch anmaßende Beredsamkeit leiteten ihre Worte und Geberden.

Um die erschütternde unvorbereitete Scene schnell abzukürzen, zog die Fürstin sich mit ihrer Tochter und dem Prinzen, unter dem Vorwande, letzterer sei ihnen Beiden noch manche Aufklärung schuldig, in ihr Gemach zurück. Der Drang des Augenblicks und Wernef's längst bewiesene Anhänglichkeit für Louisen entfernte die gewöhnlichen Formen der Etikette; daher blieb er auch unbefangen, doch mit reger Theilnahme an ihrem Krankenlager. So vergingen einige Tage; Louifens Schwäche nahm zu und hatte sich in eine Art von bewußtloser Starrsucht aufgelöst. Da rieth Doktor Hell der Fürstin, dem wiederholten Ruf ihres Gemahls, nach W. zurückzukehren, endlich nachzugeben, wohin der Prinz ihr zu folgen berechtigt war, damit sie vermeide, Zeuge des letzten

Todeskampfes Louisens zu sein. Wohl berechnete der psychologische Arzt, wie des Prinzen Gegenwart diesen noch erschweren müsse, und hoffte mit dem wohlgemeinten Rath den peinlich verschlungenen Knoten mit einem Mal zu lösen.

Menschen, die von der Wiege an gewohnt sind, daß ihnen gehuldigt werde, denen das Schicksal sowohl als ihre Umgebung jede Störung, die aus den gewöhnlichen Lebensverhältnissen entspringt, sorgsam entrückt, weichen nur zu gern heftigen schmerzlichen Eindrücken, beengenden Auftritten aus, und fliehen gleichsam eine wehmüthige Nührung, die der, weniger vom Zufall Begünstigte willig mit seinen Freunden theilt. Erwünscht schien es daher der Fürstin, den längst still gehegten Wunsch nun laut ausgesprochen aus Doktor Hell's Munde zu vernehmen. Alle Anstalten zur Reise wurden getroffen, Louisens Bewußtlosigkeit ersparte den herzergreifenden Abschied, und bald war das schöne Haus, alles fürstlich lärmenden Gepränges beraubt, nun der stille Aufenthalt des gebrochenen Herzens der armen Louise, das noch matt die letzten Kummerschläge des müden Lebens zitterte, um bald im ewigen Stillstand die längst ersehnte Ruhe zu finden.

Beim Abschied erbat der Prinz von Wernek das Versprechen, Louisen nicht bis zum letzten schweren Kampf zu verlassen; reichlich versorgte die Fürstin ihre Bedürfnisse, und so band jetzt Freundespflicht und innige Theilnahme Wernek an das Krankenlager der Leidenden, wo er ihre Pflege mit Julie theilte. Diese entwickelte in dieser Beschäftigung so viel reges, tiefes Gefühl, mit ruhiger Fassung gepaart, so viele

Bartheit der Empfindung, ohne alle Empfindelei, daß nur zu bald ihre entschiedenen bleibenden Vorzüge Werner überzeugen mußten, ein Wesen, das so wie diese Julie in edler Selbstaufopferung im thätigen praktischen Leben, im reinsten Gefühle wahrer Weiblichkeit den richtigen Weg wandelte, zu welchem Herz und Bestimmung sie rief, müsse auch unbedingt einst den Gatten beglücken. Diese Überzeugung, im Einklange mit so mancher herzbewegenden Scene, zu welcher ihre beiderseitige Stellung an dem Krankenlager sie leitete, machte ihm diese übrigens so trübe Zeit zur schönsten seines Lebens. Seine frühere Krankheit und die Ereignisse seines Badeaufenthaltes hatten unwillkürlich den leichteren fröhlichen Sinn der unüberlegten Jugend von ihm abgestreift, und früher gereift durch Selbstbeschäftigung und erweiterte Menschenkenntniß, war er dahin gediehen, den hohen Werth von Juliens Charakter ohne Täuschung äußerer Einwirkung aufzufassen und mit jener tiefen Neigung in sich zu entwickeln, die als Grundfeste den blumengeschmückten Palast der Liebe aufzubauen nöthig ist, damit, wenn einst die holden Farben schwinden, noch das Skelet dieser bunten Kränze das Herz erfreue und erhalte.

Nicht entgangen war Julien, was in seinem Herzen vorging; doch war der Augenblick zu ernst, um Liebeständeleien zwischen ihnen zu gestatten. Sie erleichterten, trösteten, ermutigten, sie waren sich zum gegenseitigen Bedürfnisse geworden, ohne es zu ahnen, und in dieser Stimmung brach Louifens letzte Stunde plötzlich und gewaltig auf ihre Herzen ein. An demselben Abende, wo des Prinzen feierliche

Verlobung in der Residenz Statt hatte, schien der drückende Schleier, welcher ihre Seele sich aufzuschwingen hinderte, von ihr plötzlich weggezogen. Zum ersten Male nach langer Zeit Besinnung und Gefühl wieder erhaltend, schlug sie ihr Auge auf; mit dem erhobenen Zeigefinger nach Prinzessin Sophiens Bild, das in ihrem Gemache hing, deutend, sprach sie mit hohler Stimme: »Sehet Ihr die Braut, den grünen Myrtenkranz im Haar, die Hochzeitsfackeln leuchten, hört Ihr die Glocken schallen, die jubelnde Menge, nun fort, fort, schnell fort, daß Niemand sie störe, ich habe Gile — — fort — — —» und plötzlich matt und ruhiger geworden, blickte sie freundlich Wernek und Julien an; — — »habt Dank — — dort oben — —» lispelte sie kaum vernehmbar, und auf immer war ihr Auge geschlossen.

In Wehmuth aufgelöst, sank unwillkürlich Julie an Wernek's Brust; da mischten sich ihre Thränen, an der zerknickten Blume reiner Liebe entkeimte neue Lebensblüte ihren Herzen, und des Todes Opfer ward zum Altar, der auf ewig sie verband. Nachdem die letzte Pflicht erfüllt und Louisens Hütle der Ruhestätte anvertraut war, eilte Wernek seinem Versprechen gemäß in die Residenz, wohin auch Julie später mit Doktor Hell ihm folgte.

Erleuchtet waren die hohen Fenster des fürstlichen Palaſtes, Musik und Jubelruf schallte Wernek aus ihm entgegen; sein Zartgefühl verrieth ihm, wie seine plötzliche Erscheinung nur störend in den Freudenkreis eingreifen müßte. Der Gegensatz seiner Stimmung mit diesem festlichen Jubel



war zu grell, um ihm nicht die Einsamkeit wünschenswerth zu machen. Doch kaum in den Borsaal eingetreten, hatte schon der vertraute Kammerdiener des Erbprinzen ihn bemerkt, erkannt. »Ich habe strengen Befehl, Sie augenblicklich zu melden, Herr Lieutenant!« rief er ihm entgegen, bat ihn in ein Nebengemach zu treten, in welches bald darauf aus einer Tapetenthür der Erbprinz in voller Glanzuniform, erhitzt vom Balle, schnell erschien; sich an Wernek's Brust werfend, rief er: »Ihr Anblick sagt mir Alles! Louise ist todt, und ein treu liebendes Herz mir auf ewig verloren! Mein Glück an Sophiens Seite wäre zu groß, dieser dunkle Vermuthstropfen der Erinnerung mußte die rosige Quelle der Gegenwart trüben. Morgen Vormittag erwarte ich Sie mit meiner Gemahlin. Wir wollen eine ernste Stunde der Vergangenheit weihen.«

Das Patent als Rittmeister und Adjutant des Erbprinzen war die Folge dieser Unterredung, in welcher dem Andenken der verklärten Louise eine Thräne nicht versagt wurde.

Wernek benützte diese weiche, günstige Stimmung, um das Gefühl, welches er für Julien empfinde, auszusprechen. Die Fürstin Mutter trug sich an, seine Werbung bei ihrem Hofrath zu unterstützen, und nach wenig Wochen schmückte sie selbst die erröthende Braut mit dem bedeutungsvollen Kranz.

# Griechische Mädchen.

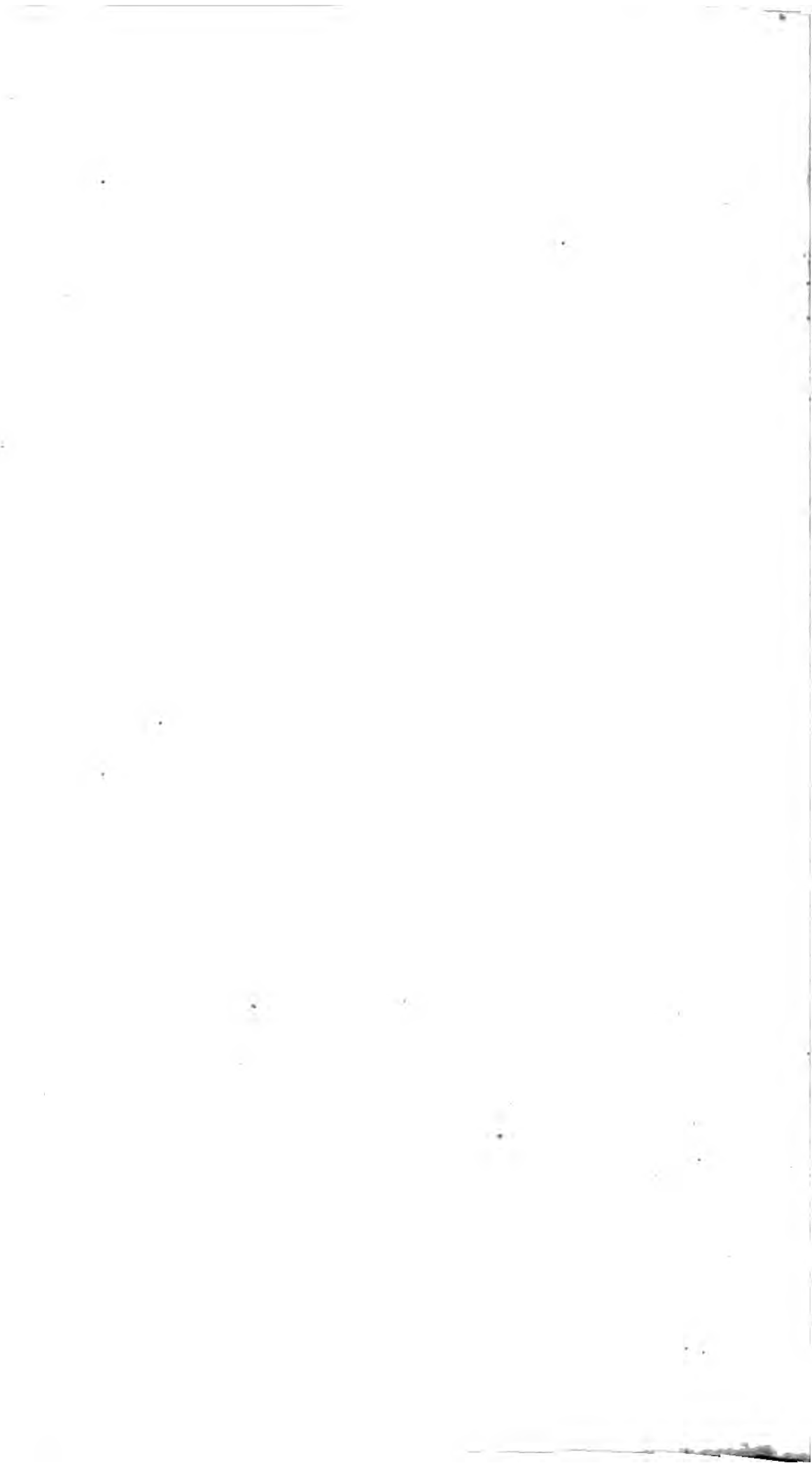
---

Poetische Illustration

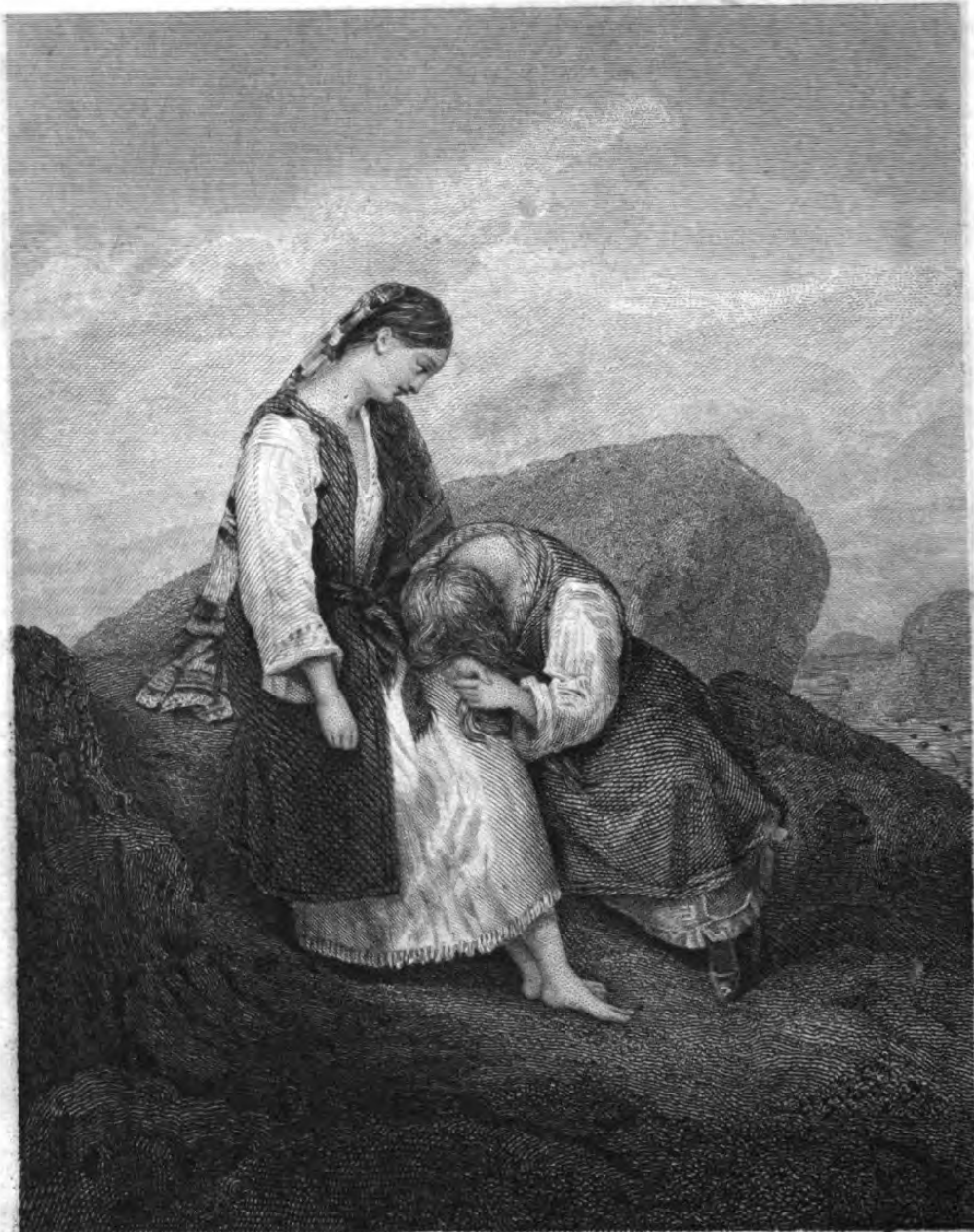
von

A. F. D. Herold.

(Mit einem Stahlstich.)







Phalipon del.

A. Bognat sc.

Die Griechischen Mädchen?

15

16

17

18

19

20

21

22

23

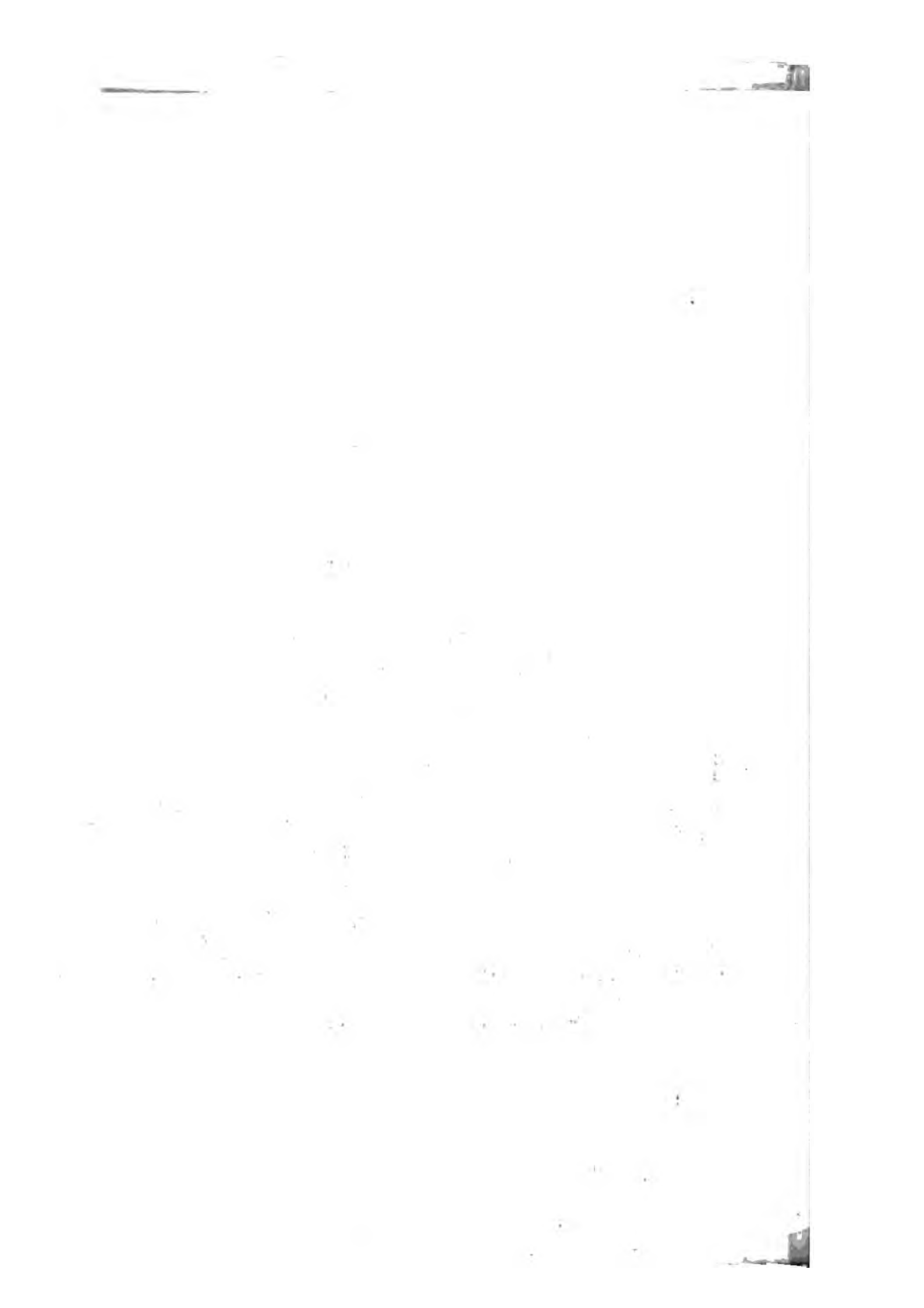
24

25

26

27

28



**W**as weilt ihr auf der öden Küste,  
Ihr, die durch Mitgefühl vereint,  
Zu einer schönen Doppelbüste,  
Wie Niobe von Schmerz versteint?

Was weinst Du, gramgebeugte Dirne,  
Was rankst Du an der Schwester fest?  
Das Haar gelöst, die kalte Stirne  
Auf ihre warme Hand gepreßt? —

Ach, keinen Balsam kann sie thauen,  
Du Arme, in dein wundes Herz,  
Seit jenseits, wo die Küsten grauen,  
Ein Herz Dir brach in Todeschmerz!

Dort, wo die schwarzen Säulen wallen,  
Dort sank Dein schönster Bau hinab; —  
Dein fühner Marko ist gefallen  
Auf Missolunghi's Trümmergrab! —



Unendlich dehnt die Wasserwüste  
Sich zwischen diesseits, zwischen dort;  
Kein Kahn geleitet an die Küste,  
Wo er gelandet nun im Port.

Kein Schiffer, kühnen Muths befeuert,  
Der frei die Straße möchte zieh'n;  
Nur hoffnungslose Liebe steuert  
Im Rachen der Verzweiflung hin.

---

# G l o s s e

v o n

K a r o l i n e P i c h l e r.

---

Einen Abschied nennt das Scheiden,  
Wer nicht hat ein fühlend Herz.  
Doch ich nenn' es einen Schmerz,  
Der nur endet im Verschneiden.

---

**W**ie die Pilger auf' der Reise,  
Geh'n die Menschen durch das Leben;  
Mancher trifft in seinem Gleise  
Einen Wandersmann daneben,  
Freuet sich an seiner Weise,  
Mag ihn gerne um sich leiden;  
Doch wenn sich die Bahnen scheiden,  
Sicht es ihn nicht weiter an,  
Und so kommt's, daß ruhig man  
Einen Abschied nennt das Scheiden.

---

In des Glückes hellen Kreisen,  
 Im Geräusch der bunten Welt,  
 Muß sich stets was Neues weisen,  
 Denn das Neue nur gefällt.  
 Ab und zu muß es da reisen,  
 Und der Trennung herber Schmerz  
 Weicht schnell dem nächsten Scherz;  
 Störet nimmer das Vergnügen,  
 Und es läßt sich d'ran genügen,  
 Wer nicht hat ein fühlend Herz.

Mancher, der mit treuem Muthe  
 Seinen Freund im Herzen trägt,  
 Fühlet wohl des Schicksals Ruthe,  
 Wenn die Scheidestunde schlägt.  
 Aber, ob das Herz ihm blute —  
 Er bezwingt das weiche Herz;  
 Blickt starkmüthig himmelwärts,  
 Was er fühlt — mit heiter'm Munde  
 Nennt er's: eine harte Stunde —  
 Doch ich nenn' es einen Schmerz.

Einen Schmerz, dem keiner gleicht,  
 Wenn der theure Freund die Hand  
 Uns zum letzten Male reichet,  
 Wenn wir deutlich es erkannt,  
 Daß das Glück mit ihm entweicht.

Schwer drückt dann das einzle Leiden,  
Einsam welken uns're Freuden,  
Deren Glanz er mit sich nahm,  
Das — das ist der bitt're Gram,  
Der nur endet im Verschneiden.

---

# Epigrammatische Albumblätter

v o n

Ernst Freih. v. Feuchtersleben.

---

## 1.

Ein Album ist der Menschen inn'res Leben,  
Das aufbewahrt in Gottes Händen bleibt:  
Ein leeres Blatt wird Jeglichem gegeben —  
Und Jeder ist nur, was er darauf schreibt.

## 2.

Mögen sie doch Reime dreheln,  
An der Donau, an der Elbe;  
Zwar die Gegenstände wechseln,  
Doch der Unsinn bleibt derselbe.

Denn es will der liebe Deutsche,  
Daß man, wie der Perserkönig,  
Fluten fessle, Wasser peitsche! —  
»Alles« ist ihm viel zu wenig.

## 3.

Sie wollen anders sein als recht,  
 Besser als gut, — und werden schlecht:  
 Im Herzen warm, im Kopfe hell —  
 So bleibt man stets originell.

## 4.

Daß ihr Thoren doch vergebens  
 Mit den Söhnen bessern Strebens,  
 Mit dem Guten selber ringt!  
 Kronos, der die Sense schwingt, —  
 Glaubt mir — wird nicht immer schweigen,  
 Und die richtende Geschichte  
 Wird mit grauenvollem Lichte  
 Eure Geistesarmuth zeigen.

## 5.

Ihr liefert Stoff zur Abstraktion  
 Für ein ästhetisch Lexikon:  
 Wenn der Verstand den Weg verlor, —  
 Das heißt: Humor;  
 Witzig sein, selbst nicht wissend wie, —  
 Ist Ironie.

## 6.

»Hör' doch einmal Deine Richter!  
 Hast Du denn noch nicht gelernt,  
 Daß den Groll der wahre Dichter,  
 Den Verdruß von sich entfernt?«

«I, ihr Herr'n, mich will bedünken,  
 Seltsam haltet ihr Gericht:  
 Eßig gebt ihr ihm zu trinken,  
 Und verlangt ein süß' Gesicht?»

Laßt mich euch was Bess'res rathen:  
 Gebt ihm, seiner Achtung werth,  
 Stoff zu frohern Resultaten, —  
 Und ihr habt, was ihr begehrt!

## 7.

In der Jugend ist man lirisch,  
 Und man lallt bis zur Ermattung;  
 Wird man späterhin satirisch,  
 — Welcher Gute würd' es nie? —  
 Heißt es: das ist keine Gattung,  
 Das ist keine Poesie!

## 8.

Fragend blick' ich zu der Dichtkunst Göttern:  
 Was verhängt sei über Deutschlands Flur?  
 Nach so manchen hübschen Frühlingswettern  
 Doch von reifen Früchten keine Spur?  
 Bildet sich vielleicht aus Albumblättern  
 Eine herbfiliche Literatur?

Mag sie doch! Es läßt sich herrlich wohnen  
 Unter unsrer Väter breitem Dach;  
 Kennt uns Immermann gleich Epigonen,  
 Folgen uns doch wieder And're nach:  
 Mögen die dann zuseh'n, wo sie thronen,  
 Wenn der Sturm die alte Hütte brach!

## 9.

Vor Zeiten waren Bücher nur  
 Die Frucht von langem, weisen Wandel;  
 Nun leider, ist Literatur  
 Ein Trödeltreiben, Unsinnhandel:  
 Das freut die Weiber, freut die Knaben —  
 So mögen sie die Waare haben!



## Metrische Correspondenz

z w i s c h e n

dem Freiherrn von Hammer - Purgstall und Franz Gräffer.

(Auf Anlaß, daß Letzter den Freiherrn in dem classificirten Verzeichniß der in der österr. National-Encyclopädie enthaltenen biograph. Artikel in den hier bezeichneten vier Rathegorien aufgeführt.)

---

**E**in vierfach Gespann hast mir vor den Wagen geschirret.  
Philolog, Geograph, Dichter, Historiker auch  
Ward ich ehrenvoll von Dir gereiht in der Heerschau,  
Welche musternd Du uns vor die Augen geführt.  
Gerne gönnen's mir Geograph und der Mann der Ge-  
schichte,  
Nicht der Philolog, weniger noch der Poet.  
Jene sind gewohnt sich aneinander zu reihen,  
Diese stehen nur jeder vereinzelt für sich.

S. — P.

E n t g e g n u n g.

Dennoch, Du mächtiges Sternbild, viel siebenfach leuchtend  
und funkelnd,  
Ist Dir der Sprachen Gewalt, bleibst Du der Liebling  
Apoll's:

Wer wagt zu ringen mit Dir, Du bürtiger Sohn Mithridates;

Rosa besingend \*): sag' an, bist Du nicht selber ein Fürst?  
Dein aber sind noch vor Andern, Gemüth, Liebesadel und  
Milde;

König im geistigen Reich, fährst Du mit Sechsen  
einher.

F. G.

\*) Rosenkranz arab. Schönheitslobes, zur Vermählung Ihrer Durchlaucht der Fürstin Rosa Esterhazy-Galantha. Gedicht des Freiherrn v. S., nur in sehr wenig Exemplaren abgezogen, von denen eines F. G. vom Verf. geschenkt erhielt.

#### A n t w o r t.

Noch freigebiger spannst mir Rosse sechs vor den Wagen,  
Wie Botschafter nur, Fürsten nur fahren damit.  
Dies ist zwar zu viel, jedoch mir wieder zu wenig,  
Der mit sechs nicht, fahren mit sieben nur will;  
Siebenspannig fährt der Wagenlenker Aruna,  
Der das Morgenroth führet dem Inder herauf.

S. — P.

#### Lockere Entschuldigung.

Richtig! von Sechsen nur sprach ich, gespannt vor den  
Wagen des Sternbild's,  
Das majestätisch und mild leuchtet, entzückt und erwärmt.

Aber mich schmiegend, da wollt' ich, Du Mann des  
 Triumphes,  
 Bei diesem Rossegespann selber das siebente sein.  
 F. G.

Letztes Wort.

Gar zu bescheiden scheint's sich selbst zum Ross' zu erklären,  
 Wär' es auch des Gott's Lenker des Sonnengespanns.  
 Doch — — das Siebengespann Aruna's sind Strahlen des  
 Lichtes,  
 Siebenfarbig getheilt in dem prismatischen Glas.  
 Mannigfarbig sind die Strahlen der Kunst und des Wissens,  
 Doch ist Wissenschaft Eines nur, so wie die Kunst.  
 S. — P.

---

# **Erster und letzter Ruf.**

Historische Novelle aus den Zeiten der Kreuzzüge.

---

(Nach italienischen Quellen.)



Wer kannte nicht die schöne Ewelleda — die Gefangene aus dem Orient, die Braut des Ritters Winnefried, aus dem Geschlechte der Herren von Rodis?! Vom See bis weit über die Alpen war das ganze Thal von Ossola ihres Lobes voll; und ihre einnehmende Gestalt, noch mehr aber ihre Tugenden, und die bezaubernde Sanftmuth ihres Wesens wurden bis zu den Sternen erhoben. Wer sie nur ansah, die holde Gestalt, gerieth in ein seliges Entzücken über die Anmuth und die Würde, die jede ihrer Bewegungen begleitete, über die süße harmonische Stimme, deren Reiz durch einen gewissen fremdartigen Klang noch besonders erhöht wurde, und über das himmlische Licht, das ihre herrlichen, seelenvollen Augen belebte. Ach! Ein Blick aus Ewelleda's Augen übertraf Alles, was die glühendste Einbildungskraft nur Bezauberndes und Himmlisches vorzustellen vermag. Auf wem ihre dunkeln Augen, mit dem Ausdrücke inniger Zärtlichkeit, oder im Verein mit einem schwermüthigen Lächeln ruhten, der fühlte im tiefinnersten Herzen eine unaussprechliche Bewegung, und glaubte sich in eine reinere Sphäre versetzt.

Diese herrliche, üppige Blüte der Schönheit war unter fremdem Himmelsstriche geboren, und von den Thälern des cedarreichen Libanons verpflanzt in Ossola's Alpenthal.

Der tapfere, thaterglühende und zur Rache geneigte Ritter Winnefried, tief im Herzen durch uns unbekannt gebliebene Unbild verletzt, beschloß, damals noch ein feuriger Jüngling, das Vaterland zu verlassen. Er sammelte eine Schaar tapferer Vasallen aus Ossola, that das Gelübde, für Jerusalem's Befreiung zu kämpfen, und schloß sich im Oriente dem Heereszuge der Kreuzritter an. Er nahm an den kühnsten und berühmtesten Waffenthaten derselben Theil, ward verwundet, und zog sich unter dem Schutze der damals herrschenden griechischen Kaiser nach Bisanz zurück. Nachdem er seine Gesundheit und Thatkraft wieder erlangt hatte, kehrte er nach Palästina zurück. — An der Spitze einer Heeresabtheilung nahm er eine reiche Sarazenenstadt mit Sturm ein, und zum Lohne dieser Waffenthat wurden ihm ihre Schätze überlassen. Die kostbarsten derselben hatte er sich bei diesem Anlasse ausersuchen, die übrige Beute theilte er unter die von ihm befehligten Krieger, und behielt von den Gefangenen nur eine für sich. Es war die schönste der Frauen, und Mutter eines einzigen reizenden Mädchens, so schön, wie ein Liebesgott, welche die christlichen Söldlinge in einem verlassenen Harem, bewacht von zwei stummen Mohren, gefunden hatten.

Nicäa und Antiochia waren gefallen. Winnefried, dessen vernarbte Wunden ihm dennoch das Kriegshandwerk verleiden, beschloß in die Heimat, in die Burg seiner Väter zurückzukehren. Er befrachtete mit seinen Schätzen einen Kauffahrer aus Pisa, und segelte Italiens Küste zu.

Bevor er sie aber noch erreichte, starb die durch tiefen

Kummer gebeugte Sarazenin, und minder schmerzvoll waren ihre letzten Lebensaugenblicke, als Ritter Winnefried ihr bei dem Kreuze, das auf seiner Rüstung prangte, geschworen hatte, mit väterlicher Treue für die arme, zurückgelassene Waise zu sorgen.

Diese hatte aber kaum das dreizehnte Jahr zurückgelegt, und auf der weiten Erde, außer ihrer zärtlichen Mutter, Niemand, der sie verstehen und leiten, der ihr Schutz und Hilfe bieten konnte. Da sie nun die zärtlich geliebte Mutter mit dem Tode ringen sah, so war ihr Jammer unendlich groß, und als der letzte Augenblick nahte, so war es die Tochter, die den letzten Athemzug der theuren Mutter in einem schmerzvollen Kusse auffing, und nun, eine Beute stummer Verzweiflung, nur mit Gewalt von der kalten Leiche getrennt werden konnte. Viele, viele Tage hindurch flossen unablässig die Thränen trostlosen Schmerzens von der Tochter Wangen herab. Endlich gelang es der zarten und wahrhaft väterlichen Sorge Winnefried's, dem schmerzdurchdrungenen Herzen der Jungfrau die langentbehrte Ruhe wiederzugeben; es trockneten allmählig die Thränen auf ihren, durch bitteren Gram erbleichten, zarten Wangen, und er schickte sich an, sie in den Mauern der väterlichen Burg im heimatlichen Thale einzuführen.

Der Ruf seiner Waffenthaten war ihm weit vorausgeeilt. Jubelnd zogen ihm seine Vasallen und huldigend entgegen, und nach einer Entfernung von so vielen Jahren zog er im festlichen Gepränge über die alte Brücke, die sich über den vaterländischen Fluß bog. In dem kriegerischen Geleite, das ihn



umgab, zogen die zwei, in ihrer Nationaltracht gekleideten, äthiopischen Sklaven Aller Augen auf sich. Was aber die allgemeine Neugierde in noch weit höherem Grade in Anspruch nahm, das war das holde Sarazenenmädchen, das, auf einem ausgezeichnet schönen, aber friedlichen Zelter von einem Page am Zügel geführt, in einen dichten Schleier, der es beinahe ganz bedeckte, eingehüllt, einherritt.

Viele Monate, nachdem der Schmerz um der Mutter Verlust in dem Herzen der Jungfrau sich gemildert hatte, ließ Winnefried, in dessen Busen die heftigste Leidenschaft zu ihr entflammt war, sie in den heiligen Geheimnissen unserer Religion unterrichten, und mit festlichem Gepränge taufen. Er verschwendete Summen, um die Burg glänzender als je herzustellen, und um jedem, auch nur leisesten Wunsche des angebeteten Mädchens zu begegnen, dessen süßes Lächeln genügte, ihn überschwenglich zu beglücken.

Die Jungfrau, über alle Maßen dankbar für so viele und so liebevolle Beweise von inniger Theilnahme und Zuneigung, womit der Held und Sieger sie überhäufte, vermochte, wiewohl sie ihn nur als ihren väterlichen Beschützer ehrte und liebte, Winnefried's oftmaliger, dringender Bitte nicht zu widerstehen, und ward in der festlich geschmückten Schloßkapelle, unter wahrhaft königlichem Gepränge, ihm als Gattin angetraut.

Winnefried's Burg erhob sich an dem Ufer der Tosa, dort, wo dieser Fluß, nachdem er die Klippen, die seine rauschende Quelle umgeben, verlassen, sanft herabströmt, das

weite Thal von Dssola zu bewässern. Die Zugbrücke des Schlosses war stets herabgelassen, und wenn auch eine zahlreiche Schar von bewaffneten Knechten auf derselben unablässig Wache hielt, so blieb der Eingang in das Schloß Jedermann frei und unverwehrt.

Denn auf Winnefried's Burg fanden gleich gastfreundliche Aufnahme der arme Pilger, wie der mächtige Lehensherr; der um Almosen bittende Einsiedler, wie der prunkliebende Abt, der oft zu Pferde mit einem zahlreichen Gefolge von Mönchen und Laienbrüdern einzog. Da wimmelte es im Schlosse von Schildknappen, Pagen, Dienern, alle in schönem und reichem Gewande. In den Hallen, in den Sälen, auf den Treppen gewahrte man, theils in Stein gehauen, oder mit lebendigen Farben gemalt, das Stammwaben der mächtigen Familie der Herren von Nobis: den goldnen Stern zwischen zwei Adlerfüßigen im lichtblauen, mit schwarzem Band umfaßten Felde.

Die obern Gemächer, in welchen der Herr des Schlosses wohnte, waren alle auf das Prächtigeste eingerichtet; jedoch an dem großen Prunksaale und an Gwelleda's Betstube schien Alles erschöpft, was der Luxus der damaligen Zeit Ausgezeichnetes und Seltenes erschaffen konnte. In den Prunksaal trat man durch zwei hohe Thürme, ihnen gegenüber hohe Fenster, jedes durch eine schlank gewundene Säule in zwei Bogen getheilt. Auf den Scheiben dieser Fenster gewahrte man symmetrisch geordnete Arabesken im glänzendsten Farbenspiele aus der Blütezeit der Glasmalerei. Die Wände waren

mit purpurnen, golddurchwirkten Tapeten bedeckt; der Estrich war aus Marmor, und die Decke des Saales mit historischen Fresken geschmückt. Breite Armstühle, an welchen ausgezeichnetes Schnitzwerk zu bewundern war, standen umher, und auf den Tischen, mit den seltensten Marmorplatten bedeckt, prangten mit Edelsteinen gezierte Armlenlechter.

Auf der Mittelwand zwischen den zwei Eingangsthüren waren Winnefried's reichste Waffen trophäenartig aufgehangen. In der Mitte seine Rüstung mit den Feldhandschuhen, den Arm- und Beinschienen, links der Schild mit dem Wap-  
pen in halberhabener Arbeit, rechts Schwert und Lanze, und über alles dieses prangte der Helm aus gediegenem Silber mit üppigem, blendend weißen Federschmucke.

Jenes abgesonderte Gemach, welches in der Wohnung einer reichen vornehmen Dame ausschließlich nur für sie bestimmt, unmittelbar neben ihrem Schlafzimmer, den Mysterien der Toilette sowohl, als der einsamen Lektüre und stillen frommen Betrachtung geweiht war, hieß in der Vorzeit die Betstube, und war das, was man in unsern Tagen Kabinet und Boudoir nennen würde. Denn es befand sich darin ein kleiner Hausaltar, vor dem die Dame ihr Morgen- und Abendgebet zu verrichten pflegte. Gwelleda's Betstube war nicht geräumig, enthielt aber viele Schätze. Sie hatte zwei Eingänge; eine Thür führte in die Vorhalle zu dem hohen Prunksaale, die andere kleinere in das anstoßende Schlafgemach. Dem hochbogigen Fenster gegenüber war im Oratorium eine Nische und in derselben auf einem Fußgestelle die

Statue der Jungfrau mit dem Kinde, deren Häupter ein Kranz von Edelstein schmückte. Auf der Brust der himmlischen Jungfrau hing an einem seidenen Bande inmitten eines goldenen Reifes eine Kapsel, welche ein Stück des jungfräulichen Schleiers in sich schloß, eine kostbare Reliquie, die Winnefried von einem Maroniten aus Betlehem in Palästina für hundert Byzantiner Goldstücke an sich gebracht hatte. Vor dem heiligen Bilde stand ein, mit einem weichen und reich gestickten Teppich bedeckter Knieschämel. Rings an den Wänden gewahrte man Schränke und Chatouillen von Ebenholz und Elfenbein, reich mit Gold und Edelsteinen ausgeschmückt. Einige standen geöffnet, und man konnte in denselben glänzende Gefäße, Kästchen mit feinen Wohlgerüchen und duftenden Salben bewundern, und in andern sah man goldene Schließen, Perlschnüre, Nadeln, goldene Halsketten, Armspangen, Ringe und was der weibliche Schmuck nur Kostbares und Mannigfaltiges bieten kann. Die Kissen der Stühle von schwerem himmelblauen Sammt mit silbernen Fransen, und ein Armstuhl, dessen Seitenlehnen von schlanken, sanft gebogenen Schwanenhälsen gebildet waren, stand vor einem Tischchen, auf dem sich eine Vase aus bläulichem, mit goldnem Laub gezierten Kristalle befand, in welcher die seltensten und schönsten Blumen prangten, und daneben lagen mehrere Bücher, in Pergament gebunden, voll der allerliebsten Bignetten von der feinsten Miniaturarbeit. Senseits des Tisches sah man ein schönes Musikpult, woran ein sarazenisches Saiten = Instrument mit goldenen

Wirbeln lehnte; diesseits ein bronzener Dreifuß mit fein durchlöchertem Deckel: er diente zum Verbrennen von wohlriechenden Kräutern und Holz. Von der Decke herab hing eine, an drei, Schlangengewinde vorstellenden Ketten befestigte alabasterne Lampe. Das durch die Fenster in dies Zaubergemach bringende Licht konnte nach Gefallen gemildert werden, denn die weichen blauen und weißen Draperien ließen sich nach Wunsch in Falten werfen, und äßten bald die Färbung des roßigen Morgenlichts, bald das in der Abenddämmerung sich verlierende Tageslicht, ja sogar den blassen Silberstrahl des Mondes.

Trat man an das weit geöffnete Bogenfenster, welche herrliche mannigfaltige Aussicht bot sich nicht dem überraschten Auge dar! Man erblickte die große gigantische Alpenkette, die das Thal umfängt und es beinahe bis hin gegen Süden einschließt, wo die Wogen des herrlichen Lago Maggiore seine Grenzen bespülen. Näher dem Vordergrund erhob sich auf steilem Abhange kühn in die Wolken die gezackte Warte des Felsenschlosses Bogogna, und durch die Ebene ergoß sich, einem Silberbände gleich, die Tosa, die tief unten an dem Fuße der Burg vorüberrauschte. Jenseits des Flusses, dem Beschauer fast gegenüber, stand ein alterthümliches Gebäude von einfacher Bauart, die das Gepräge einer Burg mit dem eines Klosters einte. Es hatte dicke Mauern, hochgewölbte Eingänge und Fenster, entbehrte jedoch der Wartthürme und der Schießscharten. Dies Gebäude hieß die Herberge, und diente den Tempelrittern zur Unter-

kunft, wenn sie nach Frankreich zogen oder von dort zurückkehrten.

Diese Bettstube war Gwelleda's Lieblingsaufenthalt; dort brachte sie die meisten Stunden des Tages in Gesellschaft einer ihr treu ergebenen Magd zu, mit weiblicher Handarbeit oder einsam mit dem Lesen der Lieder- und Meisterfänger-sammlungen verliebter Meisterfänger beschäftigt, oder sie ließ die Harfe von süßen, liebe athmenden Weisen ertönen. Manchmal einte sie in dem Schweigen des Abends ihre volle schöne Stimme mit den Akkorden der Laute, und stille horchten die Pagen und Edelknechte dem ergreifenden Liede, und selbst der auf dem Walle der Burg Wache haltende Bogenschütze stand still und horchte dem Zauber- und Liebesgesang. Es lag aber auch in ihrem Gesange etwas ganz Eigenthümliches, das unwiderstehlich Jeden entzückte; es war eine, einem fremden Himmel entstammte Melodie, die einer schönern, üppigern Natur ihr Dasein dankte.

Das reinste Mondenlicht spiegelte sich in den Fluten der Tosa, und erhellte die Vorderseite des Tempelhauses. Unter dem hohen Bogenthore desselben stand ein Tempelkrieger, gestützt auf sein langes Schwert, dessen Wehrgehänge sein weißes Oberkleid umgürtete, und mitten auf der Brust prangte ein großes rothes Kreuz. Unbedeckten Hauptes stand er da, das dunkle lockige Haar gab seinem, von der Glut der Sonne gebräunten, regelmäßigen Angesichte das Gepräge würdevoller kräftiger Mannheit. Trüben Sinnes und in Gedanken vertieft, glitten seine Augen von des vorüberrauschenden Flusses Silberwellen auf das von Perlen des Thaues sanfterglän-

zende Grün der Wiesen und Gebüſche, bald auf die ſtill durch den wolkenloſen Himmel hinſchiffende Monſcheibe. Plötzlich wird das Schweigen der Nacht durch helle Harfentöne unterbrochen — der Ritter horcht überrascht auf. Ihm iſt, als klängen dieſe ſanften Liebestöne von der gegenüberſtehenden Burg zu ihm herüber, und wie von magiſcher Gewalt gezogen, tritt er nahe, ganz nahe an des Fluſſes Ufer, um in dem Entzücken ſo ſeelenvoller Harmonie ſeiner Leiden zu vergeſſen.

Doch jezt erhebt ſich eine Stimme! — welch' unerwartete Freude, welche ſüße Überraschung erfüllt mit einem Male des Tempelritters Herz! Dieſe Stimme ſingt in der harmonie- reichen Blütensprache der Sänger Alhambra's. Sie verkündete dem glücklichen Nemen das Andenken an den abenteuerlichen Ritter, und feiert im Liede des Heimatlandes Lob und Preis:

Im Oſt erglüht mein Vaterland,  
An Oſt knüpft mich der Sehnsucht Band!  
Im Oſt, dem mächt'gen Herrſcher gleich,  
Entflammt der Sonne Strahlenreich;  
Im gold'nen Schiff auf blauen Wogen  
Kommt ſingend der Emir gezogen!

Im Oſt gedeihet Alles gut,  
Und reißt in ſegenvoller Glut;  
Denn Aſien hat Gott auserwählt,  
Und Schönheit dort mit Macht vermählt.  
Ihr Blüt' und Früchte! — holden Sterne!  
Wann ſieht euch die vom Oſt ſo Ferne?!

Lahor', Dich duftendes Gesild!  
 Golconda Dich, des Reichthums Bild!  
 Dich Isbahan! der Herrscher Zier,  
 Dich, Stoff bereitend, Caschemir;  
 Damask, Dich, Mutter stolzer Krieger:  
 Euch ehrt die Welt als ihre Sieger!

Wer staunt bei solchen Wundern nicht,  
 Und wähnt: es sei ein Traumgesicht?!  
 Wer folgte des Arabers Spur  
 Nicht sehnsuchtsvoll durch Hain und Flur?!  
 Dort, wo Kameele sich erquicken,  
 Im Tanz' die Huri's Dich umstricken?!

Ein Mädchen einst mit irrem Schritt  
 Den stillen Palmenhain betritt,  
 Und labt sich an dem Blütenduft,  
 Wo girrend Taubenpaar es ruft:  
 Nicht seh' ich mehr die Palmen wieder,  
 Und Schmerz nur künden meine Lieder!

Armand von Nera, so hieß der junge Ritter, fühlte sich durch dieses sehnsüchtige Lied bis in das Innerste seines Herzens aufgeregt. Auch er sehnte nach dem Oriente sich zurück; im Orient war ihm der Liebe heil'ge Blüte aufgegangen, und als seiner Liebe Gegenstand dahin starb, da ward er aus einem freien, kampflustigen Ritter ein Tempelherr, der sich und sein Schwert der Religion weihte, und den Befehlen des Großmeisters sich willig unterzog.

Mit unaussprechlicher Ungeduld harrte er der nächsten Abendstunde. Da erklang vom Schlosse herüber eine gleich süße Weise, um ein jenseits der rauschenden Tosa ängstlich pochendes Herz zu entzücken. Unwiderstehlich war der Zauberkann. Bald hatte Armand erfahren, wer Winnefried sei;



er suchte seine Bekanntschaft aus dem Orient mit ihm zu erneuern, und sprach ein auf seiner Burg, von Winnefried selbst ehrenvoll aufgenommen und willkommen geheißen.

Winnefried gefiel es sehr, wenn ausgezeichnete Personen seine Burg besuchten und die darin mit verschwenderischer Hand bethätigte Pracht und Herrlichkeit bewunderten, und stolz darauf, eine so ausgezeichnet schöne, junge Gattin zu besitzen, gewährte es ihm ein besonderes Vergnügen, wenn sie von Allen, die sie sahen, bis zum Himmel erhoben wurde; stolz und seelenvergnügt darüber, wenn ihn Andere um diese im Lande hochgepriesene Schönheit beneideten, ihn, der schon ziemlich weit in Jahren vorgerückt war, ein nicht besonders empfehlendes Aeußere hatte, und in seiner Jugend im Vaterlande die tief kränkende Verletzung eines Korbes hatte erfahren müssen, als er um die Hand eines ihm ebenbürtigen Fräuleins anhielt. Er hatte den heimatlichen Boden mit dem Eide verlassen, sich zu rächen oder zu sterben; und vollkommen befriedigt hielt er seine Rache, wenn man behauptete, in Dsola's Thale gäb' es keine prachtvollere Burg, als Winnefried's Schloß, und keine reizendere Frau, als seine Gattin. Mit freudestrahlenden Augen führte Winnefried den jungen Templer, nachdem er ihm die schönen, verschwenderisch geschmückten Hallen, Säle und Gemächer gezeigt hatte, in den herrlichen Prunksaal, und ließ Gwelleda bitten, den Ritter willkommen zu heißen.

Es gibt Gefühle in dem Herzen des Menschen, die so enge mit einander verbunden sind, daß bei dem Erwachen des

einen geheime Ahnungen das Erwachen der übrigen vorempfinden lassen. So ward es in Armand von Nera beim ersten Erscheinen der Dame des Schlosses, als sie durch die weit geöffnete Thür des Saales einherschritt, zur seligen Gewißheit, daß von Niemand andern, als nur von ihren holden Lippen die süßen Lieder klangen, welche in seinem wundten Herzen so sanfte und so schmerzliche Erinnerungen geweckt hatten. Winnefried stellte seiner Gattin den jungen Ritter vor, und sprach Ruhmliches von dem Adel des Geschlechts, dem er entsprossen, und von seinen ausgezeichneten Waffenthaten. Mit holdem Lächeln nahm die Dame Ritter Armand's Huldigung auf, und, nachdem sie an ihres Mannes Seite Platz genommen, frug sie ihn: ob er hinziehe nach Palästina, oder von dort zurückkehre. Armand entgegnete, daß er von dort herkomme, und nach Frankreich in die väterliche Burg eile, den vom Alter hinfälligen Vater wieder zu sehen und in seine Arme zu schließen, welchen er, seit er das Gewand der Templer angezogen, nicht mehr gesehen hatte.

»Ach, wie glücklich seid Ihr!« rief Gwelleda in holder Aufwallung aus, »Ihr habt das süße Loos, das Land wieder zu betreten, in welchem Ihr das Lebenslicht zuerst erblicktet, und die namenlose Lust, von dem Urheber Eurer Tage mit Sehnsucht erwartet zu werden! Ach, wie Viele, wie Viele haben den vaterländischen Boden verlassen und werden ihn in ihrem Leben nicht wieder sehen! —

Diese letzten Worte wurden mit dem herzinnigen Aus-

drucke einer sanften Melancholie ausgesprochen, und der Ritter, in den Anblick dieses engelschönen Gesichts, dieser himmlischen Augen verloren, die sich trauernd auf den Boden hefteten, las in demselben die Geschichte eines tief verwundeten Herzens ohne Liebe, ohne Hoffnung.

»Tochter des Lieblingslandes der Sonne, warum steht mir für Dein sehnsuchtskrankes Gemüth nicht ein süßer Balsam zu Gebote, süßer denn die Frucht der Palme, stärker als der narkotische Diptam!« Diese Worte redete in der Sprache des Morgenlandes der Ritter halblaut zu Gwelleda, und eine freudige Überraschung sprach sich plötzlich aus allen Zügen ihres schönen Gesichtes aus. Winnefried erhob sich, Armand mußte ihm daher folgen, und Gwelleda zog sich in ihre Gemächer zurück. Wer schildert die Träume eines Herzens, aufgeregt durch den Anblick einer reizenden, düstern Gedanken nachhängenden, schönen Frau, wenn man das Lächeln einer seligen Freude in ihr zu wecken sich fähig hält! Die erglühete Fantasie schwärmt in den rosigsten Wonnebildern, die Seligkeit des Himmels scheint sich verkörpern zu wollen, und man wähnt sich ein Günstling des Glückes zu sein. — Grausame Täuschung! Man ahnet nicht, daß das Geschick mit dem Becher des Glückes unabänderlich auch den Becher qualvoller Bitterkeit darbietet! —

Winnefried nahm Armand wiederholt in seinem Schlosse gastlich auf; er ward dort so heimisch, daß, wenn auch der Burgherr abwesend war, um entweder an den Berathungen der Gemeinden im Thale Theil zu nehmen, oder den Ver-

gnügungen der Alpenjagd nachzuleben, Armand freien Einlaß im Schlosse fand, und sich nach Belieben dort aufhielt.

Ach! das menschliche Herz ist so schwach, und so mächtig der Zauber, den auf dasselbe die Anmuth, die Seufzer und die empfindungsreiche Sprache der Liebe ausüben, wenn sie leise in einem süßduftenden, liebkosenden und beflommenen Hauche durch das Ohr zum Herzen bringen, wenn es sich frei fühlt von jedem störenden Forscherblick, wenn die Sonne selbst ihre Strahlen durch die huntegemalten Fenster und wallenden Vorhänge milder und lieblicher zu senden scheint.

In Gwelleda's Betstube entschwanden ach! nur zu glückliche Stunden für sie und Armand dahin. Wenn sie mit gemäßigter Stimme klagende oder frohe Lieder sang, so war der Ritter neben ihr, in stiller Betrachtung solcher Anmuth, in seliger Entzückung verloren. Erzählte Armand von seinen Waffenthaten, oder wiederholte er ihr die an den Ufern des Jordans ihm von Araberhirten erzählten Märchen und Sagen, so hing sie selig an seinen Lippen, und schien sich ganz zu vergessen.

Da erwachte der böswillige Neid, und die allmählig den guten Leumund angeifernde Nachrede ließ diese seligen Tage stillen Glückes nicht lange dauern. Halbe Worte, hoshafte Lächeln, unerwartete schiefe Bemerkungen, träufelten das Gift der Eifersucht in Winnefried's Herz. Er ward düster und verschlossen, sprach selten, und auf die Gattin sah er nur mit finstern, strengen Blicke. Gwelleda vernahm mit Beben den wahren Grund dieser plötzlichen Veränderung, und beschloß

sich selbst der Pflicht zu opfern. Durch einen vertrauten Diener sandte sie ein Schreiben an Armand, des Inhalts: daß sie sich nie mehr wiedersehen dürften, der Himmel habe sie für einen Augenblick vereint, um sie dann auf immer zu trennen; sie schwor, daß in ihrem Herzen das Andenken an ihn ewig leben werde, nur bäte sie ihn, einer Unglücklichen nicht zu vergessen, für die alle Freuden, alles Glück dieser Erde mit Einmal dahin seien.

Beim Lesen dieses Briefes bemächtigte sich die Verzweiflung Armand's. Der Gedanke allein, Gwelleda nicht mehr zu sehen, war für ihn schauerlicher, als der Tod. Er fühlte tief, daß er von dieser Gegend nicht scheiden, daß er das Leben nicht ertragen könne, wenn er ihr nicht Lebewohl, das letzte Lebewohl gesagt, wenn er nicht von ihren holden Lippen das heilige Versprechen vernommen, das Andenken an ihn ewig in ihrem Herzen zu bewahren. Er ließ Alles zu seiner Abreise bereit halten, und durch einen auf die Lauer gestellten Schildknappen erfuhr, er daß Winnefried zu Pferde das Schloß verlassen habe. Er flog auf die Burg, und drang in Gwelleda's Betstube. Er hatte nicht lange dies Gemach betreten, als Winnefried, der schon weit vom Schlosse war, bereits Kunde von diesem Besuch erhielt. Rasch wendet er sein Ross um, jagt auf ungebahntem Weg durch den Wald, erreicht die Burg, und tritt in Gwelleda's Schlafgemach; — mit zögerndem Schritte naht er sich der Thür zu Gwelleda's Betstube, — und sieht! — ach! was muß' er sehen! — den Tempelritter vor Gwelleda auf den Knien, mit beiden

Händen preßte er ihre Hand an sein Herz, und sie — sitzend mit gegen ihn herabgeneigtem Haupte — benetzte sein Angesicht schluchzend mit ihren Thränen, und beschwor ihn aufzustehen.

Bei dem Anblick einer so rührenden Scene schien das Mitleid die hochauflammende Wuth in Winnefried's Herz beziegen zu wollen, denn krampfhaft hielt die Hand den Griff des Dolches fest, ohne ihn aus der Scheide zu ziehen. Aber ach! es war nur ein flüchtiger Augenblick, flüchtig wie der Bliß. — Der wachsende Sturm der Gefühle übermannte die beiden unglücklich Liebenden. Ihre Lippen begegneten sich, — und einten sich zu einem Kusse verzweifelnder Leidenschaft. — Es war der erste beseligende, und — verhängnißvolle letzte Kuß. Winnefried stieß seinen Dolch bis an's Heft in Armand's Brust. EVELLEDA starb unter grausamen Martern, sie war mit einem glühenden Eisen geblendet worden. Zur Ruine in trostloser Einöde ward die Burg, aus der Winnefried verschwand, ohne daß man mehr eine Spur von ihm fand.

Friedrich Oskar Ritter von Stahl.

# G e d i c h t e

v o n

Fr. Fürst Schwarzenberg.

---

Am Kap von Napoli di Romania.

24. Juni 1835.

Sei mir begrüßt in Sturm und Nacht,  
Schwarzdunkles Meer!  
Sei mir begrüßt in deiner Pracht,  
Du funkelnd' Sternenheer!

Das Meer schäumt hoch am Felsenriff,  
Die Sterne blinken hell;  
Die Fluten theilet unser Schiff,  
Und segelt fort gar schnell.

Und dort, wo jener Stern erglüht,  
Dort liegt das ferne Land, —  
Wo einst mir Lust und Lieb' erblüht  
An einer schönen Hand.

Und denkt sie meiner auch nicht mehr,  
 So denk' ich ihrer doch,  
 Und sende über Fels und Meer  
 Ihr tausend Grüsse noch!

D'rum sei begrüßt in Sturm und Nacht,  
 Schwarzdunkles Meer!  
 Sei mir begrüßt in deiner Pracht,  
 Du funkelnd' Sternenheer!

---

Im Hafen von S y r a.

Am 10. Juli 1835.

Ich warf einst einen Anker aus,  
 Der Anker war mein Herz; —  
 Ich nahm ihn aus der Brust heraus,  
 Die Kette war der Schmerz.

Wohl treulos nennet man das Meer,  
 Ich aber glaub' es nicht;  
 Es glänzt so freundlich um mich her  
 Im hellen Mondenlicht.



Und geht die See auch manchmal hoch,  
 Der Anker hält gar gut; —  
 Und stürmt es auch, behalt' ich doch  
 Noch immer frohen Muth.

Der Anker faßte guten Grund,  
 Und senkte sich gar tief; —  
 Er ruhet fest im Meeresschlund,  
 Dort an dem Felsenriff.

Kennst Du die Königin im Meer?  
 Sie hat ein blau' Gewand,  
 Ihr dunkles Haar wallt um sie her,  
 Wie Schnee ist ihre Hand.

Und brechen Masten auch und Kiel,  
 So sei es doch gewagt;  
 Der Schiffer ist dann nah' am Ziel,  
 Bleibt treu und unverzagt.

Dann in die dunkle Flut hinein;  
 Es ruft Meerkönigin;  
 Sie strahlet hell im Phosphorschein,  
 Die holde Zauberin.

Ich drücke fest sie an die Brust,  
 Ist auch der Tod mein Loos;  
 Der Tod ist ja auch heiße Lust,  
 Bei ihr, auf kühlem Moos.

D'rum, drückt mich auch der Sonne Glut, —  
 Ich scheu' die Hitze nicht;  
 Es kühlet doch mich ab die Flut,  
 Wenn einst der Anker bricht.

### B a l f a n.

Am 12. Oktober 1835.

Als Jüngling ritt ich froh und frei  
 Durch Wald und Feld und Thor;  
 Ward viel geliebt und liebte viel,  
 Und konnte nichts davor.

Nur reit' ich hier auf ödem Grund,  
 Rings um mich Wüstenei,  
 Und rufe mir zum Trost und Fund  
 Die alte Zeit herbei.

Es fliegt der Blick wohl über's Feld,  
 Doch dunkel ist die Flur; —  
 Wohl ewig blühet neu die Welt,  
 Doch einen Frühling nur! —

---

## **E i s t.**

**B**yron möcht' ich Dich nennen, Du Übergewaltiger, machtvoll  
Fährst Du im Sturme dahin, selber vom Sturme ein Stück!  
Reißest die Saiten der Seele, daß jegliche Fiber Dir schauert,  
Und wie die Saiten, zerreißt oft auch der Horchenden Herz.  
So durch die Brandungen fliegst Du, ein kühn hinsegelndes  
Meerschiff;  
Grüßt es das Land — verschlingt's tobend der Abgrund —  
wer sagt's?

## **T h a l b e r g.**

**D**onner rollen, es fracht urewiges Eis auf den Alpen,  
Blitze zucken, und wild stürzt vom Felsen der Bach!  
Aber die riesigen Kulmen vergoldet die Sonne, es flöten  
Nachtigallen, es zirpt sorglos das Heimchen umher!  
Ruhig schaffend, das Größte so wie das Kleinste bestellend,  
Gleichest Du Goethe'n, nein, mehr — gleichst Du der hehren  
Natur! —

Sebliq.

---

Reminiscenzen  
aus meinem Tagebuch,

von

Uffo Horn.

---



## I.

### Der Abschiedsbrief.

Ich trag' den letzten Brief noch immer  
Auf meinem Herzen Tag und Nacht,  
Wie man des Glückes arme Trümmer  
Mehr als den ganzen Schatz bewacht.

Der bitt're Abschiedsbrief ist meiner  
Zerstörten Liebe karger Rest —  
D'rum spotte ja der Sorge Keiner,  
Die mich den Brief bewahren läßt.

So stark er schmerzte — hilft er wieder,  
Wenn and'res Weh' die Brust zertwöhlt,  
Und ist der Strom, der meine Lieder  
Wie Perlen an die Sonne spült!

## II.

### Die Rose von Saron.

Was trauerst du im stillen Thale,  
Du Rose Saron's — die, durchglüht  
Vom ersten heißen Sonnenstrahle,  
Ein Farbenwunder aufgeblüht!

Was blickst du auf die grüne Wiege,  
 Wo deine frühe Jugend schlief,  
 Und senkst, als ob's dem Schmerz erliege,  
 Das schöne Haupt zur Erde tief?

Sei fröhlich, daß du aufgegangen,  
 Mit duft'gem Purpur angethan;  
 Am Tag', wo deine Knospen sprangen,  
 Ging, Rose! erst — dein Leben an!

### III.

#### Der erste Kuß.

Als ich zum ersten Mal sie küßte,  
 Da ward sie trüb', wie sinnverwirrt,  
 Und weint', als ob sie sterben müßte,  
 Der Dryas gleich, vom Blitz gerührt!

Sie sprach zu mir: »Entweihete Tempel  
 Zerfallen bald, vom Sturm geknickt;  
 Du hast jetzt der Vernichtung Stempel  
 Mir glühend auf die Stirn gedrückt, —

Ein Henker, der mit heißer Zange  
 Den Willkomm mir der Schande bot.»  
 Und dunkel glühte ihre Wange,  
 Dann ward sie bleich — und nimmer roth!

## IV.

## Die Herzensproben.

## 1.

Ich saß an ihrem Krankenbette,  
 Und hielt so manche Winternacht  
 An dieser leidenschweren Stätte  
 Mit wundgerieb'nem Auge Wacht.

Da hab' ich denn in öden Nächten  
 Die heiße Stirne ihr gefühlt,  
 Wenn wild sie in den langen Flechten  
 Mit fieberhaftem Schmerz gewühlt.

Da sah ich in dem wirren Auge  
 So manchen Fleck von Gram und Lieb',  
 Den eine scharfe Thränenlauge  
 Noch nicht aus ihrer Seele rieb.

Da wollt' mir oft das Herz zerbrechen,  
 Da ging mir erst ihr Leiden nah',  
 Und der nur kann von Liebe sprechen,  
 Der seine Liebste leiden sah!



## 2.

Sie sah mich mit der Schwester kosen:

Ich hielt den weichen Leib umstrickt,  
Und habe auf der Wange Rosen  
So manchen süßen Kuß gedrückt.

Im Garten war es still und mächtig,  
Ihr Haupt — auf meine Brust gelegt —  
Es horchte, wie mein Herz so mächtig  
An seines Kerkers Wände schlägt.

Sie blickte ruhig durch die Hecken,  
Es schien ihr bleiches Angesicht  
Dem Monde gleich, den zu verdecken  
Der Wolke es an Kraft gebricht!

## V.

## Wiedersehen.

Sie war so schön und ward so häßlich,  
Bleich, abgezehrt, vom Schmerz zerdrückt,  
Der Eindruck bleibt mir unvergeßlich,  
Als ich sie wieder hab' erblickt.

Ich sah gewalt'ge Eichen splintern,  
Die Krone flog, vom Sturm erfaßt,  
Im Tanz mit wilden Ungewittern  
Zur Erde hin in Todeshaft.

Paläste sah ich prangend schimmern,  
 Gebaut auf ew'ges Felsgestein,  
 Und dennoch grub ein Heer von Trümmern  
 Die alte Pracht des Hauses ein.

Ich sah ein Schiff — mit festen Planken  
 Durchsegelnd stolz die Meeresbahn,  
 Zerfetzt, zerstückt, zertrümmert schwanken,  
 Hilflos im weiten Ozean!

Das Alles hat mich nicht erschüttert —  
 Doch bin in namenlosem Weh'  
 Ich todesbang zusammengezittert  
 Vor der geknickten Lilie.

## VI.

### E i n s a m.

Es weht eine einsame Fahne  
 Vom halbzerstörten Thurm,  
 Und an den Felsen zerret  
 Der wilde Range Sturm!

Es sitzt eine einsame Jungfrau  
 Auf ihrem Bette und klagt,  
 Die rauh der Schmerz, der wilde,  
 Mit bösen Träumen plagt.

Vom Thurme rollet herunter  
Im Winde Stein auf Stein,  
Und plätschert in den feuchten,  
Beschliffen Moor hinein.

Vom Auge gleitet glänzend  
Eine Thräne niederwärts,  
Und feuchtet den weißen Busen,  
Und rinnt über's pochende Herz.

---

# Der Sonntagsstrauß.

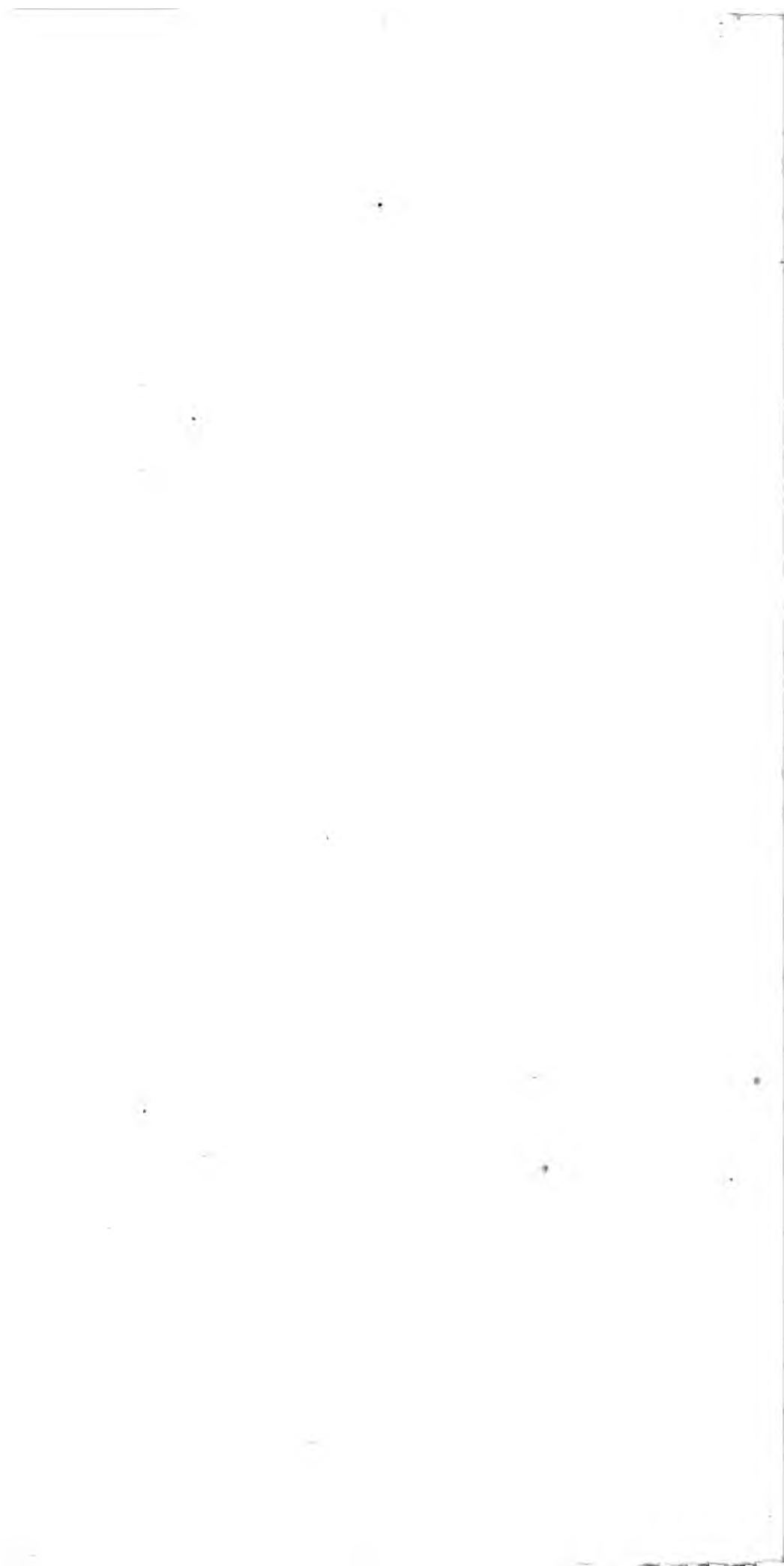
---

G e d i c h t

von

G. C r e u m u n d.

(Mit einem Stahlstich.)







*Rajz Barabás.*

*Metszé Mayer Károly Nürnbergben.*

DER SONNTAGSSTRAUSS.



1.  $\frac{1}{x^2} = x^{-2}$   
 $\frac{d}{dx} x^{-2} = -2x^{-3} = -\frac{2}{x^3}$

2.  $\frac{d}{dx} \frac{1}{x^3} = \frac{d}{dx} x^{-3} = -3x^{-4} = -\frac{3}{x^4}$   
 $\frac{d}{dx} \frac{1}{x^4} = \frac{d}{dx} x^{-4} = -4x^{-5} = -\frac{4}{x^5}$

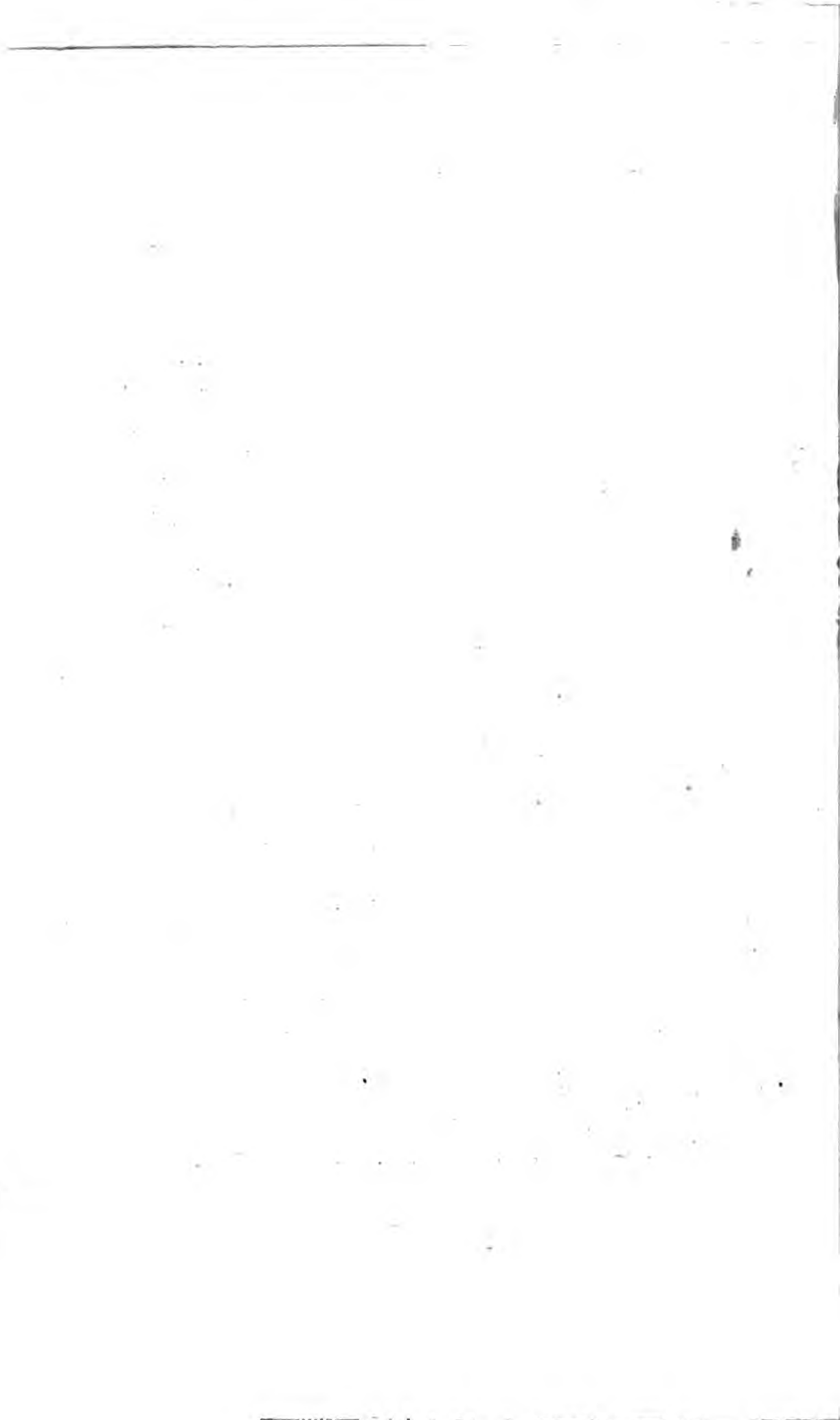
3.  $\frac{d}{dx} \frac{1}{x^5} = \frac{d}{dx} x^{-5} = -5x^{-6} = -\frac{5}{x^6}$   
 $\frac{d}{dx} \frac{1}{x^6} = \frac{d}{dx} x^{-6} = -6x^{-7} = -\frac{6}{x^7}$

4.  $\frac{d}{dx} \frac{1}{x^7} = \frac{d}{dx} x^{-7} = -7x^{-8} = -\frac{7}{x^8}$   
 $\frac{d}{dx} \frac{1}{x^8} = \frac{d}{dx} x^{-8} = -8x^{-9} = -\frac{8}{x^9}$

5.  $\frac{d}{dx} \frac{1}{x^9} = \frac{d}{dx} x^{-9} = -9x^{-10} = -\frac{9}{x^{10}}$   
 $\frac{d}{dx} \frac{1}{x^{10}} = \frac{d}{dx} x^{-10} = -10x^{-11} = -\frac{10}{x^{11}}$







**V**om Kirchturm ruft mit hellem Klang  
Die Glock' zur Sonntagsfeier,  
Da rüsten sich zum Kirchengang  
Des Dorfes schmucke Freier.

Die munt're Dirn' im Festgewand  
Will auch zum Tempel wallen,  
Das schönste Kind im Szecklerland  
Muß Jedem wohlgefallen.

Das Aug' voll frischem Lebensmuth,  
Den Frühling auf den Wangen,  
Kommt, in der Hand den Schäferhut,  
Die flinke Maid gegangen.

Noch fehlt ein schmucker Blumenstrauß,  
Des Liebsten Hut zu schmücken,  
In's Gärtchen eilt sie rasch hinaus,  
Das Liebespfand zu pflücken.

Und sinnend späht sie ringsumher,  
Die duftigsten zu wählen,  
Bergisweinnicht, ein Nelkenheer,  
Und Rosen, nicht zu zählen.

Sie kommt zum Zaun — von ungefähr,  
 Wie sie im Herzen wähnet,  
 Und dort — auch ganz von ungefähr,  
 Ein schmucker Bursche lehnet.

Sein reichbeschlag'nes Pfeifchen glüht,  
 Die Zeit ihm wegzukosen,  
 In ihrer Hand ein Sträußchen blüht,  
 Bergißmeinnicht und Rosen.

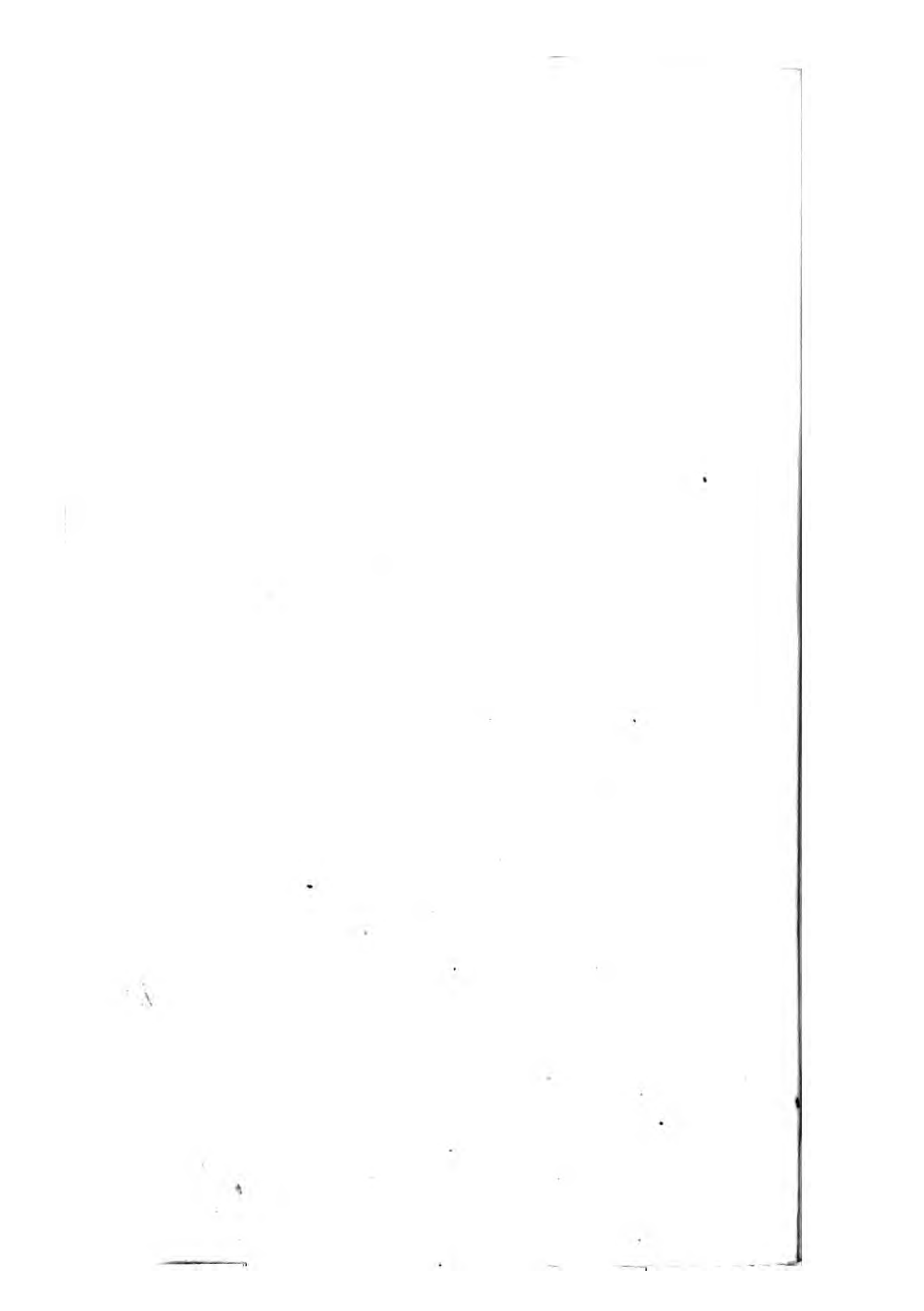
Und beider Blumen Widerschein  
 Sieht man im Antlitz prangen,  
 Sie schaut in's blaue Aug' hinein,  
 Ihm lächeln Purpurwangen.

Bald wogt der Strauß an seinem Hut,  
 Sie blickt verschämt hernieder,  
 Er küßet sie voll Liebesmuth,  
 Sie flüstert: »Komm bald wieder!«

---

**Johann Remény,**  
**Fürst von Siebenbürgen.**

---



Seit im Jahre 1453, mit der Eroberung Constantinopels, das Jahrhunderte hindurch bereits dahin stehende oströmische Kaiserthum sein Ende erreicht hatte, drang mit immer steigender Gewalt die türkische Macht gegen Europa heran, und der dritthalb hundertjährige Kampf zwischen Islamismus und Christenthum, asiatischem rohen Despotismus und europäischer Kultur begann. Der größte Theil dieses Kampfes ward auf Ungarns Boden ausgefochten, und insbesondere Siebenbürgen, seiner geographischen Lage nach, das Hauptbollwerk Ungarns gegen den anstürmenden Feind; war einer der wichtigsten Punkte, um dessen Besitz mit wechselndem Glücke gefochten wurde. Die Geschichte des Großfürstenthums während dieses Zeitraums bietet so viele Abwechselungen des Schicksals, so viele interessante Charaktere, so mannigfaltige, Gemüth und Verstand ergreifende Begebenheiten dar, daß es wahrhaft zu bewundern ist, wie unsere fruchtbaren, die Jahrbücher aller Völker nach Stoffen zu ihren Erzeugnissen durchstöbernden Schriftsteller im Gebiete des Romans und Schauspiels diese ergiebige Fundgrube bisher nicht besser benützt haben. — Auch wir wollen uns jedoch von diesem Gebiete fern halten, wo die Geschichte der Dichtung nur zur Folie dient, und unsern Lesern bloß eine Episode dieses geschichtlichen Drama's mit historischer Treue darzustellen versuchen.

Als nach dem Unglückstage bei Mohács, wo Ungarns jugendlicher König Sieg und Leben gegen die Türken verloren, ein Theil des Landes es vorzog, statt die Überreste der Macht dieses vor Kurzem noch so blühenden Reiches gegen den allgemeinen Feind zu vereinen, den Fahnen eines Usurpators zu folgen, der lieber, ein Satrape der Pforte, den Schein der Königswürde genießen, als seine Macht und Kräfte dem rechtmäßigen Beherrscher des Vaterlandes weihen wollte, begann die Trennung Siebenbürgens von Ungarn, und der zwischen Ferdinand I. und Johann Zapolya im Jahre 1538 abgeschlossene Vertrag sicherte dem Letztern den Besitz Siebenbürgens und einiger Theile Ungarns auf Lebenszeit. Die beschwornen Verträge wurden von Zapolya's ehrgeiziger Witwe, Isabella, zu Gunsten ihres Sohnes, Johann Siegmund, gebrochen, der nach harten, mit wechselndem Glücke geführten Kämpfen im Besitze des Fürstenthums blieb. Nach seinem kinderlosen Tode (14. März 1574) folgte die mehr als hundertjährige Periode der Wahlfürsten, welche, bald auf Ungarns, bald auf der Pforte Seite sich neigend, das Land, wenige ruhige Jahre ausgenommen, zum Schauplatz verheerender Kriege, verderblicher innerer Zwistigkeiten und persönlicher Intriguen machten, und dadurch den früher so blühenden Wohlstand des Fürstenthums vernichteten, bis es endlich, als der große Eugen die Macht des Halbmonds gebrochen, entkräftet, verwüstet, entvölkert unter die schützenden Fittiche des österreichischen Mars zurückkehrte, um in einer anderthalb hundertjährigen Ruhe die tiefen Wunden der vorangegangenen drangvollen Periode zu heilen.

Georg Raközi der jüngere, welcher im Jahre 1641 seinem Vater gleiches Namens, unter dessen Regierung das erschöppte Land einige Erleichterung seiner Drangsale gewann, auf dem Fürstenthron gefolgt war, hatte, von einem schrankenlosen, die Verhältnisse seines Landes, und die Geringfügigkeit der ihm zu Gebote stehenden Mittel nicht erwägenden Ehrgeize befeelt, den Kriegsrühm für das höchste Ziel eines Regenten geachtet. Glückliche Fehden gegen die Moldau und Walachei hatten sein Selbstvertrauen erhöht, und so begann er, im Jahre 1656, im Bunde mit Schweden, den unglücklichen Krieg gegen Polen, welcher Siebenbürgen durch seine Folgen an den Rand des Untergangs brachte. Mit einem trefflich ausgerüsteten, 50,000 Mann starkem Heere war Georg nach Polen gezogen; mit ungefähr 1000, von Allem erblößten Flüchtlingen kehrte er, von den Polen zu einem schimpflichen Frieden gezwungen, in sein Land zurück.

Vergebens hatte Kaiser Ferdinand III. den Fürsten wohlwollend von diesem Zuge abgemahnt; vergebens hatte ihm die Pforte, deren Schutzherrlichkeit er anerkannte, drohend befohlen, sich nicht in die polnischen Angelegenheiten zu mengen. Nach seiner unrühmlichen Rückkehr erschienen alsbald Gesandte aus Constantinopel in Siebenbürgen, welche den Fürsten der Regierung unfähig erklärten, und die Stände nöthigten, ihm einen Nachfolger zu wählen. Die Wahl fiel auf Franz Rhetel. Aber Raközi beschloß, sich zu behaupten, und zwang seinen Gegner durch die Gewalt der Waffen, ihm zu weichen. Vergebens waren jedoch alle seine Versuche, sich



mit der Pforte auszusöhnen; auf Antrieb derselben wurde ihm Achaz Bartsaj als Fürst entgegengestellt. Türkische und tartarische Horden überschwemmen und verheerten das unglückliche Land, um ihren Schützling auf dem Fürstenthron zu befestigen. Rákózi, durch alle frühern Unfälle nicht entmutigt, setzte die Fehde unerschrocken fort, bis er, in dem Treffen zwischen Gyalu und Fenes (9. Mai 1660) geschlagen, und selbst tödtlich verwundet, nach Großwardein gebracht wurde, wo er am 27. desselben Monats starb.

Bartsaj genoss die Freude, sich seines Gegners entledigt zu sehen, nicht lange. Von dem türkischen Heerführer Ali Pascha, zu dem er sich nach Rákózi's Tode begeben, in dessen Lager, während der Belagerung von Großwardein, zurückgehalten und streng bewacht, forderte er die Stände durch heimliche Botschaft auf, am kaiserlichen Hofe Hilfe zu suchen, und, da er die Hoffnung verloren hatte, in Baldem seine Freiheit zu erlangen, den Johann Kemény aus Ungarn herbeizurufen, damit er die Regierung des Fürstenthums übernehme.

Johann Kemény von Gyerö Monostor ist unstreitig einer der merkwürdigsten Charaktere seiner Zeit und seines Landes. Er hat uns eine selbst verfaßte, mit kunstloser Einfachheit geschriebene Geschichte seines vielbewegten Lebens hinterlassen \*),

\*) Prof. Rumi hat den Dank des literarischen Publikums durch die Herausgabe dieser interessanten Biographie (Monum. Hung. II. III.) verdient. Aber sehr zu wünschen wäre es, dieselbe kritischer bearbeitet, bis zu Kemény's Tode fortgesetzt, und durch Urkunden und andere Aufschlüsse ergänzt zu sehen. Eine gewich-

welche bis zum Regierungsantritte Georg Raközi's II. reicht. — Aus einer der ältesten und angesehensten Familien Siebenbürgens entsprossen, wurde Johann Kemény am 10. Dezember 1607 zu Bököß, einem seiner Familie gehörigen Gute, in einer Bauernhütte geboren, weil der durch einen feindlichen Überfall zerstörte Herrenhof keine Unterkunft bot. Er erhielt anfangs im väterlichen Hause wissenschaftlichen Unterricht, und bezog sodann die Schule zu Weissenburg, wo er aber, nach seinem eigenen Geständnisse \*), keine bedeutenden Fortschritte machte. Als er kaum das sechzehnte Jahr angetreten hatte, zog ihn schon Fürst Gabriel Bethlen an seinen Hof, und nahm ihn unter seine Leibpagen auf. Bald erwarb er sich die Zuneigung des Fürsten in vorzüglichem Grade, und wurde von demselben, bei seiner Vermählung mit Katharinen von Brandenburg im Jahre 1618, zum Obermundschenk ernannt. Der Fürst schenkte ihm fortwährend in seinen persönlichen und Familien = Angelegenheiten großes Vertrauen. In Staatsgeschäften finden wir ihn zuerst im Jahre 1628 der Gesandtschaft an die Pforte beigegeben. Nach Bethlen's Tod wurde er, mit der Nachricht hievon, an den kaiserlichen Hof abgeschickt, bei welcher Gelegenheit er zuerst die Bekannt-

tige Gabe, welche das Lesepublikum historischer Werke wohl von Niemanden besser erwarten und billiger verlangen kann, als von dem Grafen Joseph Kemény, der hiezu durch eigenen Beruf und Besitz der reichhaltigsten Quellen am vorzüglichsten geeignet ist.

\*) Ruml, Monum. Hung. II. 416.

schaft des berühmten Kardinal = Erzbischofs Peter Pazmány machte. In den mannigfaltigen Wirren, welche nach Fürst Gabriel's Tode während den kurzen Regierungen Katharinens und Stephan Bethlen's entstanden, spielte er eine nicht unwichtige Rolle, und benahm sich unter diesen schwierigen Verhältnissen mit besonderer Klugheit und Rechtlichkeit, wurde auch in dieser Periode wiederholt zu Unterhandlungen mit dem kaiserlichen Hofe verwendet. Dem Fürsten Georg Rákóczi I. diente er während seiner ganzen Regierung (1631 — 1647) mit vorzüglicher Treue und Anhänglichkeit, und war einer seiner geachtetsten Ráthe in Friedens- und Kriegsangelegenheiten. Er leitete 1635 wesentlich die Unterhandlungen mit der Pforte, 1645 jene mit dem französischen Gesandten Croisy, und war 1646 als Abgeordneter in Eperies bei den Verhandlungen über die Pacifikation Siebenbürgens. 1636 führte er die dem Woewoden der Walachei zugesendeten siebenbürgischen Hilfstruppen, und war später, in der Fehde mit Ungarn, Anführer eines abgesonderten Truppenkorps, mit welchem, unter seiner Leitung, der jüngere Sohn des Fürsten seinen ersten Feldzug machte. Alle diese Ereignisse hat er in seiner Selbstbiographie einfach und schmucklos geschildert.

Sein Ansehen dauerte auch unter der Regierung Georg Rákóczi II. fort. Als die Stände, bei der gefährlichen Krankheit des Fürsten (1652), dessen achtjährigen Sohn Franz zum eventuellen Nachfolger wählten, wurde für den Fall, als dieser wirklich minderjährig zur Regierung kommen sollte, Kemény zum Gubernator bestimmt. Im nämlichen Jahre erhielt er

den Oberbefehl der zur Vertreibung des moldauischen Voewoden Lupul abgeschickten Truppen. Auf dem unglücklichen Zuge nach Polen (1656) begleitete Kemény den Fürsten als einer der Oberanführer, wurde bei dessen Rückzug von ihm in Podosilien mit einer Heeresabtheilung zurückgelassen, fiel jedoch, durch Übermacht angegriffen, und durch Desertion eines großen Theils seiner Truppen geschwächt, mit dem Überreste derselben in tartarische Gefangenschaft, wo er mannigfaltige Drangsale erdulden mußte. Aus derselben kehrte er, während der Fehde zwischen Raközi und Bartsaj, nach Siebenbürgen zurück, versuchte vergebens einen Vergleich zwischen beiden Gegnern zu vermitteln, und zog sich hierauf nach Aranyos Medgyes, einem in Ungarn gelegenen Gute seiner Gemahlin, zurück. Schon während dieser Vergleichsversuche hatte ihm Bartsaj die Abtretung der Fürstenwürde zu seinen Gunsten angetragen, aber dieses Projekt hatte sich, zugleich mit den Unterhandlungen zwischen beiden Fürsten, hauptsächlich durch die Unentschlossenheit und Muthlosigkeit Bartsaj's zerschlagen.

So war Kemény, von seiner ersten Jugend an, an allen Hauptereignissen im Vaterlande Antheil nehmend, von den Fürsten desselben geehrt und zu den wichtigsten Geschäften verwendet, im Rathe, als genau mit allen Staatsverhältnissen vertraut, geachtet, im Felde als tapferer Krieger und Anführer geschätzt, da ihn das Schicksal auf den Fürstenstuhl berief.

Zu Aranyos Medgyes trafen ihn die Zuschriften der siebenbürgischen Stände, welche ihm den traurigen Zustand

des Fürstenthums vorstellten, und ihn zur Rettung desselben und zur Übernahme der Landesverwaltung aufriefen. Kezmény versammelte die vorzüglichsten Mitglieder des siebenbürgischen Adels, welche sich, durch die Wirren der vergangenen Jahre aus ihrem Vaterlande vertrieben, in Ungarn aufhielten, und beschloß, mit ihrer Zustimmung, dem Wunsche der Stände zu entsprechen, vor Allem aber den Palatin Ungarns, Grafen Franz Wesselényi, welcher sich bei der in der Gegend von Tokaj stehenden kaiserlichen Armee befand, um Erwirkung kräftiger Unterstützung von Seiten des kaiserlichen Hofes anzugehen. Dionys Bánffy wurde in dieser Absicht an den Palatin gesendet.

Der Fall Großwardeins, das, nach einer heldenmüthigen Vertheidigung, sich endlich den Türken ergeben mußte, hatte mittlerweile Bartsaj's Lage geändert. Nach demselben wurde der Fürst aus Ali Paschah's Gewahrsam entlassen, und kehrte nach Siebenbürgen zurück. Er verläugnete nun seine eigenen Aufträge, welche er an die Stände erlassen, und verwies diesen streng die Schritte, welche sie gemacht, um vom Kaiser Unterstützung zu erhalten. Aber in Gegenwart des türkischen Abgeordneten, welcher ihn begleitete, erklärten ihm die Stände, was sie gethan, sei auf seinen Befehl geschehen, und diese Zweizüngigkeit entfremdete ihm die Gemüther immer mehr und mehr.

Die Sekler der Stühle Hárombék und Csík waren die ersten, welche offen von Bartsaj abfielen; allein ihr Aufstand wurde bald durch des Fürsten Bruder, Kaspar, gedämpft,

und durch diesen Sieg ermuthigt, behandelte der Fürst auf dem (20. Oktober 1660) zu Schößburg abgehaltenen Landtage die Stände auf eine höchst entwürdigende Weise, und gab nicht undeutlich zu erkennen, daß er nur seine und seiner Brüder Erhebung bezwecke, sollte gleich das Land darüber zu Grunde gehen.

Dies Benehmen wandte immer mehr die Neigung und das Vertrauen des Landes zu Kemény, welchen noch überdies persönliche Beleidigungen, welche er von der Bartsaj'schen Familie erlitten, aufmunterten, sich an die Spitze der Mißvergnügten zu stellen. Noch während des Schößburger Landtages hatte er die aus Siebenbürgen Vertriebenen und die Überreste der. Nákoz'schen Truppen gesammelt, und war in Siebenbürgen eingedrungen, nachdem er ein kleines, unter Nanási's Anführung an der Grenze aufgestelltes Korps fürstlicher Soldaten geschlagen hatte. Einige, dem Fürsten ergebene Edelleute brachten demselben noch auf dem Landtage Kunde von diesem Vorfalle, aber dessen Bruder Kaspar ließ sie, als böswillige Verbreiter beunruhigender Gerüchte, festnehmen, und ihnen Nasen und Ohren abschneiden. — In dieser Verblendung beharrend, traf man keine ernstlichen Vertheidigungsanstalten; Kaspar Bartsaj sammelte zwar einige Truppen, verlegte dieselben jedoch ohne Verbindung zerstreut in die Dorfschaften, und blieb selbst in sorgloser Sicherheit auf seinem Edelhofe zu Ormenyes. Da erschien plötzlich Johann Szentpáli, einer der aus Siebenbürgen vertriebenen Edelleute, an der Spitze einer Abtheilung Kemény'scher Reiter, überfiel

die fürstlichen Truppen in ihren Quartieren, und zerstreute sie theils, theils überredete er sie, zu ihm überzugehen. Kaspar Bartsaj selbst wurde, keine Gefahr ahnend, in Szemenyes überrascht, und, nach tapferer Gegenwehr, erschlagen. Kemény selbst rückte nun, an der Spitze seiner Truppen, weiter in Siebenbürgen vor, verkündete aber zugleich durch eine allgemein verbreitete Erklärung, er sei keineswegs gekommen, die Fürstenwürde gewaltsam an sich zu reißen, sondern nur die innern Fehden, welche das Fürstenthum zerrütteten, zu beschwichtigen und die Ruhe wieder herzustellen.

Die Niederlage und der Tod seines Bruders raubten dem Fürsten Bartsaj vollends alle Besonnenheit, allen Muth. Er zog sich nach dem Schlosse Görgény zurück, nur von wenigen Anhängern begleitet, denn allenthalben im Lande begann sich bereits die öffentliche Meinung gegen ihn zu erklären. Kemény begab sich zuerst nach Maros-Básárhely, und eilte von da nach Görgény, um das Schloß von allen Seiten einzuschließen, während sein Sohn Simon mit einer Truppenabtheilung gegen Fagarasch zog, um das dortige Kastell zu belagern, welches Andreas Bartsaj, der zweite Bruder des Fürsten, besetzt hielt.

Der Fürst, hart bedrängt und beinahe ganz verlassen, sah sich genöthigt, mit seinem Gegner Unterhandlungen anzuknüpfen. Auf einem Meierhose in der Nähe des Görgényer Schlosses fand zwischen Beiden eine persönliche Zusammenkunft statt; Bartsaj erklärte hier, er verpflichte sich, weder von der Pforte, noch irgend anderswoher Unterstützung nachzusuchen; er wolle

die Stände des ihm geleisteten Huldigungsseides entbinden, und die Beschlüsse derselben auf dem nächsten Landtage unbedingt befolgen.

Diesem Vergleiche gemäß wurden die Stände auf die Weihnachtsfeiertage 1660 nach Száßrégen zusammen berufen. Bekannt mit Bartsaj's unstetem Charakter, von welchem sie nichts Ersprießliches für das Land hoffen konnten, benützten die Stände seine freiwillige Entfagung, und wählten Kemény zum Fürsten, durch dessen Verbindungen mit dem kaiserlichen Hofe sie von dem stets unerträglicher werdenden türkischen Joche befreit zu werden glaubten. Bartsaj, zu einer persönlichen Zusammenkunft nach Száßrégen eingeladen, fügte sich scheinbar dem Wunsche der Stände, und ließ sich sogar herbei, durch eigenhändige Schreiben die Befehlshaber in Fagarasch und Déva aufzufordern, diese festen Plätze dem neuen Fürsten zu übergeben. Auch bei der Pforte, dem Paschah von Ofen und den Woewoden der Moldau und Walachei widerrief er seine frühern Gesuche um Hilfe gegen Kemény, aber die nachfolgenden Begebenheiten machen es höchst wahrscheinlich, daß diesen öffentlichen Widerruf geheime Zuschriften entgegengesetzten Inhalts begleiteten.

Nach dem einmüthigen Landtagsbeschlusse wurde Dionys Bánffi an den kaiserlichen Hof abgeordnet, dessen kräftige Unterstützung für den neuen Fürsten und das Land nachzusuchen. Er erhielt auch das Versprechen der Zusendung von Hilfstruppen, wogegen kaiserliche Besatzung in die festen Plätze Székelyhid und Kővár eingenommen wurde.



Das Betragen der Befehlshaber in Fagarasch und Déva, welche, ungeachtet der offenen Briefe Bartsaj's, die Übergabe verweigerten, hatte indessen gewichtige Zweifel gegen die Aufrichtigkeit des abgetretenen Fürsten erregt. Um sich seiner zu versichern, benützte Kemény die Vorschrift der Landesgesetze, welche es dem Fürsten einräumen, in den im Privatbesitze befindlichen Fiskalschlössern Besatzungen zu halten, um Bartsaj aufzufordern, auch in Görgény fürstliche Garnison einzunehmen. Bartsaj, durch die Umstände gedrängt, willigte ein, und mußte in Folge dessen auch einen Theil der bisherigen, in seinem Solde stehenden Besatzung entlassen, welcher sogleich in Kemény's Dienste trat.

Indessen war Déva von dem Befehlshaber der dahin verlegten deutschen Truppen, Major Thomas Pringer, der die Anführer des ungarischen Theils der Garnison, welche zu Bartsaj hielten, gefangen genommen hatte, dem Fürsten überliefert worden. Bartsaj's geheime Aufträge kamen dadurch ans Tageslicht, und die ungarischen Anführer, welche sich denselben gefügt, auch zu seinen Gunsten sich bei der Pforte verwendet hatten, mußten dafür mit dem Leben büßen.

In Fagarasch verweigerte dagegen Bartsaj's Bruder, Andreas, welcher daselbst befehligte, hartnäckig die Übergabe. Als aber endlich, auf Kemény's ernstliches Andringen, Bartsaj seinen Hauskaplan mit dem wiederholten, ernstlichen Befehle zur Unterwerfung dahin sandte, fügte sich endlich auch Andreas, übergab das Schloß, und ging nach Borgény zu seinem Bruder, wurde aber daselbst gefangen genommen, nach Fagarasch zurückgeführt und dort hingerichtet.

Während so das Fürstenthum durch innere Unruhen zerüttet wurde, gingen mehre feste Plätze in der Nachbarschaft Großwardeins, namentlich Pásmező, Solymkö und Szent Job, theils durch Verrath, theils durch freiwillige Übergabe an die Türken verloren.

Von Seiten der Pforte war indessen Kemény durch wiederholte Botschaften, die er anfänglich zu Szászrégen, später in Kadnoth erhielt, aufgefordert worden, persönlich nach Ofen zu gehen, um daselbst von Ali Paschah die Investitur zu erhalten, vor Allem aber seinen Sohn als Geißel nach Constantinopel zu senden; zugleich erhielten jedoch auch die an die Grenzen des Fürstenthums verlegten türkischen Truppen Befehl, sich zum Kriege zu rüsten. Kemény, durch seine Kundschafter von den wahren Gesinnungen der Pforte genau unterrichtet, schickte die Abgeordneten, reichlich beschenkt, mit wortreichen Versprechungen zurück.

Die Stände versammelten sich im Februar 1651 neuerdings zum Landtage in Bistritz. Hier wurde Bartsaj von dem Fürsten angeklagt, daß er seine früheren, auf dem Landtage zu Szászrégen geleisteten feierlichen Versprechungen durch geheime Gegenmachinationen bei der Pforte gebrochen, und die bedeutenden, zur Errichtung des Tributs an die Pforte zusammengebrachten Summen sich zugeeignet und verschwendet habe. Er trug deswegen darauf an, den abgetretenen Fürsten unter genaue Aufsicht zu setzen, und an seinen Gütern Entschädigung für die von ihm vergeudeten Summen einzuholen. — Des Andreas Bartsaj Hinrichtung erklärte der Fürst

für die Strafe seines gegen ihn in der tartarischen Gefangenschaft begangenen Meineids, indem er, seine, des Fürsten, Bürgschaft mißbrauchend, von dort entflohen sei, und ihn dadurch in die augenscheinlichste Lebensgefahr gebracht habe\*). — Der Fürst stellte zugleich den Ständen die mit der Pforte obwaltenden Verhältnisse ausführlich dar, und bewies ihnen, daß von derselben weder ein freundschaftliches Benehmen, noch Schonung des Landes zu erwarten sei; es wurde daher beschlossen, die zur Entrichtung des Tributs gesammelten Beträge zur Vermehrung der Truppen zu verwenden.

Die immer bedeutender werdenden Rüstungen der Türken hatten die Einberufung einer abermaligen Landtagsversammlung nach Mediaşch zu Anfang Juni 1661 zur Folge. Der Fürst brachte hier neue Klagen über Bartsaj's Treulosigkeit an, und begehrte, daß er dafür nach seinen eigenen diesfälligen feierlichen Verpflichtungen bestraft werde, in denen er, für den Fall eines solchen Benehmens von seiner Seite, allem Schutze der Gesetze und allen Förmlichkeiten einer einzuleitenden Untersuchung entsagt hatte. Zugleich wurde beschlossen, die bedeutenden Rüstungen der Türken und die dadurch dem Lande drohende Gefahr durch Gilboten dem kaiserlichen Hofe anzuzeigen, welcher bisher darauf gebaut hatte, daß die Türken, in Folge der Drohung, jeden Angriff auf Siebenbürgen von ihrer Seite

\*) Immer eine sehr schwache Entschuldigung, da dem Fürsten unstreitig nicht zustand, in dieser Eigenschaft aus eigener Machtvollkommenheit die ihm früher als Privatmann zugefügten Beleidigungen zu rächen.

als einen Friedensbruch anzusehen, von feindlichen Unternehmungen gegen das Fürstenthum abgehalten werden würden.

Diese Hoffnung wurde jedoch bald durch die That widerlegt. Noch während der Dauer des Landtags war nämlich Ismael Paschah vor Ofen mit Heeresmacht durch den eisernen Thorpaß in das Hagegerthal eingedrungen, Alles mit Feuer und Schwert verwüstend. Ihm folgte Ali Paschah mit einer noch bedeutendern Truppenzahl. Auf diese Kunde erhielt General Montecuculli vom kaiserlichen Hofe den Auftrag, eiligst mit seinen Truppen dem Fürstenthum zu Hilfe zu ziehen.

Der Fürst zweifelte nicht, daß es der türkischen Befehlshaber vorzüglichste Absicht sei, seinen Gegner Bartsaj aus der Haft zu befreien und ihm dadurch neue Verlegenheiten zu bereiten. Dieses Vorhaben zu zernichten, sandte er seinen Truchseß, Franz Kövér, und einen ungarischen Hauptmann, Jonas Barádi, mit einem Kommando Reiterei nach Görgény ab, um Bartsaj angeblich von da nach Kövár in sicheren Gewahrsam zu bringen. Aber auf dem Wege dahin, bei dem Dorfe Nepa, wurde der Unglückliche von seinen Begleitern niedergehauen.

Unterdessen rückten die türkischen Befehlshaber in langsamen Märschen, und unter den grausamsten Verheerungen der Umgegend, tiefer in's Land. Szászváros und Mullenbach wurden von ihnen niedergebrannt, und sie näherten sich bereits der fürstlichen Residenz Weissenburg. Wiederholt erließ der Oberanführer, Ali Paschah, Ermahnungen an die Stände, Remény abzusagen, und, wen sie sonst immer wollten, zum Fürsten zu wählen. Würden sie diesem Gebote Folge leisten, so

verbürge er ihnen die Genehmigung der Pforte, und wolle auch sogleich das feindliche Benehmen seiner Truppen einstellen. Kemény wußte jedoch durch seine Anhänger die Verbreitung dieser Aufforderung und ihre Wirkung zu vereiteln.

Der Fürst hatte mit seinen Truppen zu Decse, zwischen Nagy Enyed und Thorda, ein Lager bezogen, und die Vertheidigung des Schlosses Szamosújvár, welches zum Waffenplatze gegen die Türken dienen sollte, einer zahlreichen, aus Kovár herbeigezogenen kaiserlichen Besatzung übertragen. Das türkische Heer drang unaufhaltsam gegen ihn vor, und die Vorposten desselben hatten bereits Allvintz erreicht. Er sah die Unmöglichkeit ein, vor Vereinigung mit den kaiserlichen Truppen dem bei weitem mächtigeren Feinde im offenen Felde die Spitze zu bieten; deswegen beauftragte er den Oberkapitän des Esker Stuhles, Stephan Petki, mit den Seklern und acht Fahnen Soldtruppen über Hermannstadt gegen Fasgarasch zu ziehen, den Feind über seinen Marsch möglichst in Ungewißheit zu erhalten und jedes Treffen zu vermeiden. Er selbst marschirte mit dem Ueberreste des Heeres in guter Ordnung über Egerbegy nach Bonyida zurück. Hier traf Dionys Bánffi, der an den kaiserlichen Hof abgeordnet worden, im Lager ein, mit dem tröstlichen Bescheide: Des Kaisers Majestät wolle gern die frühern Unbilden der siebenbürgischen Fürsten vergessen, nehme das Land in seinen Schutz, und werde diesen durch das ungesäumte Eintreffen der bereits beorderten Hilfstruppen bethätigen. Diese Nachricht erfüllte den Fürsten, seine Anhänger und sein Heer mit neuer Hoffnung, doch wurde

Kemény durch die vordringende Übermacht der Türken zum weitem Rückzuge genöthigt, den er auch, durch die Feinde gedrängt, bis nach Ungarn fortsetzen und Siebenbürgen ganz der Willkür der türkischen Befehlshaber überlassen mußte.

Ali Paschah hatte den Fürsten unablässig verfolgt, alle von fürstlichen Garnisonen besetzten Plätze unbeachtet liegen lassen, auf seinem Zuge, so weit seine Truppen sich ausdehnten, das Land auf's gräulichste verwüstet\*), und seine Verheerungen, als er die Nordgrenze des Fürstenthums überschritten, auch bis Ungarn hinein ausgedehnt. Er wollte nun in der Grenzfestung Huszt einen festen Anhaltspunkt gewinnen, und ließ dieselbe zur Uebergabe auffordern. Aber sowohl die Aufforderung, als wiederholte Stürme wurden von der tapfern fürstlichen Garnison zurückgewiesen, und der türkische Heerführer beschloß nun den Rückzug nach Siebenbürgen. Auf demselben schlug er zuerst zwischen Dées und Bethlen sein Lager auf, entsendete zahlreiche Tartarenschwärme gegen Maros Bászahely und Bistriz, ließ alle Ortschaften in der Umgegend verheeren und ihre Einwohner theils niederhauen, theils in die Gefangenschaft fortschleppen. An die sächsischen Städte erließ er Aufforderungen zur freiwilligen Unterwerfung, bei deren Verweigerung sie mit gänzlicher Zerstörung bedrohend. Von aller Unterstützung entblößt, rings vom Feinde

\*) Besonders litt die fürstliche Residenz Weiffenburg (das heutige Karlsburg), welche beinahe in einen Schutthaufen verwandelt wurde.

und dessen Verheerungen umgeben, mußten die Städte der Nothwendigkeit weichen, und sandten durch Abgeordnete ihre Unterwerfungs-Urkunden ein.

Der Fürst lagerte inzwischen mit seinen Truppen in der Gegend von Tokay und erhielt hier die Nachricht, daß der General Montecuculli mit den sehnlichst erwarteten kaiserlichen Hilfsvölkern nahe. Beängstigt durch die Berichte über die schrecklichen Drangsale des Fürstenthums, sandte er Michael Teleki an den kaiserlichen Heerführer mit der Bitte, seinen Marsch möglichst zu beschleunigen, um dem Lande Rettung zu bringen, und die noch von den fürstlichen Truppen besetzten Gegenden und festen Plätze zu erhalten. Montecuculli beeilte sich, dieser Bitte zu entsprechen, und bei Majtin vereinigten sich die beiden Heere. Die Menge, die kriegerische Haltung der kaiserlichen Truppen, die bedeutende Anzahl wohlbedeckter Geschütze, welche sie mit sich führten, belebte den Fürsten mit neuen Siegeshoffnungen, und der Marsch nach Siebenbürgen wurde unverweilt angetreten. Zugleich wurde Stephan Petfi, der sich mit seinen Truppen in der Esik, durch die Vortheile des Terrains begünstigt, unangefochten von den Türken erhalten hatte, aufgefordert, die Sekler in möglichst größter Zahl aufzubieten, und zur Vereinigung mit dem fürstlichen Heere vorzurücken. Eben so wurden auch die Befehlshaber der Schlösser Görgény, Fagarasch und Déva zur Bewahrung der Treue und zum herzhafsten Widerstande gegen die feindlichen Angriffe ermahnt. Gleiche Ermahnungen ergingen auch an die sächsischen Städte; diese hatten jedoch, wie früher er-

wähnt worden, der Nothwendigkeit weichend, dem türkischen Feldherrn bereits sich unterworfen, und Abgeordnete als Geiseln in dessen Lager geschickt.

Ali Paschah hatte sein Lager mittlerweile nach Maros Básfárhely verlegt, und dachte, besonders da er von Kemény's Annäherung mit seinem durch die kaiserlichen Hilfstruppen verstärkten Heere Nachricht erhielt \*), darauf, gegen denselben einen, wenigstens scheinbar vom Lande freiwillig gewählten Fürsten aufzustellen. Zuerst sandte er zwei Bürger aus Maros Básfárhely als Abgeordnete an Stephan Petki, um ihm die Fürstenwürde anzubieten, aber dieser, Kemény treu ergeben, wies den Antrag mit Verachtung zurück. Wüthend über das Mißlingen seiner Absicht, nahm Ali dafür durch die Verwüstung der Seklerstühle Maros und Udvarhely fürchterliche Rache. Nun beauftragte er die in seinem Lager versammelten Abeligen und Abgeordneten, ihm einen angesehenen Edelmann aus den von seinen Truppen besetzten Landestheilen namhaft zu machen, den er auf den Fürstenthron erheben könnte. Nach vielem Hin- und Herschwanken schlugen ihm diese, vorzüglich auf Betrieb der Sachsen, den Michael

\*) Dieses scheint auch wohl der Hauptgrund der forcirten Wahl Apaffi's gewesen zu sein. Hätte der Kaiserhof nicht den Fürsten Kemény kräftig unterstützt, so dürfte die Pforte vielleicht die Fürstenwürde ganz unterdrückt und Siebenbürgen zur unmittelbaren türkischen Provinz gemacht haben. Dieser Meinung pflichtet auch Johann Bethlen bei. (Rerum Transs. C. III. sect. 17.)



Apaffi aus einer alten, angesehenen Familie vor, der, erst vor Kurzem aus der tartarischen Gefangenschaft zurückgekehrt, wegen seiner schwächlichen Gesundheit dem Kriegsaufgebote nicht gefolgt, sondern bei seiner Familie in Gbesfalva zu Hause geblieben war. — Ali, froh, nur einmal einen annehmbaren Kandidaten zur Fürstenwürde gefunden zu haben, sandte sogleich ein Kommando ab, um Apaffi in's Lager zu bringen. Dieser, ganz unbekannt mit der Ursache der Sendung, hätte sich derselben gerne mit Gewalt widersetzt, denn er vermuthete, es sei auf seine Freiheit, oder wohl gar auf sein Leben abgesehen. Allein von allen Mitteln zur Flucht oder Bertheidigung entblößt, mußte er den Befehlen des Satrapen gehorchen, und vernahm bei seiner Ankunft im türkischen Lager mit frohem Erstaunen die ihm zuge dachte Erhöhung. Durch scheinbare Wahl von Seiten der im Lager befindlichen Edelleute und Abgeordneten wurde ihm die Fürstenwürde übertragen.

Unterdessen waren Kemény und Montecuculli mit dem vereinigten Heere in beschleunigten Märschen nach Siebenbürgen vorgedrungen, und hatten bei Korod, in der Nähe von Klausenburg, ihr Lager aufgeschlagen. Allein die Beschwerden des Gilmarsches hatten den Zustand der kaiserlichen Truppen bedeutend verschlimmert. Ein großer Theil der Offiziere, darunter beinahe alle Generale, mit Ausnahme des Oberanführers, lagen krank darnieder; die Soldaten, besonders das Fußvolk, waren durch den Mangel an Mundvorrath entkräftet, und, ohne ein bedeutendes Gefecht bestanden zu haben, hatten diese Truppen schon durch Krankheiten und Mangel

einen Verlust von beinahe 5000 Mann erlitten. Als nun die ausgesandten Rundschafter berichteten, das vereinigte Heer werde von dem türkischen wohl viermal an Mannszahl übertroffen, erklärte Montecuculli dem Fürsten, er könne sein Heer, auf welchem das Heil der Monarchie und der Christenheit beruhe, in seinem dermaligen, geschwächten Zustande der Gefahr nicht aussetzen, von einer so überlegenen, mit allen Bedürfnissen im Ueberflusse versehenen feindlichen Macht angegriffen und vielleicht besiegt zu werden, und faßte den Entschluß, nach Ungarn zurück zu kehren. Doch überließ er dem Fürsten eine Schar von tausend Mann, um mit derselben und einer Abtheilung ungarischer Reiter unter Stephan Ebeny Klausenburg zu besetzen, und so diesen wichtigen Platz zu sichern.

Auch der Fürst, für sich allein vollends zu schwach für eine offensive Unternehmung, trat den Rückzug nach Ungarn an. Stephan Petki, der sich schon bereitet hatte, mit dem Sekler Aufgebote zu dem vereinigten Heere zu stoßen, erhielt Befehl, wieder nach der Gisk zurückzukehren und sich so lange zu vertheidigen, als dies ohne offenbare Zugrunderichtung der Sekler möglich sei. Petki zog sich hierauf, diesem Befehle gemäß, wieder in die Gisk zurück, deren Pässe er gegen das Eindringen des Feindes, so gut es in der Eile möglich war, verschanzte und befestigte. Zu seiner Verstärkung entließ der Fürst sämtliche bei ihm befindliche Sekler Edelleute nach der Heimat. Auch der Adel der Komitate, mit Ausnahme der fürstlichen Rätthe und einiger Mitglieder

der angesehensten Familien, erhielt die Erlaubniß, zu seinen Angehörigen zurück zu kehren, welche in den sächsischen Städten Sicherheit gesucht hatten. Dringend ersuchte sie der Fürst bei der Trennung, ihm ihre Treue so lange als möglich zu bewahren und nur der äußersten Nothwendigkeit zu weichen.

Raum sah sich Ali Paschah durch den Rückzug des vereinten Heeres von der Furcht vor einem Wechsel des Kriegsglückes befreit, so häufte er neue Bedrückungen auf das unglückliche Land. Den Sachsen wurde die unverzügliche Erlegung der Hälfte des Tributes von 500,000 Thalern anbefohlen, und als sie sich für unfähig erklärten, diese Summe aufzubringen, wurden sie angewiesen, von der bei ihnen depositirten Habe des ungarischen Adels sich das Fehlende zu verschaffen\*), und ihre Abgeordneten so lange in harter Gefangenschaft gehalten, bis die geforderte Summe ganz erlegt war. Hierauf wurden die Sekler aufgefordert, sich zu unterwerfen, und ihnen für den Fall der Widerspenstigkeit mit gänzlicher Ausrottung gedroht. Als sie zögerten, diesem Gebote Folge zu leisten, überflutete Ali mit seinen Räuberscharen die Stühle Marosch und Udvarhely, und zwang die Bewohner derselben, nachdem er ihre Besitzungen auf's grausamste verwüstet, zum Gehorsam. Erschreckt durch das Schicksal ihrer Nachbarn, unterwarfen sich die Bewohner der Háromsék, noch ehe das türkische Heer ihr Gebiet betrat.

\*) Dieser Aufforderung und Ermächtigung ungeachtet, wurde von den Sachsen die ihnen anvertraute Habe des Adels nicht berührt, sondern beim Eintritt der Ruhe den Eigenthümern unverkürzt zurückgestellt.

Nur die Esiker, unter Petki's Anführung, blieben standhaft in der Treue gegen Kemény, sich stützend auf die Unzugänglichkeit ihrer Gebirgsthäler, welche die Annäherung des Winters noch zu vergrößern versprach, und auf die ihnen von dem Fürsten wiederholt zugesicherte baldige Hilfeleistung.

Dieser stand inzwischen mit seinen schwachen Streitkräften in Ungarn an der Nordgrenze des Fürstenthums. Obwohl durch die feindliche Uebermacht an entscheidenden Unternehmungen gehindert, beschloß er dennoch, wenigstens durch Zusendung eines kleinen Truppenkorps, den wackern Esikern den Widerstand gegen die türkische Macht zu erleichtern. Aber ehe er noch diesen Beschluß ausführen konnte, war über die tapfern Gebirgsbewohner bereits das Verderben hereingebrochen.

Im höchsten Grade über den Widerstand der Esiker erzgrimmt, hatte Ali den Paschah von Ofen, Ismael, mit dem Kern seines Heeres abgesandt, die Widerspenstigen zu Paaren zu treiben, möge es auch kosten, was es wolle. Zwar gelang es den seklerischen Kriegeren, die wüthenden Angriffe abzuschlagen, welche Ismael selbst an der Spitze der Janitscharen auf die Zugänge zu ihrem Gebirgslande wagte; aber während sie hier mit Glück fochten, hatten schon die leichten türkischen und tartarischen Truppen in ihrem Rücken die steilen, unwegsamem und darum von den Landesvertheidigern nicht besetzten Grenzgebirge überstiegen, sich über die Thäler ergossen, wo nur Greise, Weiber und Kinder, im arglosen Vertrauen auf die sichere Vertheidigung der Grenzen, die häuslichen Geschäfte besorgten, und bald gewahrten die tapfern Kämpfer an

den Gebirgspässen zu ihrem größten Schaden hinter sich die verheerenden Flammen. Sie verließen nun die nutzlos gewordenen Stellungen, vertheilten sich in die Wälder und entkamen größtentheils glücklich mit ihrem Anführer Petki in das vom Feinde noch nicht betretene Thal der Gyergyo; aber ihre wehrlosen Familien wurden theils eine Beute des Todes, theils fielen sie in die Sklaverei; ihre Wohnungen wurden niedergebrannt, ihre Habe vernichtet. Der kleine Überrest der Bewohner mußte sich der türkischen Macht unterwerfen.

Kemény war indessen mit seinem kleinen Heere bis Szamosujvár vorgerückt, ohne etwas zum Schutze seiner bedrängten Anhänger unternehmen zu können. Es gelang ihm bloß, das Schloß Bethlen mit einer deutschen Garnison zu vermehren, und auf Umwegen eine Verstärkung von 200 deutschen und eben so viel ungarischen Soldaten unter seinem Halbbruder Gregor Bethlen nach Fagarasch zu werfen. Ein Versuch, Bistriz durch Michael Teleki auf seine Seite zu ziehen, mißlang. Es blieb ihm nichts übrig, als nach Ungarn zurück zu kehren und dort Winterquartiere zu beziehen, in der Erwartung, daß Ali Paschah, nach der Sitte der Türken, bei Annäherung der rauhen Jahreszeit Siebenbürgen verlassen und ihm dadurch Raum zu entscheidenden Unternehmungen gewähren würde.

Der türkische Feldherr war mittlerweile mit seinem Heere, nach der Bezwingung der Esiker, von Udvarhely abgezogen und hatte sich gegen Fagarasch gewendet. Die Annäherung des Winters verhinderte ihn an einer ordentlichen Belagerung

des festen Schlosses, und als ein durch die Janitscharen versuchter Sturm auf dasselbe durch die tapfere Garnison mit bedeutendem Verluste der Stürmer abgeschlagen worden, marschirte Ali gegen Hermannstadt, in dessen Nähe er ein Lager bezog. Unter seinem Schutze schrieb der von ihm eingesetzte Fürst Apaffi auf den 20. November 1661 einen Landtag nach Klein-Schellen aus, auf welchem durch seine Anhänger seine feierliche Inauguration erfolgte. Zugleich wurden alle Anhänger Kemény's, welche sich nicht binnen dreißig Tagen dem neuen Fürsten unterwerfen würden, in die Acht erklärt. — Ali, nachdem er solchergestalt seinen Schützling förmlich auf dem Fürstenthron befestigt, zog mit dem Hauptheere nach Temeswar in die Winterquartiere, und ließ blos ungefähr 2000 türkische Soldaten und 18 walachische Fahnen, unter Ibrahim Paschah, zu Apaffi's Schutze im Lande zurück. Mit diesem Korps begab sich Apaffi nach Mediasch, nachdem er vorher seiner Familie einen sichern Aufenthalt in Mediasch angewiesen hatte.

Den Rückzug der türkischen Hauptmacht beschloß Kemény zu einer entscheidenden Unternehmung zu benützen. Der unter türkischem Einfluß stehende Landtag hatte zwar ein Schreiben an ihn erlassen, mit der Bitte, von seinen Ansprüchen auf das Fürstenthum abzusehen, und das Land durch deren fernere Verfolgung nicht der Rache der übermächtigen Pforte auszusetzen; aber Kemény, auf den Beistand des kaiserlichen Hofes gestützt, beachtete dieses Schreiben nicht, sondern sandte vielmehr seinen Vertrauten Franz Piheni an den kaiserlichen

Obergeneral Montecuculli und an den kaiserlichen Befehlshaber in Szathmár, Grafen Wallis, um sich von ihnen die beschleunigte Zusendung von Hilfsvölkern zu erbitten, welche auch ein nicht unbedeutendes Korps deutscher Truppen zu seiner Unterstützung beorderten. Mit dieser Verstärkung beschloß nun Kemény, den Zug in das Innere Siebenbürgens zu unternehmen und seinen Gegner Apaffi zu verdrängen, ungeachtet die angesehensten seiner Ráthe und Anhänger ihm vorstellten, seine Macht sei nicht hinreichend, diese Unternehmung einem glücklichen Ende zuzuführen.

Am 3. Jänner 1661 begann der Zug; zwei Tage später erfolgte die Vereinigung mit den deutschen Hilfstruppen. Bei Nagybánya nahm Kemény Abschied von seiner Gattin, die er nie wieder erblicken sollte, und sandte Johann Szentsáli mit 2000 ungarischen Reitern in Eilmärschen ab, um in Vereinigung mit dem in Klausenburg zurückgebliebenen Stephan Ebeny schleunigst gegen Mediasch vorzubrechen, und wo möglich den Fürsten Apaffi daselbst einzuschließen. Apaffi, von diesem Vorhaben seines Gegners unterrichtet, erließ an denselben ein Schreiben, worin er ihn bat, von seinem Vorhaben abzustehen, und ihm für den Fall seines Rücktritts den ruhigen Besitz seiner Familiengüter zusicherte, zog sich aber zugleich, mit dem bei ihm befindlichen türkischen Hilfskorps, in das besser befestigte und zur Vertheidigung mehr geeignete Schöffsburg zurück. Dieses Korps wurde indessen bedeutend geschwächt, indem ihn die zu demselben gehörigen achtzehn Fahnen walachischer Soldaten auf die Nachricht von Kemény's

Annäherung verließen, um in ihr Vaterland zurückzukehren. Kemény ließ den Antrag seines Gegners unbeantwortet, und Apaffi wurde von Szentsált und Ebeny, die ihm mit ihren Truppen auf dem Fuße gefolgt waren, in Schößsburg eng eingeschlossen.

Diese beiden Anführer forderten Kemény auf, in beschleunigten Märschen mit seiner ganzen Macht herbeizueilen, um so den Gegner in seine Gewalt zu bekommen, ehe noch türkische Truppen zu dessen Befreiung anlangen könnten; allein gegen seine sonstige Gewohnheit rückte Kemény in äußerst kleinen Tagmärschen nur langsam vor, und statt gleich nach seiner Ankunft einen raschen Angriff auf Schößsburg zu wagen, dessen Bürger ihm und den Deutschen zugethan waren, bezog er ein Lager bei den Dörfern Wollendorf, Weißkirchen und Schoß, und begann Unterhandlungen mit Apaffi, welche aber bald durch Feindseligkeiten zwischen Kemény's Soldaten und der türkischen Schutzwache Apaffi's abgebrochen wurden.

Apaffi war in der bedrängtesten Lage. Die Schößburger verweigerten ihm und seinen Truppen den Einlaß in das Kastell, welches sie nicht in die Gewalt der Türken kommen lassen wollten, und die Vertheidigungswerke der Stadt selbst waren zu schwach, um gegen einen ernstlichen Angriff Schutz zu gewähren. Bekannt mit diesen Verhältnissen, verließen ihn die meisten seiner Anhänger und suchten ihr Heil in der Flucht. — Doch in unbegreiflicher Zögerung versäumte Kemény diese Vortheile rasch zu benutzen, und erst nachdem er am 20. Jänner Schößsburg und die Stellung des Feindes refe-



gnoszirt hatte, beschloß er für den folgenden Tag den Angriff. Aber noch am Abend des nämlichen Tages erhielt er, durch ein auf Fouragirung ausgesandtes Kommando, die Nachricht, daß ein bedeutendes türkisches Heer zu Apaffi's Entsatz heranzürcke, und die am folgenden Morgen ausgesandten Patrouillen bestätigten die Richtigkeit dieser Angabe. Ali Paschah hatte nämlich, auf die dringende Bitte Apaffi's um Verstärkung, den Befehlshaber von Temeswar und Jenö, Kutschuk Mehesmet Paschah, einen kühnen und tapfern Parteigänger, mit 2000 auserlesenen türkischen Reitern zu diesem Ende abgeordnet. Auf das eiligste war derselbe in Siebenbürgen eingedrungen, hatte unterwegs die achtzehn walachischen Fahnen, welche Apaffi'n im Stich gelassen, angetroffen und zur Rückkehr genöthigt, und war am 20. Jänner in Mediasch eingerückt.

Kemény hielt über dieses unerwartete Ereigniß Kriegsrath. Die allgemeine Meinung ging dahin, die Belagerung Schößburg's aufzugeben, auf Kutschuk Paschah loszugehen und ihn mit gesammter Macht anzugreifen, ehe er im Stande wäre, sich mit Apaffi zu vereinigen. Allein Kemény trat dieser Meinung nicht bei, sein Ehrgeiz ertrug es nicht, die, wenn auch momentane Aufhebung der Belagerung Schößburg's von seiner Seite, vielleicht als Flucht betrachtet zu sehen.

So ging auch der folgende Tag vorüber, ohne daß etwas geschehen wäre, um Kutschuk's Vereinigung mit Apaffi zu hindern, welche auch der türkische Anführer, Kemény's Unthätigkeit flug benügend, ohne Verzug bewirkte. Die Freude-

salven, mit welchen dieses Ereigniß in Schößburg gefeiert wurde, ertönte bis in Kemény's Lager, welches derselbe am 22. Jänner bei dem Dorfe Groß-Alisch (Nagy Szöllös) bezogen hatte.

Neuerdings wurde am Morgen des 23. Jänner Kriegsrath gehalten. Alle Meinungen vereinigten sich dahin, nach der nunmehr erfolgten Vereinigung beider feindlichen Corps sei es nicht rathsam, weiters angriffsweise vorzugehen, besonders da täglich die Ankunft noch mehrerer türkischen Hilfstruppen erwartet werden müsse. Es wurde daher beschlossen, den folgenden Tag den Rückzug nach Ungarn anzutreten und auf demselben sich, wo möglich, des Schlosses Gbesfalva und der Stadt Mediasch zu bemächtigen. Man vermuthete von Seiten des Feindes keinen Angriff, keine Verfolgung, da insbesondere die türkischen Truppen nach den angestregten Märschen, in welchen sie zum Sulkurs herbeigeeilt waren, Ruhe unumgänglich nöthig hatten. Nur Peter Husár, der Kutschuk's rastlose Kühnheit kannte, rieth, dem Anscheine nicht zu trauen und die möglichste Vorsicht zu beobachten.

Die Vorbereitungen zum Rückzuge wurden getroffen; die Reiterei wurde auf Fouragirung ausgeschiedt, und Kemény war eben damit beschäftigt, Gilboten an den Generalen Montecuculli und den Befehlshaber von Szathmár mit der Bitte um Zusendung frischer Hilfstruppen abzuschicken, als er Nachricht erhielt, das feindliche Heer sei, 53 Fahnen stark, im Anrücken gegen ihn begriffen. — Es war um die Mittagszeit; Kemény schwang sich in den Sattel und ließ das Zeichen

zum Aufbruche gegen den Feind geben, aber ein Theil der Truppen blieb, in der Meinung, es handle sich nur um ein Vorpostengefecht, ruhig in seinen Quartieren\*).

Rutschuk drang in voller Schlachtordnung über Marienburg in das Thal von Groß-Alisch vor, wo Kemény sich zum Treffen aufstellte. Sein rechter Flügel, 600 Fußgänger unter Emerich Rabák, lehnte sich an den Alischer Wald; im Centrum hielt Kemény selbst mit der ungarischen Reiterei unter Stephan Ebény, ungefähr 2000 Mann stark; den linken, an den Weingärten aufgestellten Flügel bildeten die Kroaten und Deutschen. Dreihundert Deutsche mit eben so vielen Ungarn waren in Reserve aufgestellt, um einer etwaigen Ueberflügelung durch die Türken zu begegnen.

Noch vor dem Beginn des Treffens nahte sich dem Fürsten ein unbekannter ungarischer Reitermann, und rieth ihm, die um ihn versammelten ungarischen Magnaten aus seiner unmittelbaren Umgebung zu entfernen, da er von ihnen, die es nicht redlich mit ihm meinten, Gefahr für sein Leben zu befürchten habe. Ohne die Wahrheit dieser Angabe näher zu untersuchen, befahl Kemény dem um ihn gereihten Adel, sich zu den deutschen Truppen zu begeben, wohin auch er ihnen bald folgen würde\*\*). Nur sein Sohn Simon und Stephan Ebény blieben fortan in seiner Nähe.

\*) Johann Bethlen, selbst Augenzeuge der Schlacht, versichert, es sei kaum die Hälfte von Kemény's Truppen ausgerückt (Jo. Bethlenii Rer. Transs. C. III. s. 22.)

\*\*\*) Dieser Befehl rettete wahrscheinlich vielen der Angesehensten aus

Ungefäumt begann Kutschuk mit ungestümer Hige den Angriff auf Kemény's linken Flügel und das Centrum. Tapfer empfingen die Kroaten und Deutschen den andringenden Feind; ihr Feuer schmetterte die ersten Reihen der Türken zu Boden; entmuthigt begann der Ueberrest bereits zu weichen, und der Sieg wäre sicher auf Kemény's Seite geblieben, hätte die ungarische Reiterei mit gleichem Muth die sich gegen den Angriff der von Kutschuk selbst angeführten türkischen Reiter vertheidigt. Aber ein panischer Schrecken ergriff die Ungarn, und nach kurzem Widerstande gegen den, obwohl an Zahl schwächern Feind, begannen sie sich schnell in wilder Flucht aufzulösen. Vergebens suchte Kemény die Ordnung wieder herzustellen; mitten im Schlachtgewühle stürzte er vom Pferde; zwar bot ihm Stephan Giulay das seinige, aber er konnte dieses Anerbieten nicht mehr benützen, denn die daherstürmenden Flüchtlinge rissen ihn und den getreuen Giulay zu Boden; Beide endeten, zerstampft von den Hufen der Pferde, ihr Leben. Der entseelte Körper des unglücklichen Fürsten konnte nicht mehr aufgefunden werden, nur aus den Aussagen mehrerer dem Schlachtgewühle Entronnenen erfuhr man die Art seines Todes.

Kadák, der mit dem rechten Flügel gar nicht ernstlich angegriffen worden, zog sich in guter Ordnung und ohne Verlust zurück. Kutschuk sammelte, nachdem er das Centrum

dem Abel Siebenbürgens das Leben, da sie sonst wahrscheinlich in dem Getümmel in der Nähe des Fürsten, gleich ihm selbst, ihren Tod gefunden hätten.

zersprengt, die von dem linken Kemény'schen Flügel zurückgeschlagenen Truppen und warf sich sofort mit ganzer Macht auf die Kroaten und Deutschen; nach tapferem Widerstande wurden auch diese zum Weichen genöthigt. Kutschuk verfolgte die Weichenden nur eine kurze Strecke, bemächtigte sich der ganzen Bagage des fürstlichen Heeres, so wie auch der beiden Geschütze, welche dasselbe mit sich geführt hatte, und kehrte sodann im Triumph nach Schößburg zurück, wo er von dem daselbst gebliebenen Fürsten Apaffi festlich empfangen wurde. Simon Kemény und Stephan Ebeny sammelten die Trümmer des geschlagenen Heeres, und zogen sich mit denselben in fluchtähnlicher Eile über Maros Bászahely nach Ungarn zurück.

So endete Johann Kemény, dreizehn Monate nach seiner Erhebung auf den Fürstenthron. Durch seinen Tod blieb Apaffi im unbestrittenen Besitze des Fürstenthums, und ihm war es vorbehalten, dreiundzwanzig Jahre später die von Kemény beabsichtigte Befreiung Siebenbürgens vom türkischen Joche auszuführen.

Die richtigsten Züge zur Charakterschilderung Kemény's kann man aus seiner Selbstbiographie schöpfen, welche, weit entfernt von dem geglätteten, auf äußern Glanz berechneten Memoirentone, die Farbe eines ungeschmückten, die jedesmaligen Gefinnungen und Gemüthsstimmungen treu enthüllenden Tagebuches an sich trägt. Seine Erziehung war zweckmäßig zur Ausbildung seiner Körper- und Geisteskräfte. In früher Jugend dem thätigen Leben geweiht, hatte er an Gabriel Bethlen's Hofe Gelegenheit, sich genaue Kenntniß der öffent-

lichen Geschäfte, der mannigfaltigen Intriguen und Machinationen zu erwerben, welche daselbst gang und gäbe waren. Diese Kenntniß benutzte er mit Scharfblick und Rechtlichkeit in den mannigfaltigen Aemtern und Verrichtungen, die ihm während dieser und den folgenden Regierungen übertragen wurden. Seinem Landesherrn war er mit unwandelbarer Treue ergeben, und schlug standhaft alle Vorthelle aus, die ihm wiederholt für seinen Abfall geboten wurden, bis ihn die Entfagung Bartsaj's und die Wahl der Stände rechtmäßigerweise auf den Fürstenthron berief. Persönlich war er ein tapferer Soldat, ein besonnener und kluger Anführer, jedoch im Erfolge seiner Unternehmungen selten vom Glücke begünstigt. In hohem Grade religiös\*), körperlich abgehärtet, ein Feind aller Ausschweifungen, in seiner Lebensart mäßig und aller Schwelgerei abgeneigt, ein treuer Freund, ein leicht versöhnlicher Feind, für Familienglück und häusliche Freuden sehr empfänglich, war er ein schätzenswerther Privatmann, und würde, hätte ihn nicht innere Zwietracht gelähmt und feindliche Übermacht erdrückt, sicher auch ein vorzüglicher Regent für sein Vaterland geworden sein. Der einzige Flecken, den uns die Geschichte an seinem Charakter zeigt, ist sein Benehmen gegen Bartsaj und dessen Bruder, was sich

\*) Man sehe zum Beweise die mannigfaltigen Gewissensrügen über den Bruch des Gelübdes, sich am Samstage des Weintrinkens zu enthalten, in seiner Selbstbiographie. (Rumi, Mon. Hungar. III. 154 seq.)

wohl durch Bartsch's höchst zweideutiges Betragen und den Drang der Verhältnisse einigermaßen entschuldigen, aber nie ganz rechtfertigen läßt. Ein Porträt von ihm findet man im zweiten Jahrgange der »Arpadia.«

Benigni von Milbenberg.

---

# Die Zigeuner-Familie.

---

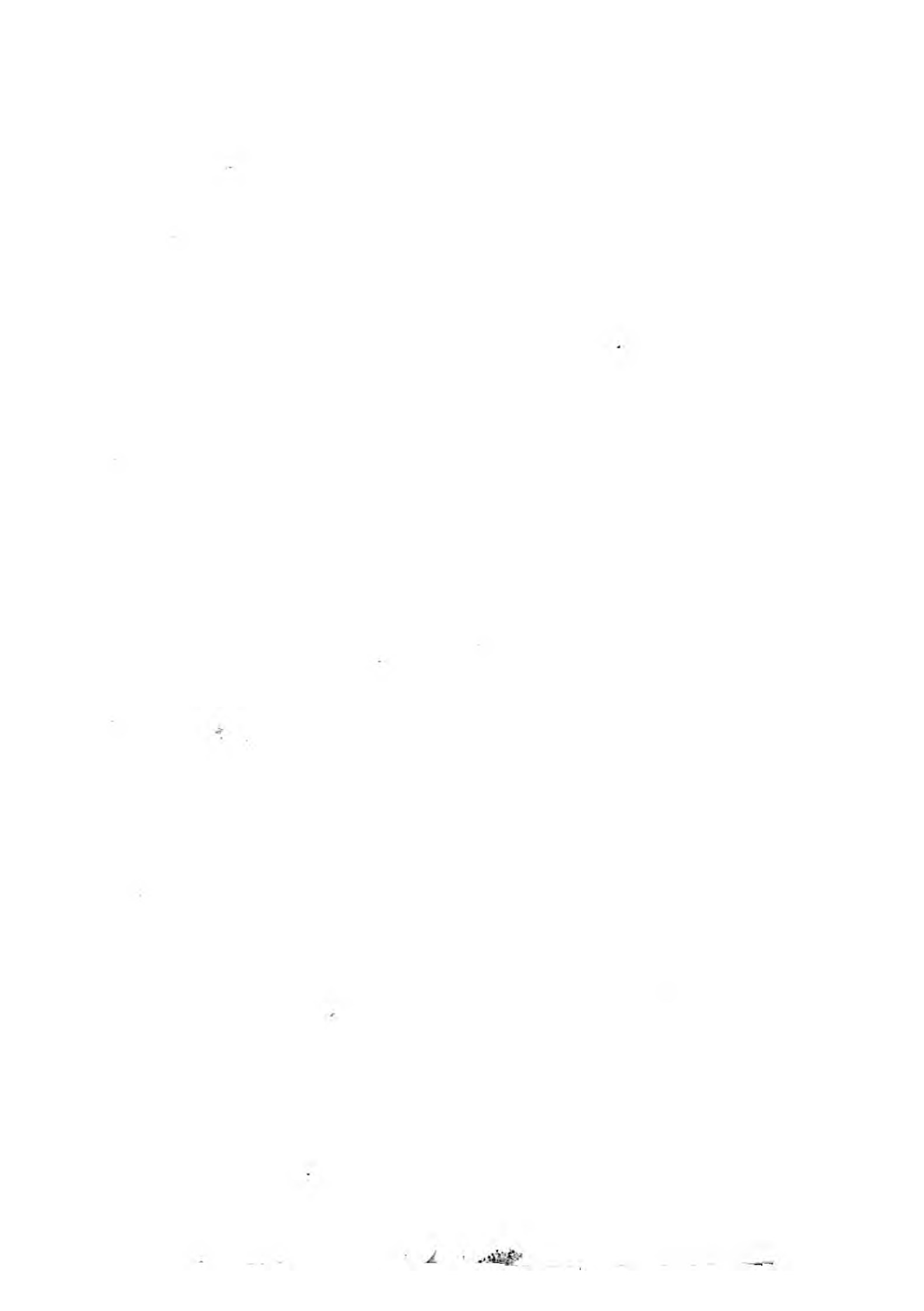
G e d i c h t

von

L e v i t s c h n i g g.

(Mit einem Stahlstich.)





Die Sonne flieht, die Wolkenkaravane  
Folgt rasch dem Beispiel, das sie weibisch gab;  
Nur eine Wolke schwankt als Trauerfahne,  
Im Westen auf des todt'nen Tages Grab.

Der Finkenschlag verstummt im Waldgefilde,  
Im Winde schwankt der Eiche Niesenast,  
Daß sich aus Laub die grüne Wiege bilde,  
D'rin Fink und Meise pflegt der nächt'gen Nest.

Im Grase summt ein froher Schwarm Gikaden  
Das Lied: Wir leben in den Tag hinein;  
In ihrer Nähe lagern die Nomaden,  
Als wollten sie Gikadenbrüder sein.

Die braune Mutter fauert vor der Hürde,  
Und kocht, was sie erwarb durch Trug und List,  
Und weist in Haltung und Gesicht die Würde,  
Die alten Bloßbergsschwestern eigen ist.

Der jüngste Bube stahl des Vaters Pfeife  
Und schmaucht, daß man zu glauben wird versucht,  
Er wisse viel von unsrer Jugend Reife,  
Die schon in Windeln liebelt, raucht und flucht.

Der Vater scharrt entsetzlich auf der Geige,  
 Der Junge bläst abscheulich falsch das Rohr,  
 Und doch befällt es mein Gemüth, als steige  
 Ein kummervolles Lied zu Gott empor.

Zigeunervater, streiche nur die Fiedel,  
 Und sprich zu Deinem braunen Sohn im Sang;  
 Wenn Du beendet hast das alte Liedel,  
 So will ich deuten feinen trüben Klang.

Du sprichst auf Deiner Geige: Keine Bande  
 Verknüpfen mit der Menschheit uns, mein Kind;  
 Wir ziehen heimatlos durch alle Lande,  
 Wie Blätter, die im Herbst treibt der Wind.

Wir haben keine Rechte bei den Blanken,  
 Nur einen bösen Titel: Galgenbrut,  
 Und keine Blume darf das Grab umranken,  
 Das Grab, in welchem der Zigeuner ruht.

Nur in der Schenke, wenn die Gymbal's hallen,  
 Da blickt man brüderlich den Fiedler an;  
 Doch neu befällt, sobald sie nicht mehr schallen,  
 Die meisten Tänzer der verjährete Wahn.

Bihari, alter, brauner Geigenkönig!  
 Vergessen wird Dich nimmer Dein Geschlecht —  
 Nur Deine Weise, süß und wundertönig,  
 Gibt Deinem Volk auf Stunden Menschenrecht!

# S o n e t t e

von

Dauernfeld.

---

1.

Der junge Dichter.

Die gold'nen Saiten rühr' ich an mit Zittern,  
Ein Lied, das längst in mir geruht, zu wagen;  
Vermag ich nicht das rechte Wort zu sagen,  
Es würde mir das Leben schier verbittern.

Werd' ich die Brust des Hörers wohl erschüttern?  
Ergeht mein Scherz und rühren meine Klagen?  
Thu' ich mir selbst genug? — Ein banges Zagen  
Beengt das Herz, gleich fernen Ungewittern.

Was aber hilft das Harren und das Bangen?  
Der Zweifler läßt das Glück am Wege liegen,  
Ein zages Herz wird nie zum Ziel gelangen.

Raum ist das Vöglein aus dem Nest gestiegen,  
So spreitet es die Flügel, voll Verlangen:  
Ei, was ein Vogel ist, das lernt ja fliegen.

## 2.

## Dem abgesehenen Freunde.

Ich rufe Dir — doch Du verharrst im Schweigen,  
 Antwortest nicht mit Worten, noch mit Blicken;  
 Ein leiser Gruß, er würde mich entzücken,  
 Ein Hauch, ein Kuß — ach, mußt Du ewig schweigen?

Und will Dein Herz sich nimmer zu mir neigen?  
 Kannst Du die Freundeshand mir nicht mehr drücken?  
 Ach, auf der Regenbogen gold'nen Brücken  
 Möcht' ich zu Dir, in Deine Himmel steigen!

Ist eine Erde schön, die Du verlassen?  
 Schau' ich sie wieder an mit frohen Mienen,  
 Da ich Dein heit'res Antlitz sah erblaffen?

Als ob der Todesengel nie erschienen,  
 So zieh'n die Menschen wieder durch die Straßen;  
 Ich aber bin bei Dir, nicht mehr bei ihnen.

## 3.

## P h ö n i x.

Hoch auf den Bergesgipfeln will ich thronen  
 Des Kaukasus mit seinen alten Palmen,  
 Wo nicht des niedern Herdes Dünste qualmen:  
 Hier waren meiner Väter Regionen.

Ihr mögt dort unten in der Tiefe wohnen,  
 Besorgt um Eure Aecker, Eure Halmen;  
 Die Einsamkeit — Euch würde sie zermalmen! —  
 Will mich mit himmlischen Gedanken lohnen.

Und fühl' ich einst die matten Schwingen heben,  
 Den Geist erlahmt, sich himmelwärts zu kehren,  
 So soll der Opferaltar sich erheben.

Dann möge mich die heil'ge Glut verzehren:  
 Aus meiner Asch' entsteigt ein neues Leben,  
 Es dient mein Schmerz, mich schöner zu verklären.

# An den verkannten Dichter.

(Zu Pfingsten 1838.)

Von

D. Anton Passy.

---

Bäume ragen, Blumen sprießen  
Hoch empor im Sonnenschein,  
Bäche rauschen, Ströme fließen  
Luftig schnell in's Meer hinein;  
Du allein sollst Dich verschließen  
Und der Welt ein Räthsel sein.

Wenn auch manchmal zu den Deinen  
Feucht und trüb' Dein Blick sich neigt,  
Ist's doch wie der Sonne Scheinen,  
Wenn der Regen niedersteigt;  
Thränen schimmern — und verneinen,  
Was des Mundes Lächeln zeigt.

Zieh dich die Lustgefährten  
 Aus der Stube mit Gewalt  
 Über Wiesen in die Gärten,  
 Durch die Fluren in den Wald,  
 Dennoch mußt du dich verhärten,  
 Dennoch bleibst du still und kalt.

Bringt dem gold'nen Eigenthume  
 Die Gemeinheit Lob und Preis,  
 Wenn vom Reichthum und vom Ruhme  
 Sie entzückt zu singen weiß,  
 Schließe, gleich der Sonnenblume,  
 Schließe Deiner Blätter Kreis.

So bewusstlos wie vom Schlummer  
 Seh' ich mild umfassen dich,  
 Trösten möcht' ich dich, du Stummer,  
 Trösten warm und brüderlich;  
 Ist nicht dein geheimer Kummer  
 Groß genug für dich und mich?

Bleib' in dieser Zeit, der bitteren,  
 Wo nur Haß die Welt erfüllt,  
 Wo, vor dem die Heil'gen zittern,  
 Grimmiger der Löwe brüllt,  
 Bleib' in allen Ungewittern  
 Unentdeckt und unenthüllt.



Mir allein, dem Freunde, künde,  
 Was Dein Seherauge sieht,  
 Weil der Irrthum und die Sünde  
 Rings mit Haß die Welt umzieht.  
 Wenn die Schönheit sie verstünde,  
 Haßte sie Dich und Dein Lied?

Wär' ihr noch an Dem gelegen,  
 Der durch Seine Seher spricht,  
 Wiche nicht von ihren Wegen  
 Jeder Segen, jedes Licht, —  
 Treu beschirmend Licht und Segen,  
 Gelten müßte Dein Gedicht.

Himmelsklänge mich umtrauschen,  
 Licht von oben sich ergießt,  
 Nur mit Saulus möcht' ich tauschen,  
 Wenn ihn David's Psalm umfließt:  
 Dürft' ich Deinem Sange lauschen  
 Bis der Tod mein Ohr verschließt!

Böse Zeit, die ich dem Glanze  
 Freier Künste zürnen seh',  
 Trifft den Dichter Deine Lanze,  
 Flieht er wie ein schüchtern Reh.  
 Ehrt ihn doch im Dichterfranze  
 Später Nachwelt Lust und Weh.

Zeit zu alt zum Dichterspiele,  
 Zeit zu schwer zum Dichterflug,  
 Gibt's der Kranken nicht zu viele,  
 Nicht der Trauernden genug,  
 Die nur Poesie zum Ziele  
 Heil'ger Liebe trägt und trug?

Unnütz und entbehrlich nennst Du,  
 Was Dir helfen könnt' allein,  
 Recht mit offenen Augen rennst Du  
 In des Hasses Reich hinein;  
 Gegen Poesie entbrennst Du,  
 So wie Saul, in Bornespein.

Ach, Du bist nicht zu versöhnen!  
 Dein Gejohl und Dein Gedahl,  
 Dein Begrinsen und Verhöhnern  
 Folgt den Dichtern überall.  
 Wenn wir sie mit Rosen krönen,  
 Bringst Du spitzer Dörner Qual.

Sieh', die Kirch' ist arm geworden  
 Um den Priester, der Dich ruft,  
 Arm an freundlichen Afforden,  
 An der Künste Weihrauchduft,  
 Lechzen rings verlass'ne Horden  
 Nach der Liebe Himmelsluft.

Mag von besserer Zeit Geschichten  
 Mancher alte goth'sche Dom  
 Dir Unglaubliches berichten,  
 Nimmer wieder wirst Du fromm.  
 Blüht Dein Reich der Kunst? — Mit nichten.  
 Komm, o Geist des Trostes, komm!

Darum, o Geliebter! wende  
 Dich zum Höchsten im Gebet,  
 Daß der Zeit Er wieder spende,  
 Was die dürre Saat erstleht,  
 Deinen Geist, o Vater! sende,  
 Steige nieder, Paraklet!

Blick' herab auf unser Wirren  
 Ohne Trost und ohne Licht.  
 Höre Mißlaut uns umschwirren,  
 Den kein Wohl laut unterbricht.  
 Des Verstandes Fesseln klirren,  
 And're Fesseln kennt man nicht.

---

# Die Perle der Mohilen.

---

Die kurze Anekdote, auf welche sich die wahre Begebenheit gegenwärtiger Erzählung gründet, kann in Dr. F. A. Wiese's Werk: "Indien, oder die Hindus," Seite 408 nachgelesen werden.

## 1.

Sesumele, jene ausgebreitete Rajaput = Provinz Ostindiens, die Brama gleich einem funkelnden Smaragde an das Herz der Wüste gesteckt, und über deren Fluren er das Füllhorn der reichsten, üppigsten Vegetation ausschüttete, gleicht einer afrikanischen Oase im fliegenden Sandmeere Sahara's. Eine ihrer Nachbarprovinzen ist Bugul; in dieser letztern herrschte Naningdeo, »der unbesiegbare, stolze Naningdeo,« wie ihn die Jahrbücher des Hindus benennen. Er war der Besitzer unermesslicher Schätze, die sein starker Arm sich erkämpft hatte. Sein Sohn Sadao, der Löwe der Wüsten, war einer jener antiken, kraftvollen Charaktere, dergleichen nur das, an die fabelhafte Sagenzeit grenzende Alterthum aufzuweisen hat.

Er zählte kaum noch 24 Jahre; sein Antlitz mit den regelmäßigen Zügen, ähnlich denen einer Marmorbüste, war von dunkelbrauner Hautfarbe, das Haar kraus und schwarz, wie die Farbe des Ebens; seine Augen, gleichsam der Inbegriff unterjochender Hoheit, glichen zwei finstern Demanten, deren edles, blickendes Heldenfeuer männiglich zur Huldigung zwang; über seine stattlichen Glieder war Kraft und Ebenmaß ausgegossen.

In dem Busen der Jungfrauen Bugul's lebten stumme, heiße Wünsche, den edlen, herrlichen Jüngling zu besitzen, und die Glückliche, die Sadao's feuriger Blick traf, sandte

stille Seufzer zu Vishnu \*) empor, und hoffte den einzigen aller Jünglinge das Glas bieten zu dürfen, wenn er in ihre Hütte um einen Trunk Wasser einspräche \*\*).

Doch gleichwie er der Gegenstand süßen, glühenden Verlangens, und der stillen, geheimnißvollen Seufzer der Hindus = Jungfrauen war, so wurde er auch der Schrecken, die Furcht der Männer. Die Wüsten zitterten vor ihm, und wohin zürnend sein Fuß trat, mied ihn Jedermann; denn an der Spitze seines Schwertes hing der Tod, und das Herz des Feindes entging seinem Dolche nicht.

Die Karavanen flohen ihn ängstlich, und man durfte nur seinen Namen nennen, um ihre Pläne zu vereiteln, und der Wanderer der Wüste wich scheu der Staubwolke aus, die die Hufe seines stolzen Rosses aufwirbelten, ängstlicher noch, als dem wüthenden Manzun \*\*\*) oder den Blitzen des Himmels. Doch seine Wildheit war mit jenem edlen, offenen, kriegerischen Geist gepaart, der stets großartig auftritt, und dessen herzerhebende Beispiele uns noch gegenwärtig in den alten Hinduschroniken begeistern.

Eines Tages kehrte Sabao, mit reicher Beute beladen, die aus Kameelen, Rossen, Perlen und kostbaren Gewürzen des Orients bestand, zum Raja Manik ein, dem Hauptlinge der

\*) Brama, Vishnu, Siva, Krisna, die Namen indischer Gottheiten.

\*\*\*) „Ein Glas Wasser reichen“ bedeutet bei den Indiern so viel als einen Freier empfangen.

\*\*\*\*) Ein heißer Wind, der jährlich zu einer gewissen Zeit wiederkehrt.

Mohilen, der über tausend und vierhundert Ortschaften herrschte, und mit dem er in Frieden und Freundschaft lebte.

Als Raja Manik den stolzen Sohn der Wüsten auf jener Anhöhe erblickte, die seinen glänzenden Palast trug, hüllte er sich in das schönste, kostbarste Gewebe, und befestigte es mit einem goldenen Gürtel; einen Oberleib bedeckte ein goldgesticktes sammtenes Wamms mit kurzen, weiten Ärmeln, auf dem Haupte ruhte ein mit Perlen reichgezierter Turban. Und so ausgestattet, ging er seinem reichen, vornehmen Gast entgegen, um ihn zu empfangen.

Sadao kam mit einem glänzenden, großen Gefolge herangezogen; doch so wie die Sonne die Sterne überstrahlt, und deren Glanz erbleichen läßt, so strahlte auch Sadao vor Allen hervor, und jedes Auge weilte überrascht und entzückt auf dem Heldenjüngling. Ein funkelnder Helm blitzte auf seinem Haupte; ein runder, blanker Harnisch bedeckte seine Brust, das Bild der Sonne durch strahlende Demanten darstellend; sein Roß war reichbehangen, und mit einem goldenen Netz — als Schutz und Zierde zugleich — bedeckt.

Der Jüngling kehrte bei seinem gastfreundlichen Wirth ein, der den edlen Gast mit morgenländischer Üppigkeit und Pracht bewirthete. Sadao schwelgte gerne im Genuße würziger Speisen, seine Sinne berauschten sich gerne im süßen, wollustathmenden Ambraduft, und seine Augen weilten mit Entzücken auf den vor ihm aufgehäuften Schätzen: dennoch vermochte dies Alles ihn nicht zu fesseln, denn die Schatzkammern des Orients standen vor ihm offen, und in ganz Bugul, wohin die Spitze seines Schwertes nur gelangte, nannte man Alles



sein, mochte es im Sande der Wüsten, oder zwischen den Mauern der Städte, oder in den Wildnissen getroffen werden. Und doch schwamm Sadao's Seele in einem Meere von Bonne; der Schatz, der ihm verlockend winkte, war jene keusche Lilie, die in vollem Glanze, und in der Schönheit zauberischen Reizen, sich vor seinen entzückenden Blicken erschloß. Wie der Tropfen mit dem Tropfen in einander fließt, wie der Bergbach, nimmer müde, den Abhang herniedereilt, wie der Rauch unaufhaltsam in die Höhe strebt: so floßen auch ihre Blicke in einander, so eilten ihre Herzen sich entgegen, so erhoben ihre Seelen sich vereint in den Himmel.

Die Jungfrau sah und liebte ihn, denn ihr Geist war hehr- und schwärmerisch, und Sadao, dessen Ruf auch zu ihr drang, war längst der Gegenstand ihrer geheimen, heißen Wünsche.

Moradevi war die Verlobte des Erben von Mundore, doch hatte sie ihn noch nie gesehen; ein Blick nur auf Sadao, und sie war fest entschlossen, dem Throne zu entsagen, um in das Zelt des Löwen der Wüsten einzuziehen.

Irrunkoval hieß der Erbe von Mundore: schön und herrlich war auch er, fühn und stattlich wie Sadao, voll Adel und kriegerischen Geistes wie er; die Jungfrauen Mundore's nannten ihn den Schwan, die dortigen Männer den königlichen Har; denn zart und liebevoll war er im Kreise jener, fühn, tapfer und behend diesen gegenüber.

## 2.

Der Entschluß der reizenden Moradevi konnte nicht lange Geheimniß vor ihm bleiben, und Irrunkoval gürtete

Schwert und Harnisch um, und bestieg sein bestes Roß, Zorn und Rache flammten in seinem Auge, und die blühendsten Helbenjünglinge Mundore's gaben ihm das Geleite. — Sadao zog bereits mit seiner angebeteten Moradevi durch die Wüsten zur stolzen Wohnung seiner Väter. Dreißig Gewappnete waren in seinem Gefolge, nicht mehr; doch ihr Häuptling war Sadao, und mehr bedurfte es nicht. Kaum hatte Raja Manik, der Vater der schönen Moradevi, der Lilie der Mohilen, »der Große, der Einzige,« wie ihn der Schwarm der Schmeichler nannte, die feindlichen Rüstungen Irrunkoval's vernommen, als er ihm auch schon 4000 tapfere Männer als Sicherheitsgeleite anbot: »Denn,« sagte er, »Irrunkoval's Schwert ist gewaltig, und er kommt mit einem großen Heer herangezogen.« — Doch Sadao maß mit stolzen Blicken den alten Raja, und sprach: »Dreißig Gewappnete genügen mir, zehn Tausend Mundores zu bekämpfen,« und damit zog er von dannen. Moradevi saß unter dem reichen Palankin, und mit stolzem Vertrauen ruhte ihr Blick auf Sadao's männlich schöner Gestalt.

»Reiche mir Dein Schwert, Sadao!« sprach Moradevi, »damit meine Augen sich in dem blank geschliffenen Stahl spiegeln, und die Finger Moradevi's über die Klinge gleiten mögen, die Irrunkoval's Haupt vom Rumpfe trennen wird.« Sadao sprengte mit seinem feurigen Rosse, das im Laufe sich wie ein Ring bog, hin zum Palankin, und das Schwert flog klirrend aus seiner Scheide, und der Held glich mit dem gezückten tödtenden Stahl dem Gotte Vishnu, wenn dieser den Donner-

keil über seinem Haupte schwingt, und die Erde unter seinen Füßen zitternd erdröhnt.

Er reichte ihr hin das blanke Schwert. Moradevi fuhr mit ihren Rosenfingern über die Klinge, und sprach mit Ruhe: »Dieses Schwert, Sadao, spaltet die Stämme des Kokos entzwei, und Irrunkoval's Knochen vermögen es nicht schartig zu machen; hier! nimm es hin, und wenn Du mit Irrunkoval zusammentrifft, dann reiche mir auch sein Schwert her, damit Moradevi dessen Klinge mit dem Stahl Sadao's, den man den »Bliq« nennt, vergleiche.»

Also sprachen sie, und zogen weiter. Die Blätter der Bäume waren gelb, das Gras, dürr und welk, wurde von den Hufen ihrer schweren Kofse zu Staub getreten; an die Stelle der engen Thäler und der felsigen Gegend kam jetzt eine endlose Ebene, der Tummelplatz wüthender Orkane, die den gelben, dünnen Sand wie riesige Räder und fliehende Wolken, durch die das majestätische Antlitz der Sonne blutroth durchschimmert, vor sich herjagen.

Unermesslich war die Fläche; das Auge sah keinen Grassalm, kein Gestrüppe, nur in weiter Ferne zeigte sich ein zitternder Punkt, der, allmählig zu einer Staubsäule sich erhebend, immer mehr und mehr an Ausdehnung gewann.

Sadao nahm den Zügel seines Rosses kurz, und indem er mit dem Balankin anzuhalten befahl, theilte er seinen Zug in drei Haufen.

»Dort kommt Irrunkoval mit seinem zahlreichen Geleite,« sprach Sadao, indem er sein Schwert zog; »Mora-

devi! die Stunde naht, in der mein Arm Dich erkämpfen wird, wie mein Herz Deine Liebe errungen.»

Moradevi stieg aus dem Palankin, und mit verächtlichen Blicken schweifte ihr Auge nach jener Richtung, woher Irrunkoval mit seinem Geleite, das weithin über die Fläche sich ausbreitete, gezogen kam. Irrunkoval hielt einige hundert Schritte von Sadao's Trupp entfernt an, und sah mit gezücktem Schwerte einem Angriff entgegen: doch die Männer des feindlichen Zuges stiegen von ihren Pferden; es währte nicht lange, und ihre prachtvollen Zelte schlugen die Flügel aus einander. Irrunkoval legte seine Waffen ab, warf sie auf einen vor ihm ausgebreiteten Teppich, und allein, ohne Gefolge, ohne Waffen, näherte er sich Sadao, der, als er ihn auf sich zukommen sah, überrascht vom Pferde sprang, und ebenfalls der Waffen sich entledigend, mit ritterlicher Artigkeit dem edlen Feinde entgegen eilte.

### 3.

So näherten sich die beiden Jünglinge, und nach den ersten gewöhnlichen Begrüßungen nahm Irrunkoval das Wort: »Sadao!» sprach der Sohn Kaningdeo's, Bugul's Erbe, »Du siehst in mir Deinen Feind, und ich schwöre es Dir bei den Fluten des heiligen Ganges, nur Einer von uns wird aus dieser Wüste heimkehren!» — Sadao, im Begriff zu antworten, maß seinen Gegner mit stolzen, verächtlichen Blicken.

»Gestatte, daß ich endige;» fuhr Irrunkoval fort, »Dir hat die Perle der Mohilen aus ihrem labenden Kelch einen

Trunk Wasser gereicht: Du besitzest sie, denn Dich hat die Jungfrau gewählt, und es steht geschrieben, daß die Liebe vom Weibe ihren Ursprung nimmt, wie der Quell aus dem Herzen der Felsen hervorsprudelt. Doch meine Ehre ist verletzt, denn eine heilige Verpflichtung hatte sie früher zu meinem Eigenthume gemacht: das Wort ihres Vaters und die stumme Einwilligung der Jungfrau. Unsere beiderseitigen Ansprüche sind daher gerecht und einander gleich, und Du, Sadao, Löwe der Wüsten, wirst wohl einsehen, daß hier nur unsere blitzenden Sirohi \*) zu entscheiden vermögen.»

»Wohlan! blick' um Dich!» antwortete Sadao, einen triumphirenden Blick auf seine Tapfern werfend, die jeder Bewegung ihres kühnen Führers mit ihren Blicken staunend folgten, und in einiger Entfernung einen Halbkreis um ihn zogen, »blick' hin auf jene eisernen Männer der Wüste, deren Spieße schärfer sind, als die Zähne des Kaiman, deren Arme biegsamer und gelenkiger, als der Rüssel des Elephanten! — Dies meine Antwort, ich bin bereit, Deine edle Herausforderung anzunehmen! Laß Deine Leute wieder aufsitzen; begeben wir uns auf jene Fläche, die mit ihrem Goldsand sich vor uns ausbreitet, und versuchen wir die Kraft unserer Arme: denn auch ich schwöre es bei dem Schwerte des Krisna und beim Himmel des Vishnu: nur Einer von uns Beiden kehrt von hier heim!» —

»Gut!» entgegnete Irrunkoval mit Ruhe, »doch ich werde

\*) Ein sichelförmiges Schwert.

nicht mit meiner ganzen Macht gegen Dich kämpfen! Mundore's Erbe haßt den ungleichen Kampf, wenn die größere Gewalt in seinen Händen sich befindet; unsere Helden mögen einzeln mit einander den Strauß bestehen, oder in Abtheilungen von gleicher Anzahl kämpfen; geben wir ihnen Gelegenheit, ihren Heldenmuth zu zeigen, es ist dies der Wunsch meiner muthigen Krieger; denn in ihrem Busen wohnt die Tapferkeit, und in ihren Herzen glühet Kampfeslust, und jeder einzelne Krieger Mundore's brennt vor Begier, Schwert, Lanze oder Dolch für mich und für Moradevi's Besiz zu schwingen. Wir Beide wollen dem Kampfe bis an's Ende zusehen, und zuletzt selbst mit einander kämpfen. Dieser Arm möge vertrocknen, die Haare dieses meines ehrbaren Bartes einzeln ausfallen, mein Kinn bleibe nackt, wie das eines weinenden Knaben, wenn ich die stärkere Macht und die größere Anzahl meines Gefolges gegen Dich, edler Sadao, benüze!"

»Der Geist Krisna's spricht aus Dir, Erbe von Mundore!" sprach Sadao, »es sei, wie Du gesagt! — Der Löwe der Wüsten ist, wie Du stehst, mit kleinem Geleite hieher gekommen, sein Arm und diese wenigen Tapfern dünkten ihm hinreichend zum Schutze der Perle des Orients, die er sein nennt, und so lange auch sein nennen wird, als das Blut in diesen Adern rollt, und er den Sirohi, dessen Namen »Bliz" ist, in seiner Faust hält! Und jetzt, Irrunkoval, lade ich Dich der Sitte unserer Väter gemäß, in mein Zelt. Moradevi wird Dir Speise und Trank reichen, meine kühnen Streiter Dich mit kriegerischen Spielen ergehen, bis der Kampf ernster wer-

den, und der Gott des Todes den Scherz der Spiele verschrecken wird!“ —

## 4.

Und so geschah's. Die beiden Helden näherten sich dem Zelte Sadao's, das mittlerweile aufgeschlagen wurde; auf glänzenden, blauen, durchwirkten Teppichen nahmen sie Platz, und Moradevi, Sadao's Braut, lüftete ihren silbernen Schleier; und was der Orient Seltenes und Kostbares bietet, reichte sie den heiter zechenden Männern. Inzwischen hatte Sadao aus seinem Gefolge sechs Jünglinge ausgesucht: sie schnallten ihre Harnische ab, nahmen leichte, stumpfe Lanzen und bestiegen ihre schlanken Rosse. Jetzt erhob Irrunkoval eine Fahne, und aus seinem gegenüber befindlichen Lager sprang ein jugendlicher Reiter herbei; der aufgewühlte Sand zog sich ihm nach wie ein gelber Schleier. Er hielt auf dem Kampfplatze; hierauf gab Irrunkoval wieder ein Zeichen mit der Fahne, und es kam ein zweiter, und so fort, bis ihrer sechs, und somit die Zahl gleich war.

Herrlich war's, das leichte, heitere Kampfspiel anzusehen; aus ihren Mienen strahlte das Vergnügen dieses edlen Zeitvertreibes, und ihre Gesichter erglühten vor Kampfeslust, Lanzen brachen und flogen in Splintern umher; die stumpfen Schwertblätter blitzten, und die Augen der reizenden Moradevi folgten lebhaft und wohlgefälligen Blicks den Bewegungen der Reiter, und den Wendungen des wahrhaft männlichen Spieles.

Aus dem Lager Irrunkoval's kamen nach dem Kampfspiele zwölf leichtgeschürzte Bajaderen herbeigeschwebt, schön

waren sie wie die Devadhari's, die weisen Jungfrauen \*); ein veilchenfarbened, golddurchwirktes Gewebe umfloß in leichten, luftigen Falten die schwellenden, üppigen Formen, und der Schleier, der um Brust und Schulter in künstlichen Wendungen wollüstig sich schmiegte, war durchsichtig wie der Frühlingsnebel, und glänzend wie das Eis am Felsgipfel.

Sie zogen einen Kreis nahe um die Schmausenden, ihre zarten Rosenlippen öffneten sich, und die süßesten Töne entquollen ihren Lippen; es war das zauberische, sanfte Frühlingslied Busun, dem Manjun's rauschender Volkengesang, »Megh« genannt, folgte, und das wilde Gemüth der Männer wurde sanfter, und Thränen stahlen sich in die Augen der rohen Söhne des Kampfes.

Der Gesang verstummte. Die zauberischen Jungfrauen begannen nun einen leichten Sylphentanz. Sie bogen und neigten die zarten Glieder, ihre Stellungen und Bewegungen waren so hinreißend und verlockend; die raschen Wendungen der luftigen Silberschleier so feenhaft; sie wiegten sich so ätherisch, so wollusttrunken auf den Fußspitzen, daß dies Alles ein Schauspiel bot, wodurch diese Sandwüste in den Himmel Vishnu's umgezaubert wurde.

Der strahlende Rubin der Sonne war bereits in das Sandmeer hinabgesunken, als das Fest ein Ende nahm, und Irrunkoval kehrte zurück in sein Zelt, aufgeregt von den Freuden des Tages, und mit lusterfülltem Herzen, das von Liebe

\*) Mädchen im Geleite der Göttinnen und Töchter der Häuptlinge.



und Staunen überfloß; denn seine Augen hatten heute das erste Mal den Demant der Mohilen, die reizende Moradevi erblickt, mit der er ungekannt und ungesehen von seinem Vater verlobt worden war.

Am andern Tage bewirthete Irrunkoval den Sabao, und was Prunk und Glanz, heitere Freuden und rauschende Vergnügungen bieten können, zog in's Lager ein, auf daß der Zauber seiner Schätze die Perle der Mohilen blende, und ihre blickenden Augenstrahlen von Sabao auf Irrunkoval sich wenden; doch die Blicke der reizenden Moradevi umfaßten nur einen Schatz, und dieser war der Löwe der Wüsten, Sabao, der Erbe Pugul's.

### 5.

Endlich erschien der dritte Tag, der gewitterschwangere, der über Leben und Tod entscheiden sollte, und die Herzen unter Hoffen, Fürchten und Zagen stürmisch bewegte. Der Kampf der Gemüther spiegelte sich auf dem blassen Antlitz von männiglich, nur drei erglühnten im stolzen Selbstvertrauen: Moradevi, Sabao und Irrunkoval, und das Antlitz der beiden Letztern strahlte von heißer Kampfgier. Endlich ertönte langgezogener Hörnerschall.

Der zwischen beiden Lagern befindliche Raum bildete den Kampfplatz. Links zogen Irrunkoval's Streiter eine lange, eherne Mauer, an deren blanker Stahlrüstung die Sonne ihre Strahlen brach: die Waffen waren in malerischen Pyramiden aufgestellt, nur dreißig Jünglinge hielten sie in ihren Händen.

Rechts standen die dreißig Kämpfer Sadao's, ebenfalls gewappnet; der Lieblings-Sirohi hing an ihrer Seite, oder der lange, zweischneidige Kanda; einige hatten in Kundi angefertigte, mit Perlmutter reichgezierte Schießgewehre.

Mehre Männer beider feindlichen Züge waren mit lebernen Schilden, aus der Haut des Rhinoceros, versehen, die mit Silber ausgeschlagen, und mit fantastischen Thiergebilden geschmückt waren.

Dem Kampfplatze gegenüber erhob sich ein Zelt mit auseinandergeschlagenen goldenen Draperien, und zwischen den hohen, gemalten Säulen saß auf einem Feldstuhle Moradevi; ein zitronengelbes Gewebe, mit orientalischen Perlen reich geziert, umfloß ihre schlanken Glieder, und ihr Schleier war so luftgewoben, so durchsichtig, daß die üppigen Formen und Wellenlinien des Oberleibes Zug für Zug dem entzückten Auge sichtbar blieben. Sadao stand neben ihr, auf dem Haupte den blanken Helm, auf der Brust den goldenen Harnisch; nahe an ihm hielten zwei Mohrenflaven seinen reichgeschmückten Streithengst.

Irrunkoval stand am jenseitigen Ende des Kampfplatzes, bis an die Behen bedeckt mit einer schweren Rüstung; sein Arm ruhte auf dem Purpursattel seines Rosses, während seine Augen sich an der herrlichen Gestalt Moradevi's weideten.

Hörnerschall ertönte auf's Neue, und heran sprengte Feytonga aus dem Stamme Bahoo's, ein Verwandter Sadao's; auf einen Wink seines Gebieters hielt mit einem Sage Foda Chohan, der Anführer der Heere Irrunkoval's auch auf dem Kampfplatze, um mit dem stolzen Feytonga sich zu messen.

Sie kämpften mit zweischneidigen schweren Waffen; während sie diese mit beiden Händen hoch erhoben, flatterten die Zügel in den Lüften, und die Rosse, obgleich sich selbst überlassen, scheinen kampferfahren an dem Streite ihrer Herren Theil zu nehmen. Feytonga war ein kühner Kämpfer, doch nicht groß und von geschmeidigem Körperbau, während der riesige Leib seines Gegners — des wilden Ghohan's — wie eine Säule sich aus dem Sattel erhob. Der Kampf war lang und heiß, der Ausgang zweifelhaft, endlich stieß Feytonga seinen Kanda bis an's Hant in die Brust des Riesen, der brüllend vom Sattel stürzte; sein Roß erhob mit schmetterndem Gewieher das Haupt, und flog einwärts in das unermessliche Sandmeer.

Nach diesem Zweikampf kämpften sieben Mundore's und sieben Bugul's mit wechselndem Glücke: diesen folgten dann zehn und wieder zehn. Feytonga schwang sich neuerdings auf's Roß, und nahm auch an diesem letztern Kampfe lebhaften Antheil; wüthend stürzte er sich unter die Helden Irrunkoval's und mit jedem einzelnen focht er, bis er kampferhigt, beinahe alle seine Feinde in die Flucht schlug.

Acht Mundore's und sechs Bugul's lagen todt im Sande.

Jetzt näherte sich Sadao Moradevi, er drückte die Braut an sein hochschlagendes Herz, als wollte er sich aus ihrer Umarmung neue Kraft holen, und auf seinen Streithengst sich schwingend, traf er mit Irrunkoval zusammen; sie kämpften lange, ohne daß Einer oder der Andere eine Wunde erhielt. Irrunkoval's Kräfte begannen zu erschlaffen, und Sadao ließ die Waffe sinken, als wollte er seinem Feinde einige Ruhe gönnen.

Während Irrunkoval sein Pferd wechselte, und statt des schweren Kanda's den leichten Sihori um die Hüften schnallte, eilte Sabao zu Moradevi, die ihn zärtlich empfing, und seine Tapferkeit preisend, befeuerte sie sein Selbstvertrauen: »Begib Dich zurück auf den Kampfplatz, Sabao!« sprach sie, »eile hin, mein Herz schlägt ruhig, denn ich bin Dein, wenn Du Sieger bleibst, Dein, wenn Irrunkoval's Waffe den Weg zu Deinem Herzen findet! Zeugin Deiner Heldenthaten, wird meine Seele vor Wonne beben, wenn ich Dein leichtes Schwert über Irrunkoval's Haupt flammend erblicken werde. Will es das Schicksal, daß Du aus diesem Kampfe nicht wiederkehrst, so sei ruhig, Sabao! nie wird Moradevi dem Irrunkoval folgen, nie wird sie seinen Palankin besteigen: Moradevi wird sterben für Dich, so wie sie für Dich nur allein gelebt.«

Sabao flog begeistert hin zum Kampfe; schon stießen die Kämpfer an einander, als Irrunkoval plötzlich sein wieherndes Roß anhielt, und laut ausrief: »Sabao, es ist der letzte Kampf! — der erste Schwertstreich sei Dir überlassen, und dies möge Dir beweisen, wie sehr ich in Dir den edlen Feind achte.«

»Nein, Irrunkoval!« entgegnete Sabao, indem er ebenfalls mit seinem Pferde anhielt, »Du gabst mir bereits mehrere Beispiele von Großherzigkeit, jetzt ist die Reihe an mir, dem edlen Erben von Mundore den ersten Schwertstreich einzuräumen.«

So wechselten sie noch vor dem Todeskampfe freundliche Worte, und waren bemüht, auf wahrhaft ritterliche Weise sich

gegenseitig Aufmerksamkeit und Hochachtung zu beweisen. Endlich gab Irrunkoval nach; er ließ seinem Hengste die Zügel schießen, und wie der Blitz so schnell durchritt er den Kampfplatz; vom Knopfe seines Helmes hing ein rabenschwarzer Rosschweif herab, der wie eine gewitterschwangere Wolke in den Lüften flatterte, und sein halbnackter Arm schwang das Schwert hoch über seinem Haupte.

Sadao sprengte von der entgegengesetzten Richtung herbei, bis sie endlich an einander stießen. Sadao's Schwert galt Irrunkoval's nacktem Arm, während die Waffe jenes gerade einem Haupte drohte.

Hoch schlug Moradevi's Herz; sie erhob sich von ihrem Sitze; mit dem linken Arm stützte sie sich krampfhaft an die Lehne des Stuhles, mit der rechten Hand beschattete sie ihre Augen, um im blendenden Glanze der Sonne die Kämpfenden besser beobachten zu können. Ihr Antlitz erblaßte, und als sie Irrunkoval's Schwert mit unüberstehlicher Gewalt auf Sadao's Haupt fallen sah, schien es ihr, als müsse sein Körper unter dem schweren Streich zusammenbrechen; doch die Perle der Mohilen ermannte sich, denn Irrunkoval's Eisen vermochte ihr nicht den Löwen der Wüsten zu entreißen: wollte sie doch im Leben wie im Tod Demjenigen folgen, den ihr Herz sich auserwählt.

## 6.

Der Streich war von beiden Seiten gefallen, und in demselben Moment stürzten die Helden von ihren Rossen.

Moradevi stand wie eine Bildsäule, regungslos; die Lippen

zusammengepreßt, blickten ihre Augen starr und unverwandt nach dem Kampfplatze hin: blaß war ihr Antlitz, wie die Wafferlilie, wie der Herbstmond.

Der männlichen Brust Sadao's entrang sich der ewige Geist, und erhob sich zum Himmel Vishnu's, wo Krisna und Silsal wohnten, und wo seine Väter — die Gewaltigen — Selte sich erkämpft hatten durch ihre großherzigen kriegerischen Thaten, von denen die Jahrbücher des Hindus voll sind, wie die Scheibe von Honig, die die emsige Biene gesammelt.

Doch Irrunkoval lebte: Sadao's Sirohi wendete sich im Schwunge um, und traf ihn nur mit der Fläche, und der mächtige Hieb vermochte ihn nur zu betäuben; würde die Schneide jenes Schwertes, dessen Name »Bliß« war, ihn getroffen haben: wahrlich, Irrunkoval lebte nicht mehr!

Der Kampf war zu Ende, und Irrunkoval's Schwert hatte Moradevi zur Witwe gemacht. Jungfrau und Gattin, Witwe und Braut zugleich, wogte ein Meer von Gram in ihrem jugendlichen Herzen, aus welchem die Lust zum Leben und Alles, was an das Dasein fesselt, mit Sadao's Seele sich ihrem Leibe entrunken hatte.

Dennoch blieb sie Moradevi. Der Gram der Mohilen war wohl schwarz wie die Nacht, doch nicht feige: nicht durch die Perlen des Schmerzes gab dieser sich in jenem herrlichen Augenpaar kund, dessen Strahlen die heldenmüthigsten Jünglinge des Orients dem Tode kühn in's Auge zu blicken vermocht hatten; ihre Dual wohnte im Innersten ihres Herzens, und hatte sich tief in ihre Seele eingenistet.

Irrunkoval erhob sich, und wankenden Schrittes näherte er sich der edlen Jungfrau; auf seinem Antlitz dämmerten süße Gefühle der Liebe und der Hoffnung auf; ein innerer Kampf von Scham und Zagen, unter welchen ihm ganz fremdartigen Gefühlen sein Herz zu erliegen drohte, bemächtigte sich seiner.

Moradevi gab mit der Hand ein Zeichen, und Irrunkoval, der Erbe Mundore's, dessen Blick sonst Lob verhängte und Leben erteilte, blieb unbeweglich stehen, wie ein dem Tode Geweihter. Er legte sein treues Schwert, dessen Name »Kaiman« war, zu den Füßen der stolzen Jungfrau, die wie eine Gottheit vor ihm stand, auf den Lippen das vernichtende Wort, in den Augen unheilswangeres Verhängniß!

Schaudervoll war diese Scene; am Rande der weiten Wüste wirbelte jetzt der erwachende Sturm finstere Sandwolken empor, durch deren zerrissene Schleier zuckende, wilde Blitze wie Flammenströme schossen, und die weiten Flächen der Wüste erdröhnten zitternd von dem dumpfen Rollen des Donners.

Die beiden feindlichen Jüge standen in schrecklicher, erschütternder Ruhe einander gegenüber, nahe am Kampfplaz, der mit Todten und Röchelnden bedeckt war; ihre Lippen waren festgeschlossen, und die Worte bleiben von stummer banger Erwartung gefesselt.

## 7.

»Reicht mir ein Schwert!« rief Moradevi, und das Schwert wurde gebracht.

Moradevi warf einen stolzen Blick auf Irrunkoval; dieser Blick verkündigte Alles; Irrunkoval las sein Urtheil darin,

und sein Haupt sank auf die Brust. — Eine peinliche Stille trat ein. — Moradevi fuhr mit ihrem Finger über die Schneide des ihr hingereichten Schwertes, und mit ihrer Rechten erhob sie es hoch, während sie den linken Arm auf das Gesimse des Stuhles legte.

Sie schwang das Schwert, und wie ein Blitz fiel es nieder, und auf einen Hieb lag Moradevi's zarter Arm am Boden, und das hervorquellende Blut breitete einen Teppich unter ihm aus.

Ihre Züge blieben ruhig wie die des stillen Mondes, und erhaben wie die des Tagsgestirnes. Sie warf das Schwert bei Seite, und sich niederbeugend hob sie den Arm vom Boden auf und reichte ihn einem alten Krieger hin, der stumm und betäubt vor ihr stand. »Uddisng!» redete sie diesen mit hoher Ruhe an, und kein Zucken des Schmerzes war in ihren Zügen sichtbar, »nimm diesen Arm und trage ihn hin zu Kaningdeo, dem Vater des Löwen der Wüsten, des göttlichen Sabao, und erzähle ihm: wie Du seine Tochter gesehen!»

Hierauf verband sie den verstümmelten Arm und ließ das geheiligte Wasser des Ganges vor sich bringen, das die Devadhari's in goldenen Geschirren mit sich führten; sie goß davon auf die ihr geliebene Hand, und besprengte ihr Antlitz damit. Auf ihr Gebot wurde auf dem Kampfplatze, wo Sabao vom Pferde gestürzt war, ein Scheiterhaufen errichtet, worauf Sabao's Körper gelegt wurde, den Irrunkoval selbst dahin trug. Als Zeichen seiner tiefen Verehrung und Bewunderung legte er sein Schild und sein Schwert »Kaiman» auf die Brust des Todten.



Moradevi zündete eine Fackel an, und mit leisen Schritten wandte sie zum Scheiterhaufen hin. Männiglich schauderte sie zusammen, und Irunkfoval's männlicher Brust entrang sich längst verschlossene Schmerzenslaute.

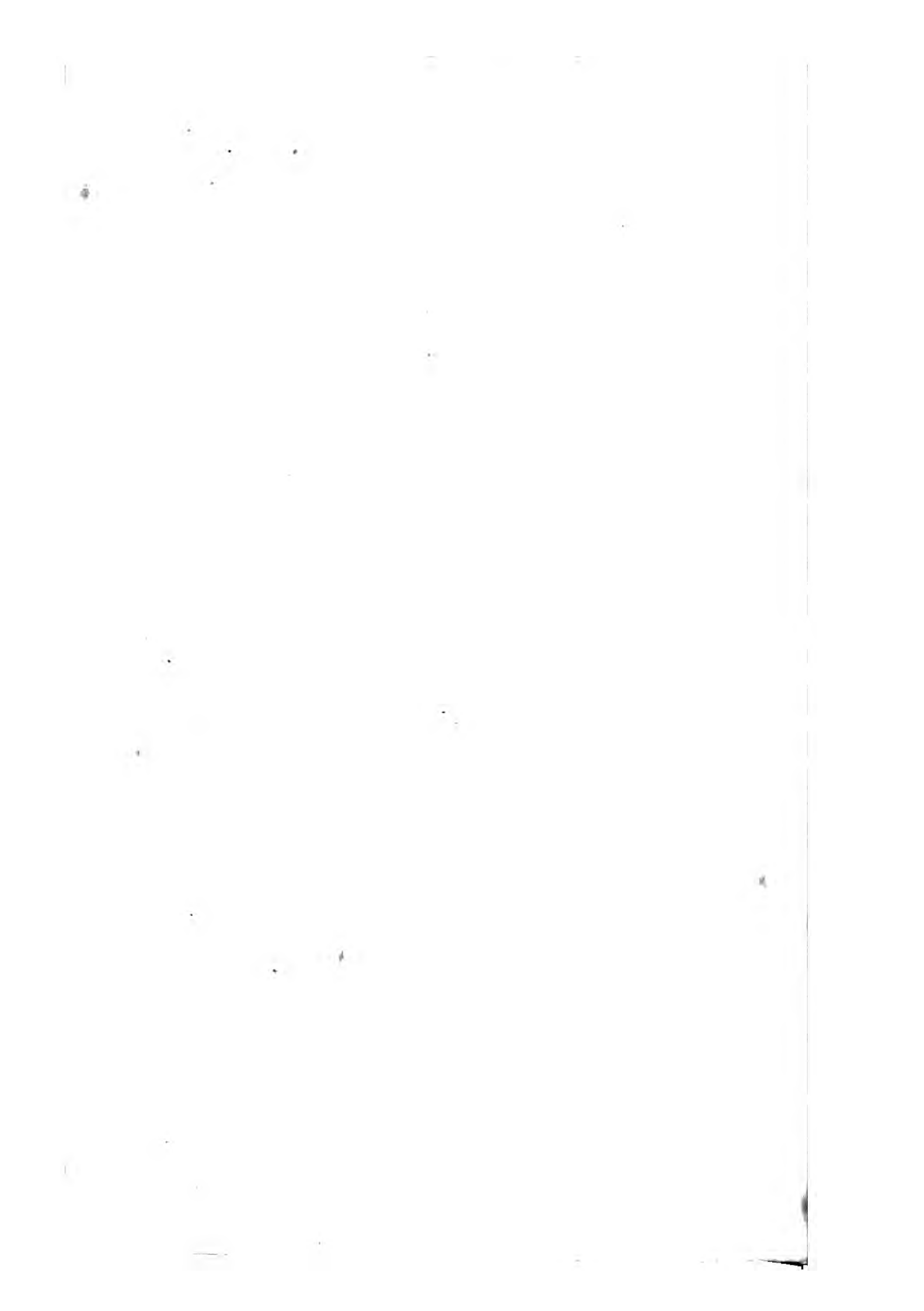
Moradevi blickte noch einmal im Kreise umher; sie befahl ihre Schätze unter beiden Gefolgen zu vertheilen; damit bestieg sie den Scheiterhaufen. Sie ließ sich neben ihrem Gatten nieder; mit dem ihr gebliebenen Arm theilte sie den leicht entzündlichen Stoffen des Scheiterhaufens die Flammen mit, und indem sie die Fackel von sich warf, umschlang sie den todtten Leib ihres Gatten und preßte ihn an das gebrochene Herz, und schmiegte sich fest an Sadao, und streckte die zarten Glieder aus, als hätte sie und ihren Sadao das bräutliche Lager umfassen. Die staunende Menge heftete stumm, starr und wie hingebannt tausend Augen auf Moradevi.

Die Flammen loderten hoch empor, und schlugen zusammen und knisterten durch die dürren Holzscheite. Sadao und Moradevi waren auf einen Moment im Feuerglanze noch sichtbar. Kein Laut, kein Seufzer entrang sich den Lippen der Heldenjungfrau, und das in der Ferne sich aufthürmende Gewitter bestätigte donnernd den feierlichen Bund.

Nach einigen Sekunden wirbelte der Hauch des nahenden Sturmes die Asche der zarten Glieder Moradevi's in leichten Staubringen empor, und einzog in den Himmel Vishnu's: die Perle der Mohilen.

**C l e g i e n .**





## I.

Dir, o Geliebtesten, leg' ich die süß entstandenen Blätter  
Mit glückathmendem Blick sanft in getreueste Hand.  
Liebe hauchte darin aus reichlich lebendigen Odem,  
Und zur Liebe zurück nehmen sie willig den Lauf.  
Hoch im Sonnengefülle verwandeln sich Nebel in Wolken,  
D'rauf mit labendem Duft fallen die Tropfen zur Erd'.  
Aber sie sehnen sich weg, und wieder verwandelt in Nebel,  
Dehnen sie schwelgend den Leib, wallend zum Himmel zurück.

## II.

Hin zu dem Ziele geleiten uns tausendfältige Pfade;  
Aber den Kranz sich verdient, wer ein Vollendetes gibt.  
Muthig umschlingt die Gefahr der Krieger mit kräftigen Armen,  
Jaget ihr blutend ab schimmernde Beute des Ruhms;  
Sorglos entblättert den Baum des eigenen Lebens der  
Staatsmann,  
Bis er im Lande gepflanzt schattige Palmen des Wohl's;  
Und was Weise geschöpft, tief sinnend, bei nächtlicher Lampe,  
Bricht als leuchtender Tag über die schlummernde Welt;  
Dichter entfalten ein Reich voll Wunder der Lebenden Menge,  
Doch ihr eigenes Reich finden sie selten dahier;  
Schätze sich sammelt indeß unsät der verwegene Schiffer:  
D'rauf nach heulendem Sturm ruht er auf purpurnem  
Bett'. —

Alle die Weg' und mehre noch, welche die Sterbenden wandeln,  
 Würd' ich, ein Schüler, gewiß schwankend betreten und  
 geh'n;  
 Lieben, und lieben allein, das kann ich, und liebe so durchaus,  
 Wahrlich auf dieser Bahn schmücket mich, Meister, der  
 Kranz.

### III.

Wie? Die Liebliche schläft? — Nur sachte die Thüre  
 geschlossen,

Daß die Angel nicht frech scheuche den Schlummer hinweg! —  
 Seitwärts sank auf den Arm ihr ziemlich gerundetes Köpfschen,  
 Sanft von gaukelnden Traums flüssigen Bildern umspült.  
 Aber gefällig entstrickt von sanft entbindender Ruhe,  
 Beugen die Glieder sich mild über den Divan herab.  
 Doch, was ruht in der Hand hier? Ei, beim Himmel, ein  
 Bild ist's!

Leis' entwind' ich es ihr, ängstlicher klopft die Brust.  
 So, nun hab' ich es. Wie? Belächelt das eigene Bild mich?  
 Seltsam, daß ich vergaß, Liebste besitze mein Bild.  
 Soll ich wecken das Kind? der Augen zärtliche Blümchen?  
 Aus durchsichtigem Schnee locken mit flammendem Kuß?  
 Nein, ich setze mich her, vertieft in holde Betrachtung,  
 Freue mich Geizigen gleich, hütend den köstlichen Schatz.  
 Soll ich wecken das Echo in roßiger Höhle des Mundes?  
 Ängstlich harret es dort auf den befreienden Ruf.

Soll ich dem Nacken entzieh'n die zarte Umarmung des Flores?

Selbst der duftige wird lastend für schwellenden Flaum.

Nein! ich verscheuchte ja sonst die Treue, den Frieden, die

Unschuld,

Die sich zum Lager gewählt Lippen und Busen und Stirn.

Zwar gebändiget ruht der Augen gesprächiger Zauber,

Und die Lippe verschließt Zweifel verbannendes Wort,

Auch der Bethuerung treu beistehenden Schelmengenossen,

Arm und kosende Hand schlummeren, reizend entschlafft;

Doch nicht weniger glaub' ich darum der schweigenden Liebsten,

Und mit der Liebe tritt brüderlich Schlummer in Bund.

Er entfesselt im Traum von Banden des Schlummers die

Lippen,

Und sie lispeln so sanft zärtliche Silben an mich,

So bestätigend mir die zarte, beglückende Meinung.

Aber wohl an, zum Blatt, eh' die Geliebte erwacht!

Jegliches, wie ich es sann und sprach, im seligen Herzen,

Schreib' ich nieder, sogleich, schiebe das Blättchen sodann

Sanft an die Stelle des Bildes. Wohl freut sich die heilige

Gabe,

Doch schon lächelt ihr Mund, eilig geschlossen das Blatt.

#### IV.

Dumpf hin grollet und zieht mir im Rücken ein finst'res

Gewitter,

Vor mir lachet der Mond freundlich der Ebene zu.

Neben der Liebsten in still behaglicher Enge des Wagens

Leb' ich einzig dem Jetzt, grolle nur, komme, was will!  
 Pfeilschnell nahet ein Hain und streckt gründuftige Hände  
 Auf zu dem lieblichen Haupt, welches mir lehnt an der  
 Brust;

Aber es reißet ihn fort in unbefriedigter Sehnsucht,  
 Selig genug, da er strich lispelnd die Wange vorbei.  
 Seitwärts rauschet es nun mit blinkend geschwägigen Wassern,  
 Und in die Räder stürzt schäumend ein eiliger Bach;  
 Einmal will er ihr Bild erfassen in's thränende Auge,  
 Gräbt sich düster sodann ein in die Schluchten des Thals.  
 Hastig streichen vorbei auch grämlich schweigende Berge;  
 And're vertreten den Pfad, krümmend die ebene Bahn,  
 Daß sie länger annoch genößen des roßigen Anblick's.  
 Selbst die Wolke, die erst finster erzürnete mir,  
 Dehnt den riesigen Leib hervor am sternigen Himmel,  
 Um zu erspähen des Aug's ladender helleres Blau,  
 Träufelt sodann herab balsamische Tropfen der Sehnsucht  
 Nach der Geliebten, und zieht froher und leuchtend zurück.  
 Aber die Liebenden rührt nicht Anderer Sehnen und Wollen;  
 Aug' in Auge versenkt, schöpfen wir trunken das Licht,  
 Das aus purpurnem Schacht aufquillt der liebenden Herzen.  
 Laute wenige nur, aber unendlichen Sinn's,  
 Flüstern einander wir zu mit zart begegnenden Lippen.  
 Roll', o Wagen, dahin, Berge hinauf und hinab!  
 Nichts, und schwölle heran selbst Lethe, hemme den Lauf dir!  
 Nie, daß sei du gewiß! endet so göttliche Lust.

Sterne, der liebevolle Mond, des Himmels schmachtende Waller,  
 Sandten vergebens herab zärtliche Blicke zu ihr,  
 Trauernd hüllen sie nun in duftige Schleier das Antlitz,  
 Und es neidet mir so Himmel und Erde das Glück.

**V.**

Sie.

Liebster, reiche mir her die lieblichen, zarten Cyanen!  
 Denn vor Allen zumeist lieb' ich bescheidenes Blau.

Ich.

Tauche sie immer noch mehr in die zierlich verschlungenen  
 Flechten,  
 Neben Dein Auge gestellt, kleidet sie schüchterner Sinn.

Sie.

Und dies Kettchen, woran Dein Haar in goldener Kapsel,  
 Halte mir nahe zur Brust immer das theuere Pfand.

Ich.

O, das Glückliche! Sieh, mit tausend biegsamen Schlingen  
 Spielt es um Nacken und Hals kofend und wiegend herum.

Sie.

Glücklicher dünkt mir der doch, dem ich gefällige Lippen,  
 Selbst nicht minder beglückt, reiche zum herzlichen Kuß.



Ich.

Traurig gewährte mein Bild im Spiegel die süße Berührung,  
Blickt voll sehnlischen Neid's nach dem Beglückten heraus.

Sie.

Tröstend nahet ihm schon das meine mit gleicher Gewährung,  
Und nun mögen wir selbst neiden der Bildnisse Glück.

Ich.

Preisend grüßen gewiß Dich heute die prüfenden Frauen,  
Trittst Du so zierlich geschmückt in den geschwägigen Kreis.

Sie.

Aber mich freuet ihr Lob nicht, sehulich und bange vermiss' ich  
Dein gefälliges Wort, Deinen erheiternden Blick.

Ich.

Loben der Haare Geflecht, des Kleides faltigen Anschluß,  
Loben der Finger Geschick, loben die sinnige Wahl.

Sie.

Doch mit lässigem Ohr vernehm' ich die schmeichelnden Reden,  
Sonst aus weiblichem Mund gerne von Frauen gehört.

Ich.

Einsam senk' ich indes das Herz in holde Gedanken,  
Wie das Hühnchen entzückt taucht in den bläulichen See.

Sie.

Aber mich necken gewiß die Alles bemerkenden Frauen,  
Wenn ich, auf Fragen zerstreut, schweige mit horchendem Blick.

Ich.

Lauschenden Ohres erharr' ich Dich schwebend in trunk'ner  
Erwartung,  
Hör' und höre Dich stets rauschen am Fenster vorbei.

Sie.

Länger trag' ich es nicht, ich knüpfe den zeitigen Abschied,  
Nings von Scherzen verfolgt, an das verspätete Nah'n.

Ich.

Liebste, noch fehlet das Band, den schwächtigen Leib zu  
umwinden,  
Wie man zierlich umschlingt Lilienblüten zum Strauß!

Sie.

Reiche mir jenes, worauf zart blühende Rosen gemalt sind,  
Das uns Beiden geliebt, mahnet an theuere Stund'.

Ich.

Ja, Du trugst es, als ich zuerst mit herzlichem Grusse  
Dir bei nächtlichem Fest hastig und säumend genaht.

Sie.

Plötzlich erschienst Du und sprachst: »Mairosen umflattern  
Dich, Holde,  
Störst Du das ewige Jahr? Nahet im Sommer der Lenz?»

Ich.

Und Du entgegnetest hold: »Die Rosen, sie blühen so gerne,  
Unbekümmert um Zeit, trifft sie ein liebender Blick.»

Sie.

Und uns trennete schnell andrängend die summende Menge,  
Die den Garten entlang wogte hinauf und hinab.

Ich.

Aber ich strebte hindurch, es leitete sich'res Gefühl mich,  
Und wir trafen uns bald, schwiegen und blickten uns an.

Sie.

Und wir standen umringt vom lauten Gedränge so sprachlos,  
Wie man ängstlich im Kahn ruht, vom Gewoge umrauscht.

Ich.

Farbige Lampen, so war mir's, kamen und schwebten vorüber,  
Und wir standen darauf in dem erleuchteten Saal.

Sie.

Säumend schloß ich mich an der Tanzenden zierlicher Reihe,  
Dich Nachschauenden traf immer gewendet der Blick.

Ich.

Wie den farbigen Kranz durchschlinget die Rose mit Anmuth,  
So auch zogest Du hold schwebende Paare hindurch.

Sie.

Aber ich endete bald, wir saßen und flüsterten leise,  
Worte, mehr nur gedacht, wurden zum langen Gespräch.

Ich.

Wie Du schiedest? Was ich zum Abschied sagte? Nach Hause  
Wie ich gekommen? Ich weiß, daß ich ein Seliger war.

Sie.

Seither bildet' ich mich an Deinen Augen so emsig,  
Übte die täuschende Kunst mit fröhlich spornender Lust.

Ich.

Aber ich lauschte beglückt, wenn rings Du gerühret die Hörer,  
Und mir flossen herab Thränen vor Schmerzen und Lust.

Sie.

Immer suchst' ich heraus aus tiefem Gedränge Dein Antlitz;  
Dein erheiteter Blick lohnte mir Mühen und Fleiß.

Ich.

Und wir brüteten viel dann über die herrlichen Bilder,  
Die in ein täuschendes Sein stellte Dein schönes Talent.

Sie.

So wie ruhig der Aar hängt schwelgend in bläulichen Lüften,  
Lebten wir selig im Glück über der niederen Welt.

Ich.

Glück erwecket den Neid! Dich Unbescholtene schmähete  
Böse Verleumdung und Haß, schwärzte Dein strahlendes Bild.

Sie.

Trübe Tage des Weh's, die ersten in unserer Liebe,  
Lehrten, es walte die Welt außer den Liebenden auch.

Ich.

Wie das Gebilde des Spiegels verschwindet, getroffen vom  
Anhauch,  
So verhüllte sich Liebe, so schmerzlich berührt.

Sie.

Aber ein Weniges nur, denn neuen und helleren Glanzes,  
Brechend das Dunkel hindurch, zeigte sich lächelnd das Bild.

Ich.

Liebste, die Stunde verstrich, sie folgte den eiligen Schwestern  
Gaukelnden Tanzes nach, rosig umgrenzend das Haupt.

Sie.

Ach! die kommenden nah'n mit gleicher Schöne geschmückt,  
Keine verlier' ich fürwahr aus der erlesenen Schar.

Ich.

Herrlich! So mögen sich nur die wartenden Frauen bescheiden;  
Löse das Kettchen ab, reiche mir Blumen und Hand!

Sie.

Wie die Sonne beschließt den Lauf in purpurner Klarheit,  
Uns so sinke der Tag heiter und nimmer gestört.

Georg Trepper.

---

## I m H e r b s t e.

---

**W**ir ahnet Schmerz,  
Denn vor des Winters Stürmen  
Erbebt mein Herz;  
Ja! vor des Winters Toben  
Wird mir so bang, so weh:  
Wie ich auch, Gutes hoffend,  
Empor zum Himmel seh'.

Ach fort, ach fort,  
Weht mit des Herbstes Blüten  
Mein Glück der Nord;  
Ja! mit des Herbstes Blumen  
Sinkt auch mein froher Sinn,  
Bergebens ring' ich immer,  
Dem Grame zu entflieh'n.

---

Es deckt der Schnee  
Mit einem Leichentuche  
Bald Thal und Höh';  
Ja! mit dem weißen Tuche  
Deck' ich voll Ahnungsweh'n  
Die rothgeweinten Augen,  
Die trüb', und trüber seh'n.

Kalt, todt und hart  
Ist bald im Winterschlaf  
Die Welt erstarrt,  
Ja! bald im Todesschlaf  
Erstarr'st mein Herz auch du,  
Und eine Hand voll Erde  
Deckt alle Schmerzen zu.

Karoline D.

---



# Gedichte

von

G. Cremond.

---

## Die Blumenritter.

Am niedern Gitterfenster  
Dort hinter'm Schilterhaus,  
Da nimmt man bei der Arbeit  
Ein zartes Köpfchen aus.

Man sieht's und man verliert es,  
So wie sich's hebt und senkt,  
Wenn's bei dem Spiel der Nadel  
An dies und jenes denkt.

Drei schmucke Ritter wandeln  
Hier sinnend oft vorbei,  
Und lugen nach dem Hause  
Und seiner Fensterreih'.

Sie spähen nach dem Schimmer  
 Von einem Augenpaar,  
 Das durch die Scheiben glänzet  
 So hell und wunderbar.

Und seh'n sie's leuchtend blinken,  
 So zieh'n sie froh nach Haus,  
 Und legen sich den Schimmer  
 Zu ihren Gunsten aus.

Doch plötzlich bleibt die Stelle  
 Am lieben Fenster leer,  
 Und durch des Glases Spiegel  
 Zeigt sich kein Köpfchen mehr.

Bald hören sie: die Holde  
 Hat das Gemach vertauscht;  
 Doch ach, ihr Blick vergebens  
 Nach allen Fenstern lauscht.

An einem aus der Reihe  
 Da weilt sie sicherlich,  
 Doch es herauszufinden  
 Müht jeder fruchtlos sich.

So kam nach Winters Stürmen  
 Des Frühlings lindes Weh'n,  
 Und ließ die ersten Blumen  
 Aus langem Schlaf ersteh'n.

Und sieh' — an jener Reihe  
 Von Fenstern, links am Thor,  
 Glänzt eines hell und lieblich,  
 Voll zartem Blütenflor.

Drei Blumen sieht man prangen  
 Im ersten Lenzesgrün,  
 Mit deutungsvollen Farben  
 An jenem Fenster blüh'n.

Da schwinde jeder Zweifel  
 Den lusterfüllten Drei'n:  
 Dort hinter'm dunklen Rahmen  
 Muß auch das Köpfschen sein.

Und Jeder hat im Stillen  
 Sich eine Blum' erwählt,  
 Und knüpft an ihre Farben  
 Den Wunsch, der ihn besetzt.

Der Eine wählt die blaue,  
 (Weil Sie das Blaue liebt,)
   
Das blasse Roth am Zweiten
   
Die Macht der Liebe übt.

Den Dritten lockt bescheiden
   
Das zarte Blättergrün,
   
Er will aus seinem Dunkel
   
Der Hoffnung Blum' erzieh'n.

Doch — wer von allen Dreien
   
Die rechte Blum' erkor,
   
Das weiß allein das Köpfchen
   
Dort hinter'm Blütenflor.

### D i e T h r ä n e.

In gleichem Zeichen seh'n wir Lust und Schmerz sich einen:  
 Der Wonne jauchzend Kind, des Grames Sohn — sie weinen.

### H i m m e l u n d L e b e n.

Nur aus dem Himmel quillt dem Leben verklärende Weihe,  
 Doch nur dem Leben entblüht leuchtend der Himmel in Dir.

## Der Sarnfer.

Alte krainerische Sage von Leopold Kordesch.

---

Des stolzen Schlosses Fenster  
Im Abendroth erglüh'n,  
Und viele Ritter mit Frauen  
In Haft ge'n Maichau zieh'n.

Des Thürmers Horngeschmetter  
So lustig schallt in's Thal,  
Und immer die Gäste wachsen  
Im weiten Ahnensaal.

Vom Lärm der frohen Knappen  
Der Schloßhof rings ertönt;  
Die störrigsten der Zänker  
Der Lumpen schnell versöhnt.

Der Burgherr auf den Söller  
Mit mehren Frauen tritt,  
Und auf das Hofgewimmel  
Mit heit'rer Miene sieht.

---

Die Eine doch der Damen,  
 Die schönste wohl im Kreis,  
 Sich in des Schlosses Jubel  
 Nicht recht zu finden weiß.

In Sammt und schwerer Seide  
 Steht bräutlich sie geschmückt,  
 Und Alle aus der Versammlung  
 Ihr holder Reiz entzückt.

Sie aber sieht so bangend  
 Dem Strahl des Tages nach;  
 In ihres Herzens Tiefsten  
 Da wird so Vieles wach! —

Denn schon ist da die Stunde,  
 Wo sie vor dem Altar  
 Abschwören soll auf immer,  
 Was ihr so theuer war.

Wie sie auch kämpft und ringet,  
 Und betend aufwärts blickt,  
 Doch stets der wache Gedanke  
 Zum fernem Geliebten fliegt.

Sie suchte vergebens zu wenden  
Des Vaters harten Sinn,  
Muß folgen dem Ritter zur Trauung,  
Sei auch ihr Glück dahin.

Und schon die Glocke ertönet,  
Das Kirchlein strahlt im Licht;  
Es ordnet sich der Brautzug,  
Der Braut das Herz schier bricht.

Und, eine lange Zeile,  
Der Zug zum Kirchlein wallt,  
Und dumpf in dem weiten Hofraum  
Der Ritter Fußtritt hallt.

Sie ziehen ein zur Pforte,  
Sie stellen sich zum Altar;  
Der Priester spricht den Segen,  
Verbunden ist das Paar. —

Millionen Sterne glänzen,  
Der Mond so freundlich schaut,  
Und spiegelt sich in den Thränen  
Der neuvermählten Braut.

Da steht an der Zisterne  
 Ein Jüngling, marmorbleich,  
 Und starrt dem Zug entgegen,  
 Mehr einer Statue gleich.

An einer Harfe lehnt er,  
 Die Hand an's Herz gepreßt;  
 Wild flattern seine Locken,  
 Im Winde aufgelöst.

Als er die Braut erschauet,  
 Ihr Auge so thränenvoll,  
 Da schwindet all' seine Rache,  
 Da schwindet all' sein Groll.

»O Elisabeth, meine Elisabeth!«  
 Ruft er zu ihr gewandt,  
 »So muß ich Dich dennoch sehen  
 An eines Andern Hand?»

»In schlimmer Absicht zog ich  
 Bei Maichau's Burgthor ein;  
 Doch diese Thränenperle  
 Wäscht aller Schuld Dich rein!



»Sieh hier die treue Harfe,  
Nicht brauch' ich sie ja mehr;  
Ich bringe sie Dir zum Brautschaf  
Aus weiter Ferne her.

»Doch sollte der Harfner fehlen  
Beim fröhlichen Banket,  
So mög's Euch nicht beirren,  
Er ist schon früh zu Bett.« —

Und schnell auf den Brunnen springt er,  
Die Gäste erstarrend steh'n —  
Und stürzt in die Tiefe hinunter —  
Es war um ihn gescheh'n.

Ein Schrei des Schrecks und Schmerzes  
Den weiten Hof durchdringt,  
Und todt in des Bräut'gams Arme  
Das schöne Bräutchen sinkt.

Die Sage aber berichtet,  
Daß jährlich in dieser Nacht  
Der stille, bleiche Harfner  
Am Brunn die Kunde macht.

---

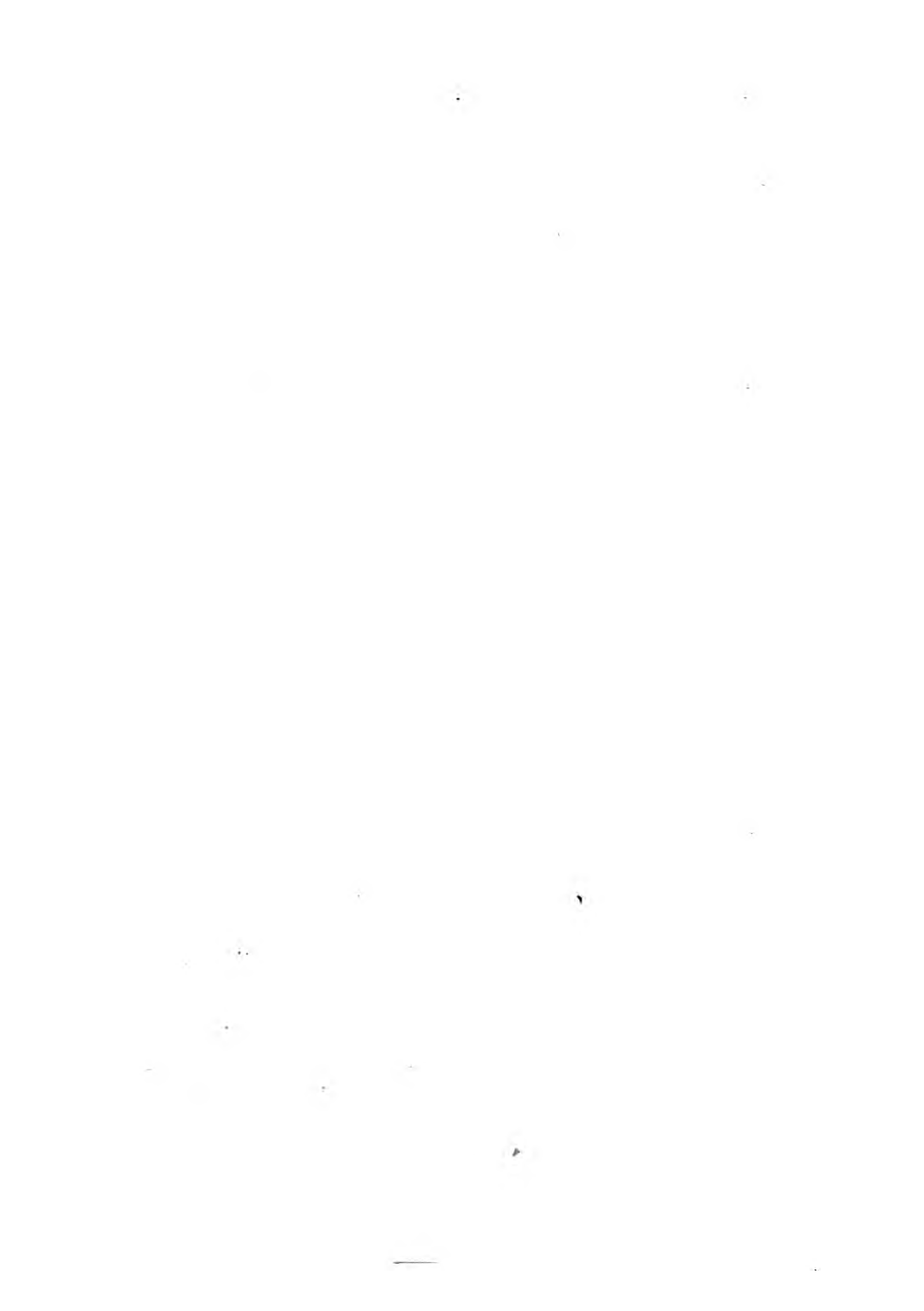
**S e l e n a   B r i n y i .**

V o n

**J o h a n n   G r a f e n   M a i l a t h .**

(1643 — 1703.)

---



**W**enn bei einer Nation die Leidenschaft im Erwachen, wenn in mehr als hundertjährigen Zerwürfnissen Bürger gegen Bürger sich waffnet, ihr Kampf das Vaterland zerfleischt, ein fremder Herrscher die Wirren benützt, nährt, und seine Waffen der gesetzmäßigen Macht entgegenstellt, treten große Charaktere sichtbar heraus, große Thaten geschehen, aber selten trifft das Auge einen reinen Menschen, den das ihn durchströmende, vielleicht auch von ihm selbst vergossene Blut nicht befleckt, der aus den Flammen, die ihn umlobern, gereint hervorgeht wie der Asbest. Eine solche Gestalt erscheint am Ende des XVII. Jahrhunderts in einer der traurigsten Perioden der ungarischen Geschichte; es ist Helena Zrinyi, die ruhmwürdigste und unglücklichste Frau ihrer Zeit. Wie verbrecherisch auch die Bewegungen ihres Gatten gewesen, Lob und Bewunderung verdient sie, die durch jeden Wechsel des Schicksals wandellos treu jede Lebensfreude opferte, und als sich Alles von seinem sinkenden Glückstern wendete, allein für ihn im Kampfe stand.

Graf Peter Zrinyi und Katharina Frangepan hatten drei Kinder, Balthasar, Aurora Veronika und Helena. Aurora Veronika starb in der Kindheit; Helena wurde 1640 geboren; aus ihrer Kinderzeit ist nichts bekannt. Im Jahr 1665 war ihr Vater in den Trentschiner Bädern; dort hatte sich auch der Palatin Wesselényi, Rakoczi, Nadasdi und Frangepan zusammengefunden.

Hier entspann sich jene Verschwörung, welche Ungarn in große Bedrängniß, und drei der Genannten unter das Schwert des Nachrichters brachte. Vorbedeutend für Helena's künftiges Loos war es, daß sie unter den Sorgen der Verschwörung dem Fürsten Rakoczi verlobt wurde. Mit aller damals ersinnlichen Pracht wurde die Vermählung im nächsten Jahr vollzogen. Ruhig und unbemerkt verlebte nun Helena einige Jahre; es mögen ihre glücklichsten gewesen sein. In dieser Zeit gebar sie eine Tochter und zwei Söhne; einer der beiden Söhne starb frühzeitig, von den beiden andern Kindern wird später die Rede sein. Nach der Sitte jener Zeit stand Helenens Schwiegermutter, die verwitwete Herzogin Sophie, eine geborne Batori, dem Hause vor; eine strenge, standhafte, dem kaiserlichen Hofe ergebene und vom Kaiser Leopold geehrte Frau. Ihre Wohnung war das feste Schloß Munkács; kurze Zeit vor der Vermählung hatte sie ihrem Sohne die Verwaltung der Besitzthümer überlassen, aber noch immer hatte sie solchen Einfluß auf ihn, »daß,« wie Kornelius sagt, »er aus Verehrung für seine Mutter that, was er der Liebe und der Tugend wegen hätte thun sollen.« Die Herzogin Witwe ahnte des Sohnes Theilnahme an der Verschwörung, und zeichnete im vorhinein sich ihre Bahn aus. Zu derselben Zeit, als Peter Brinyi, Frangepan und Tattenbach mitten in ihren Vorbereitungen gefangen wurden, brach Rakoczi los; unter dem Vorwand einer Unterhaltung lockte er den Befehlshaber von Tokai, Starhemberg, zu sich, und behielt ihn als Gefangenen; er hoffte somit Tokai leicht in seine Gewalt zu bekommen, aber der mannhafte

Widerstand der Besatzung vereitelte seine Erwartung. Rakoczi, dem ein schneller, vielverheißender Sieg nöthig war, wendete sich von Tokai nach Munkács, unter dem Vorwand, seine Mutter zu besuchen, aber Sophie verschloß ihm die Thore; mit einem Rebellen verkehre sie nicht, so sagte sie. Rakoczi wandte sich neuerdings gegen Tokai; da ereilte ihn die Nachricht, Zrinyi, Frangepan und Tattenbach seien in Haft; Rakoczi begriff, daß er allein den kaiserlichen Waffen nicht widerstehen könne, er bat also die Mutter, sich am kaiserlichen Hof für ihn zu verwenden; Sophie bediente sich hiezu eines Jesuiten, der an ihrem Hofe lebte, wahrscheinlich Peter Kis, den sie später zum Vollstrecker ihres Testamentes ernannte. Die Herzogin Witwe stand in solcher Gunst bei Kaiser Leopold, daß er, der selbst auf des Papstes Fürsprache Zrinyi und Frangepan nicht begnadigt hatte, Rakoczi nicht einmal festsetzen ließ. Rakoczi war dadurch wirklich gerührt, und bot Alles auf, um die Bewegungen auf seinen Gütern zu stillen; aber bald entriß ihn der Tod den Seinen und den wieder ausbrechenden Unruhen (1672).

Helena mit ihren beiden Kindern zog sich nun zur Schwiegermutter nach Munkács, welches man damals als den Schlüssel der umliegenden Berggegend betrachtete; natürlich war es also, daß sich die streitenden Parteien nach dem Besitz des Schlosses sehnten, denn der Parteigeist lebte fort, ob auch die Häupter gefallen. Die Partei stützte sich jetzt auf Apafi, den Großfürsten von Siebenbürgen. Einer seiner Günstlinge, Teleki, erschien vor Munkács und forderte das Schloß zur Übergabe

auf; aber die Herzogin, im Vorhinein gerüstet, schlug den Sturm ab. Niklas Forgach, Paul Wesselényi und Franz Ispán berannten Munkács ebenfalls, aber ohne gehörige Umsicht und Vorsicht. Ihre Scharen plünderten in der Umgegend, die Herzogin benutzte dies, brach aus und versprengte sie. Nicht lange nachher erschien vor Munkács Emerich Tököli, ein Mann, sowohl durch persönliche Eigenschaften als romantische Schicksale bemerkenswerth. In jeder Waffenkunst geübt, je nach den Umständen sanft oder tollkühn, groß und schlank, thatkräftig, geist- und kenntnißreich, der ungarischen, lateinischen, deutschen und türkischen Sprache gleich mächtig, im Haß gegen den kaiserlichen Hof von Kindheit an erzogen. In seinem fünfzehnten Jahre war er mit seinem Vater, Stephan Tököli, in einem Schloß von den Kaiserlichen umlagert; als es nicht mehr zu erhalten war, rettete sich Emerich in Weiberkleidern nach Siebenbürgen; dort zu hohen Ehren gestiegen, fühlte er sich nun kräftig genug, Ungarn dem Hause Oesterreich zu entreißen. In Folge dieser Unternehmung war Tököli, wie schon gesagt, vor Munkács erschienen (1678). Die Fürstin sandte ihm einen Theil der Besatzung entgegen, unter der Leitung Balthasar Trinyi's, Helena's schon erwähntem Bruder. Nach hartnäckigem Kampf flohen die Kriegsleute der Herzogin; Balthasar wurde gefangen. Als Tököli sein Lager unter den Mauern von Munkács ausbreitete, träumte Helena wohl nicht, daß ihr Loos mit dem seinen verbunden sei, und doch war von diesem Augenblicke an Weider Geschick unauflösbar an einander gekettet. Tököli, statt Munkács zu belagern, beehrte von der Herzogin

Helena zur Frau; die Antwort war: ohne des Hofes Zustimmung könne über Helena's Hand nicht verfügt werden. Tököli kehrte nach Siebenbürgen zurück. Wie Balthasar Brinyi der Gefangenschaft losgeworden, ist unbestimmt; nach Einigen löste er sich mit schwerem Gelde aus, glaubwürdiger jedoch ist die Versicherung Anderer, daß ihn Tököli frei entlassen und als Brautwerber zu Helena gesendet habe.

Sophie Bátori berichtete dem Hof Tököli's Antrag und rieth darauf einzugehen; denn, sagte sie, Tököli wird dann wahrscheinlich von allen feindlichen Begegnungen abstehen. Auch der Bischof von Siebenbürgen, Andreas Sebestyén, der abgesendet war, um mit Tököli zu unterhandeln, und der ihn zu Kapivár in Mitte des größten Glückes traf, als eben ein Bote des Sultans mit sehr schmeichelhaftem Gruß anlangte, bestätigte, daß Tököli bereit sei, jeder Feindseligkeit gänzlich zu entsagen, wenn er die Besizthümer seines Vaters zurückerlangen und ihm die Vermählung mit Helena gestattet würde. Der kaiserliche Hof nahm dies in ernste Erwägung. Gegen die Zustimmung sprach: daß hierdurch Tököli's Macht vermehrt werde, die Besorgniß, daß Tököli's Versöhnbarkeit nur Verstellung sei; es war zu hoffen, daß die Angelegenheit durch unentscheidende Antworten könne hingehalten werden; zudem war Tököli Protestant, Helena katholisch. Für die Zustimmung: Tököli's freiwilliges Versprechen, daß er fortan ruhig bleiben, die Wahrscheinlichkeit, daß er sein Versprechen halten werde, da ihm das Kriegsglück kaum größere Glücksgüter bieten könnte, als er durch diese Heirath ohne Mühe gewänne; endlich



die Hoffnung, daß diese Heirath ihn auf immer den Malcontenten entfremden würde; in dieser letztern Ansicht wurde der Hof noch durch folgendes Ereigniß bestärkt: Tököli war mit Teleki's Tochter, der jungen Witwe Niklas Apafi's, verlobt; sie hatten bereits Ringe gewechselt; als aber Tököli um Helena warb, sandte er der schönen Witwe Apafi den Ring zurück; ihr Vater Teleki zürnte über die Maßen. Bethlen, glaubwürdig als gleichzeitiger Schriftsteller und Augenzeuge, sagt Folgendes: »Die Häupter der ungarischen Scharen, die sich nach Siebenbürgen geflüchtet, boten Alles auf, um Tököli mit Teleki zu versöhnen; Teleki, Franz Récsei und ich mit den Szecklern zogen gegen Somlyó, und es schien auch eine Versöhnung unter ihnen eingetreten zu sein; aber nie habe ich eine so unangenehme, durch wechselseitiges Mißtrauen verdüsterte Gasterei gesehen.»

Die kaiserlichen Ráthe hofften also nicht ohne Grund, durch diese Heirath Tököli auf immer von den Rebellen losreißen zu können, und so wurde beschlossen, die Verbindung zu bewilligen. Baron Saponara, ein geistreicher, gebildeter, geselliger, aufgeweckter Mann, mit Tököli noch vor der Zeit bekannt, als er zu Szathmar gewesen, wurde 1682 abgeschickt, um Tököli die Bewilligung zur Vermählung zu überbringen und durch seine Persönlichkeit die Gemüther zu gewinnen.

Als Saponara zu Tököli gekommen war, versicherte er ihm, der kaiserliche Hof habe ganz andere Gesinnungen, als die Malcontenten ihm zuschreiben. Des Hofes einziges Streben sei, dem Reiche Ruhe und Frieden zu verschaffen, der Hof sei bereit, jeden ihrer billigen Wünsche zu erfüllen. Er setzte

hinzu: »Für Bestätigung, daß meine Worte keine eitle Rede sind, bringe ich hier die Bewilligung dessen, was Du am heißesten wünschest.« Als nun Tököli fragte, was dies wäre, eröffnete ihm Saponara, der Kaiser willige in seine Vermählung mit Helenen, wenn er seine Scharen entlassen, dem Landtag gehorchen und die Türken dahin vermögen wollte, daß sie den Waffenstillstand wieder auf 20 Jahre erneuern. »Hieraus kannst Du sehen,« schloß Saponara, »wie hoch Dich der Kaiser hält, da er in einer so wichtigen Angelegenheit sich vorzugsweise Deiner bedienen will.« Tököli war wirklich gerührt, bekannte seinen Fehltritt und versprach alsobald nach Ofen zu reisen, und durch den dortigen Pascha die Verlängerung des Waffenstillstandes auszumitteln.

Tököli vermählte sich alsobald mit Helena und wurde dadurch Herr der Beste Munkács.

In diese Zeit fällt ein Ereigniß, durch welches Helena nicht wenig überrascht wurde. Helenens Bruder, Balthasar, lebte zu Wien am kaiserlichen Hofe; in Siebenbürgen jedoch erschien ein Mann, der sich Graf Trinyi nannte; er war aus der Wallachei gekommen, dort hatte man ihn als Grafen Trinyi behandelt, in Siebenbürgen erwies man ihm viel Ehre. Ein alter Edelmann an der wallachischen Grenze nahm ihn auf in sein Haus und unterstützte ihn reichlich, damit er in Siebenbürgen dem Ansehen seiner Familie gemäß auftreten könne. Der Fürst von Siebenbürgen, Apafi, war in nicht geringer Verlegenheit; er wollte sich nicht voreilig entscheiden, er sandte Boten zu Helenen, den Ankömmling aber ließ er bis

Fogarasß gelangen, obgleich er ihm nicht ganz unverdächtig schien. Der Abenteurer war vermessen genug, sich an den Hof zu begeben, aber hier fiel ihm die Larve ab; der wirkliche Graf Brinyi war älter, der deutschen und ungarischen Sprache kundig: dem Abenteurer waren sie fremd; der Bote, durch Helenen abgefertigt, kam auch zurück; Helena schrieb, ihr Bruder sei zu Wien am kaiserlichen Hof; der Edelmann, der so viel Geld auf den Abenteurer vergeudet, ließ scham- und zorn erfüllt ihn in Ketten legen; jetzt bekannte er die Wahrheit.

Er hieß Graf Glavics aus Dalmatien und war ein Unterthan der Republik Venedig. Einer seiner Verwandten, der in Constantinopel wichtige Geschäfte hatte, nahm ihn, den vierzehnjährigen, mit; das Geschäft verzögerte sich durch vier Jahre. Während dieser Zeit starb der Alte, der Jüngling stand allein in der ungeheuern Stadt, er kannte Niemanden als ein paar Pascha's, mit denen sein Verwandter Verkehr gehabt hatte. Einer derselben erbarmte sich des Verlassenen, nahm ihn zu sich und ernährte ihn beinahe ein Jahr hindurch; in dieser Zeit aber gerieth der Jüngling in ein Liebesverhältniß mit einer der Frauen des Pascha's, und mußte, um mit ihr zusammen zu kommen, eine Gartenmauer überklettern; dies entdeckte der Pascha. Dem Tode zu entgehen, entfloh der Jüngling; er schloß sich einigen Kaufleuten an, und kam nach Belgrad; dort erfuhr er, daß ihm nachgespürt werde, er begleitete also die Kaufleute weiter bis in die Wallachei; dort nahm ihn ein wallachischer Edelmann als des Grafen Brinyi Sohn auf und beherbergte ihn einige Tage; da kam aber von

der hohen Pforte ein Befehl an den Fürsten der Wallachei, sich eines gewissen Fremden zu bemächtigen und nach Constantinopel einzuliefern; der Edelmann erkannte in der Person-Beschreibung seinen Gast, verständigte ihn über die Gefahr, und gab ihm Mittel an die Hand, nach Siebenbürgen zu entfliehen. Diese abenteuerliche Erzählung gewann Glauben in Siebenbürgen, und derselbe Edelmann, der den falschen Zrinyi hatte gefangen setzen lassen, sandte nach Dalmatien, um die Wahrheit zu erforschen, ob die Erzählung wahr gewesen; was mit dem sogenannten Grafen Glavics geschehen, ist unbekannt.

Wenn ein falscher Zrinyi den Hof von Siebenbürgen in Bewegung bringen konnte, um wie viel mehr mußte dies der wirkliche thun. Balthasar war nach Munkács gekommen, seine Schwester zu besuchen, und verweilte bei ihr ungefähr einen Monat. Helena fand die einfache Reiseart ihres Bruders dem Glanz ihres Hauses nicht angemessen (er war nur mit einem Wagen und geringer Begleitung gekommen), sie stattete ihn also reich aus, wie sie es seiner und ihrer würdig erachtete. Aber Balthasar war kaum eine Tagesweite gegen Wien zurück gereist, als er von einem Haufen Gewaffneter überfallen, geplündert und gefangen wurde. Es waren streifende Rebellen-Haufen. Die raubende Schar berathschlagte auch, ob sie ihn nicht tödten sollte; endlich siegte bei ihnen die Verehrung für den Namen Zrinyi; sie brachten ihn nach Siebenbürgen, wo ihn der Großfürst nach Würden aufnahm.

Zrinyi war über das Maß groß, dergestalt, daß er sich bücken mußte, um mit Andern zu reden, geistreich und seine

Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe wurde auch von seinen Feinden anerkannt. In Siebenbürgen bot man Alles auf, ihn vom Kaiser abzuwenden; aber weder die Verehrung, die man ihm bezeugte, noch das Andenken an seinen Vater, dessen unglückliches Ende man ihm stets in's Gedächtniß rief, vermochten seine Treue zu erschüttern. Nur dem Geschäftsträger des französischen Hofes, Abbé Reverut, erklärte er, daß er zwar entschlossen sei, die Treue gegen den Kaiser nie zu verlegen, noch auch sich mit den Empörern zu vereinigen; sollte man ihm jedoch die Oberstenstelle, um die er gebeten, nicht bewilligen, würde er beim König von Frankreich Dienste suchen. Mit stattlichem, vom Großherzog angeordneten Gefolge kehrte Balthasar nach Munkács zurück.

Nachdem die gleichzeitigen Schriftsteller, welche der Empörung günstig gestimmt sind, Brinyi's Treue einstimmig bezeugen, und deshalb gegen ihn Klage führen, ist der Thatbestand außer Zweifel.

Tököli führte die Geschäfte seiner Frau und Stiefkinder mit Thätigkeit und Umsicht. Aus jener Zeit ist uns ein merkwürdiges Beispiel geblieben, wie sehr sich damals der Hof Tököli günstig bewies; die Jesuiten von Kaschau hatten der alten Fürstin Rakoczi eine bedeutende Summe Geldes geliehen, eben so das Pázmaneum. Die Zinsen waren lange schon rückständig; nun kündigten die Jesuiten Helenen das Kapital, und erwirkten einen königlichen Befehl zur Einkassirung desselben. Tököli antwortete, daß ihm seine Verhältnisse nicht gestatten, jetzt eine größere Summe zu zahlen; in Kriegszeiten aber könne

nach dem Gesetz kein Prozeß geführt werden, sie möchten also geduldig abwarten, bis das Land in Ruhe käme; sollten sie fortfahren, ihn zu beunruhigen, so sollten sie sich erinnern, daß er viele Mittel besitze, sie dies bereuen zu machen. In dieser schwankenden Lage wendeten sich die Jesuiten an den Hof, und baten den Kaiser, er möchte den Lauf des Rechts nicht aufhalten, und die Gültigkeit des ihnen verliehenen Befehles verlängern. Kaiser Leopold nahm die Angelegenheit in sorgliche Berathung: er vernahm den Primas, den Kanzler und andere Große; diese riethen dem Monarchen, das Ganze auf friedlichem Wege auszugleichen, denn Tököli werde nur durch die Liebe zu seiner Frau von unruhigen Bewegungen zurückgehalten, es sei Hoffnung, daß dies immer so bleiben werde; sollten aber Helenens Güter für die Jesuiten in Beschlag genommen werden, so seien neue Unruhen zu befürchten; am zweckdienlichsten dürfte es also sein, den Einkassirungs-Befehl, welcher den Jesuiten ertheilt worden, zurück zu nehmen, für die Entrichtung der Zinsen eine Frist von drei Wochen anzuberaumen, die Rückzahlung des Kapitals aber auf bessere Zeiten zu verschieben. Der Kaiser genehmigte dies Alles; bevor aber zur Ausführung geschritten werden konnte, war Tököli neuerdings in Bewegungen hineingerissen, die nur mit seinem gänzlichen Untergange endigten.

Es ist glaubwürdig, daß Tököli's wiederholte Erklärung, er wolle allen Umtrieben entsagen, wenn er Helena zur Frau bekäme, aufrichtig gemeint war, aber die vorhergehende Theilnahme an den Unruhen des Landes hatten ihn in solche

Verhältnisse zu den Parteihäuptern gebracht, daß er sich nicht mehr loswickeln konnte, daß er wider Willen in den Strudel der Empörung neuerdings hineingerissen wurde. Michael Eserci, ein gleichzeitiger Geschichtschreiber, dem Hof nicht günstig, folglich glaubwürdig, wenn er gegen die Rebellen spricht, sagt, nachdem er die obenangeführte Entscheidung des Hofes erzählt hat, Folgendes: »Lököli seiner Seits wollte ruhig bleiben, aber seine Kapitäne, die sich aus der Armuth durch das Glück der Waffen aufgeschwungen, hielten ihn ab, denn wenn Lököli die Empörung aufgegeben hätte, würden sie nicht weiter haben rauben können; sie sagten, er möchte den Versicherungen des Kaisers nicht trauen, sondern das Angefangene mit Gottes Hilfe fortsetzen. In Kurzem würden nicht dreizehn Komitate, sondern ganz Ungarn ihm gehören.»

Lököli konnte dem Drängen seiner Umgebung nicht widerstehen, und bevor die schon erwähnte Entscheidung des Hofes zur Ausführung kommen konnte, waren die Feindseligkeiten ausgebrochen.

Lököli belagerte und eroberte Kaschau, wozu Helena aus Munkács thatkräftig mitwirkte. Es liegt außer den Grenzen dieses Aufsazes, Lököli's anfängliches Glück und späteren Sturz ausführlich darzustellen; Szathmar, Leutsau, Füleß fielen in seine Hände, und als er mit Kara Mustapha unter den Mauern von Wien stand, konnte er sich der Erfüllung seiner Wünsche nahe dünken. Die Ungeschicklichkeit des türkischen Heerführers vor und während der Belagerung retteten Wien, und mit dem Halbmond erbleichte auch Lököli's Gestirn. Die Städte, die

er inne hatte, kamen nach und nach wieder an den Kaiser zurück, und als die Türken verblendet, und gegen ihren eigenen Vortheil, Tököli in Ketten legten, ergaben sich Speries und Kaschau dem Kaiser, und Caprara, der Kaschau erobert hatte, rüstete sich, Munkács, Tököli's Hauptsiß, zu belagern.

Munkács, auch jetzt noch eine starke Festung, galt zu Helenens Zeiten für uneinnehmbar. Die Stadt, von Moräften umgeben, war durch starke Mauern geschützt; inmitten der Stadt, auf einem steilen Felsen, erhob sich das Schloß, drei Reihen Schanzen, von einander durch tiefe Gräben getrennt, bildeten gleichsam eine dreifache Beste. Nur ein Thor führte in die Beste, der Pfad war schmal, steil, in Felsen gehauen. Für Unterkunft der Besatzung, Lebensmittel und Aufbewahrung derselben war reich gesorgt. Nicht ohne Grund glaubte also Tököli die Seinen hier am sichersten. Die Besatzung war zahlreich aus seinen Getreuesten gebildet, Helena führte den Oberbefehl.

Caprara erschien 1685 an den Mauern der Stadt, und forderte sie zur Übergabe auf. Er schrieb ihr, sie möchte das Mißgeschick ihres Mannes zum Zeichen der Strafe nehmen, die Gott über die Empörer verhängt. Helena antwortete: von ihres Mannes Gefangenschaft sei nichts Gewisses bekannt, man müsse das Kommando abwarten; was im Augenblick Unglück scheint, sei oft die Quelle großen Glückes; sie hoffe also, daß auch ihres Mannes Bedrängniß eine günstige Wendung nehmen werde. Sie wisse nicht, worauf sich das Gerücht gründe, daß er gefangen nach Constantinopel gebracht worden sei, da seine



Briefe im Gegentheile versichern, daß man ihm alle Ehre erweise. Über die Friedensanträge, welche die Türken dem Kaiser gestellt, und deren Caprara erwähnte, könne sie sich nicht äußern. Lökökt sei bei der Pforte und werde für sie und ihre Kinder sorgen. Sie hoffe, der Kaiser werde unter diesen Umständen seine Waffen nicht gegen eine Frau und Waisen kehren, die, unfähig, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen, nur in ihrer Unschuld und des Kaisers Großherzigkeit Schutz finden könne. Sie bitte Caprara, Feindseligkeiten zu unterlassen, die weder ihm noch dem Kaiser zu erhöhtem Ruhm gereichen könnten. Endlich schließt sie: »Es möge mir nicht übel gedeutet werden, daß weder der Verlust von Batak und der andern Besten, noch die Furcht vor den Drangsalen des Krieges nicht vermögend sei, mich abzuhalten, für Mann und Kinder Alles zu unternehmen, was zu thun möglich, und zu thun heilige Pflicht.« Caprara umlagerte die Stadt, ließ unter Trommeln und Trompetenschall die Herzogin und ihre Anhänger als Rebellen ausrufen, worauf sechzig Mann der Munkácser Besatzung zu dem Kaiser übergingen.

Caraffa rieth die Stadt zu blockiren und auszuhungern, denn nur so schien ihm die Eroberung möglich; abweichend von dieser Ansicht begann Caprara eine ernste Belagerung, er beschloß die Stadt heftig. Eine Bombe fiel in Helenens Speisesaal, eben als sie zu Tische saß; die persönliche Gefahr schreckte die fürstliche Frau nicht; mitten im größten Waffengegetümmel war sie immer zugegen, ihr Geist, ihre Entschlossenheit begeisterte die Krieger. Gewarnt durch das Beispiel der sechzig

Flüchtlinge, vertraute sie die Thore ihren verlässlichsten Anhängern. Die Besorgnisse der Besatzung zu beschwichtigen, wies sie Briefe vor, die, wie sie sagte, von Tököli kamen, und Tököli's Freilassung, Versicherung der Gunst des Sultans, und die Nachricht enthielten, er, Tököli, werde binnen Kurzem erscheinen. Diese Briefe, gleichviel ob wahr oder falsch, nährten die Zuversicht der Besatzung. Ausfälle zerstörten wiederholt die Arbeiten der Belagerer; so fielen einmal 600 Mann aus, zerstörten nicht nur Hauptwerke der Belagerer, sondern tödteten auch 300 Kaiserliche. Fruchtlos leitete Caprara einen Bach ab, aus welchem die Belagerer Wasser geholt; Regenwasser ersetzte dies hinlänglich.

Als später die Kaiserlichen sich an einigen geeigneten Orten festsetzten, die Mauern zu beschädigen, und aus den Schanzen das Wasser abzulassen begannen und sich zum Sturme rüsteten, leitete Helena mehre Gebirgsbäche, durch den eben schmelzenden Schnee geschwellt, in die Festungsgräben, und der anhaltend strömende Regen hinderte die Arbeiten der Belagerer. Caprara beehrte in Wien Verstärkung, und forderte die Herzogin zugleich auf, des Kaisers Begnadigung anzunehmen; der Überbringer der Aufforderung wurde von den Unterbefehlshabern unanständig empfangen, es wurde sogar auf ihn gefeuert. Die Herzogin entschuldigte sich hierüber schriftlich bei Caprara, fügte aber bei, sie könne sich zu nichts entscheiden, bevor der Bote zurückgekommen, den sie nach Polen gesendet.

Im fünften Monat der Belagerung rief die fürstliche Frau die ganze Besatzung zusammen; es waren 4000 Mann; unter

Kanonendonner erneuerte sie den Schwur, die Beste bis auf den letzten Tropfen Blut zu vertheidigen. Bald darauf erhielt Caprara den Befehl, die Belagerung aufzuheben.

Der Großherr beschenkte Helenen mit einem Prachtkleid für den Heldenmuth, den sie während der Belagerung bewährt.

Sofort, als sich die Fürstin frei fühlte, wendete sie ihre Sorge dahin, die wankende Macht ihres Mannes zu stützen. Eine Gräfin Madasdi, und eine andere ungarische Edelfrau, Beide Helenens Freundinnen, kamen gegen das Ende des Jahres 1686 nach Kaschau; wie sie sagten, um dem Kaiser zu huldigen, eigentlich aber, um mit Tököli's alten, in Kaschau wohnenden Freunden über die Rückgewinnung dieser damals festen Stadt zu berathschlagen. Aber der kaiserliche Befehlshaber zu Kaschau entdeckte diesen Anschlag, er nahm die beiden Damen gefangen, und berichtete hierüber an den Kaiser. Helena, im Einverständniß mit den genannten beiden Frauen, ließ nun dem Grafen Caraffa durch zwei Boten eröffnen, sie wolle sich ergeben, wenn man ihr drei Monate Waffenstillstand bewilligte, um zu unterhandeln. Caraffa traute ihr nicht, und sandte die Boten mit dem Bedeuten zurück, sie möchte ihren Antrag den kaiserlichen Räthen selbst unterbreiten; Helena, unwillig über die Zurückweisung ihres Antrags, erneuerte alsobald die Feindseligkeiten.

Caraffa zog nun selbst vor Munkács, mit dem Vorsatz, die Stadt auszuhungern. Zelte erhoben sich rund um, damit die Scharen im Winter und Sommer geschützt seien; vor dem Schloßthor, außer dem Bereiche der Kanonen, verschanzte er sich gegen Ausfälle. Um sich gegen Überfall nach Außen zu

sichern, und jede Zufuhr abzuschneiden, waren 300 Reiter in der Umgegend zerstreut, um über Alles zu berichten. In dieser drangvollen Lage mußte sich die Beste ergeben, wenn nicht Entsatz von Außen kam. Helena sandte nach allen Richtungen Boten aus um Hilfe, vorzugsweise zu den Türken, denen an der Erhaltung von Munkács viel liegen mußte. Aber jene Türken, vor denen einst Asien und Europa gezittert, waren nicht mehr, und der unermüdete Tököli war nicht im Stande, ihre trägen Rüstungen zu befeuern. In diesem unsichern Zustande schrieb er Helenen, sie möchte einen Geistlichen nach Rom senden, um des Papstes Vermittelung zu erwirken, mit dem Versprechen, wenn der Papst beim Kaiser günstige Bedingungen erwirken könne, wolle nicht nur er, Tököli, katholisch werden, sondern Alles aufbieten, daß alle Nichtkatholischen seinem Beispiele folgen.

Der Brief war in Ziffern geschrieben, der Schlüssel in Helenens Händen. Einen ähnlichen Schlüssel für minder wichtige Briefe hatte Absalon, Tököli's Kanzler; dieser war Tököli's Vertrauter und ein eifriger Protestant. Ihm wurde Tököli's Brief übergeben. Er begehrte den Schlüssel von der Fürstin, diese willfahrte seinem Begehren, die Wichtigkeit des Briefes nicht ahnend. Absalon war betroffen über Tököli's Entschluß; seines Glaubens und vielleicht seines eigenen Heiles wegen beschloß er, der Versöhnung seines Herrn mit dem Kaiser zuvor zu kommen, die Vortheile desselben durch Verrath sich zuzuwenden. Er theilte seinen Entschluß dem Schloßhauptmann Radecs mit, ohne dessen Hilfe er seinen Plan nicht ausführen

konnte. Beide vereinigten sich, und versprachen Caraffa, die Fürstin zur Übergabe zu zwingen, wenn ihnen Caraffa die Begünstigungen zusichern wolle, die sie sich bedingten; Caraffa willigte in Alles. Von der Stunde an wurden die Lebensmittel den Soldaten reichlicher ausgetheilt, als vordem, ein großer Theil des Mundvorrathes aber wurde verheimlicht. So kam es, daß Radics Helenen melden konnte, daß nur mehr für zwei Monate Lebensunterhalt vorhanden, daß also die Zeit da sei, auf günstige Bedingungen zu unterhandeln, sonst werde sie später sich dem Härtesten unterwerfen müssen. Helena bedeutete nun Caraffa, sie sei bereit, die Beste zu übergeben, jedoch nur unmittelbar in des Kaisers Hände. Caraffa erwiderte, er habe Vollmacht, die Übereinkunft zu schließen und zu vollziehen. Die Fürstin begehrte so viel Zeit, als nöthig, um an ihren Mann oder nach Siebenbürgen Boten zu schicken, aber Caraffa betrieb die baldmöglichste Übergabe; denn Tököli stand mit einem türkischen Heerhaufen bei Großwardein, und ob schon es Mitte Winter, hätte er doch leicht den Entsaß der Festung versuchen mögen, deshalb willigte Caraffa nicht in den Antrag der Fürstin; er sagte: »Tököli als Rebelle ist bürgerlich todt, deshalb kann kein Bote an ihn gesendet werden.«

Nach mehrtägiger Verhandlung kam endlich folgende Übereinkunft zu Stande: Alle Bewohner von Munkács erhalten Verzeihung; die Fürstin, Rakoczi's Kinder und alle Anwesenden erhalten ihre Güter zurück, so auch jene Abwesenden, die nicht zu Tököli's Partei gehören, ihre Schätze, Schriften und sonstiges Eigenthum der Sicherheit wegen in Munkács auf-

bewahrt haben; Helena geht nach Wien, und verläßt die Stadt nicht ohne Erlaubniß des Kaisers; der Kaiser ist Vormund der Rakoczi'schen Kinder; die Fürstin übergibt Tököli's Schätze und sämtliche Habe, so wie die seiner Anhänger; eben so alle Ehrenzeichen, welche Tököli von den Türken empfangen. Als die Fürstin diesen Vertrag unterschrieb, brach ihre Standhaftigkeit, sie weinte bitterlich. Am 15. Jänner 1688 wurde Munkács übergeben.

Geringe Verletzungen abgerechnet, welche sich beide Parteien erlaubten, wurde die Übereinkunft treu gehalten. Franz Klobusiczki, Vice = Gespann von Zemplin, brachte das Ath = namé mit den übrigen türkischen Ehrenzeichen Tököli's nach Wien. Die vorgefundenen Schätze Tököli's waren wieder alles Erwarten so gering, daß der Kaiser Pferde und Wagen zu Helenens und ihrer Kinder Reise nach Wien selbst anschaffen und die Reisekosten bestreiten mußte. In Wien kam Helena in das Ursuliner = Kloster; zu seinem Stellvertreter in der Vormundschaft der Rakoczi'schen Kinder ernannte der Kaiser den Erzbischof Kolonich. Die Erziehung des jungen Rakoczi wurde den Prager Jesuiten vertraut, seine jüngere Schwester Juliana erzogen die schon erwähnten Ursulinerinnen zu Wien. Rakoczi gelangte später zu großer, trauriger Berühmtheit; Juliana vermählte sich mit dem Generalen Grafen Aspremont = Reckheim. Das Geschlecht Aspremont ist in der männlichen Linie in unserer Zeit ausgestorben. Helena bat wiederholt um die Erlaubniß, zu ihrem Mann gehen zu dürfen; nach drei Jahren, 1691, erreichte sie ihren Zweck, sie wurde nämlich gegen den Generalen Heister ausgewechselt, der bei Tököli gefangen war.

Zwölf Jahre lebte sie mit ihrem Mann in Asten; hier fiel ihrer Freuden letztes und vielleicht kostbarstes Blatt; ihr Sohn starb, den sie in den ersten Zeiten ihrer glücklichen Ehe mit Tököli demselben zu Munkács geboren hatte. Sie folgte ihrem Kinde am 18. Februar 1703. Zu Constantinopel bei den Jesuiten liegt sie begraben. Benier, ein französischer Geistlicher; als Theolog und Mathematiker ausgezeichnet, ehrte sie durch folgende Grabschrift:

Hic requiescit ab heroicis laboribus  
 Virilis animi mulier  
 Sexus et Seculi sui Gloria  
 celsissima Domina  
**HELENA ZRINYIA**  
 Zerinae ac Frangepaniae Gentis  
 Decus Ultimam.  
 Tököli Principis Uxor, prius Rákóczii,  
 Utroque digna conjuge;  
 Magnis apud Croatas, Transsilvanos,  
 Hungaros, Siculos  
 Incluta titulis;  
 Factis ingentibus toto in orbe clarior;  
 Varios aequa Mentis Fortunae Casus experta;  
 Par prosperis, Major adversis;  
 Cumulatis christiana pietate  
 Bellicis laboribus  
 Fortem Domino reddidit Animam,  
 Mortem eluctata  
 In suo Florum Campo  
 Ad Nicomediensem Bithyniae Sinum  
 Anno sal. M. D. CC. III. Aet. LX. Die XVIII. Febr.

In ihr erloschen die vier größten ungarischen Häuser der letzten drei Jahrhunderte. Ihr Bruder war der letzte Zrinyi, ihre Mutter die letzte Frangepan, ihre Schwiegermutter die letzte Batori, ihr zweiter Mann der letzte Tököli. Das Haus Rakoczi aber erlosch in ihrem Enkel.

## Blau oder Schwarz.

---

Blau oder schwarz, das ist die Frage,  
Die lange unentschieden war;  
Denn meine erste Niederlage  
Rührt her von einem Augenpaar,  
Das schmachkend wie die Weilschen blühte,  
In blauen Flammen sich verglühte.

Des Himmels Farbe, die der Treue,  
Glaubt' ich in diesem Blick zu seh'n,  
Doch da entdeckte ich auf's Neue,  
Wie wenig auf den Schein zu geh'n.  
Was nützt das Blau in schönen Augen,  
Wenn sie's nicht aus der Seele saugen?

Ach, wäre Einklang zwischen beiden,  
Das Aug' nicht blau, wenn schwarz das Herz,  
Könnt' man doch Gut von Unrecht scheiden,  
Und süße Lieb' von lossem Scherz;  
Weil dies nicht, muß man sich bequemen,  
Für Wahrheit falschen Schein zu nehmen.



Da überlegt' ich in der Stille:

Wenn's möglich, daß des Herzens Nacht  
Sich in die blaue Farbe hülle,  
Sich schmücke mit des Himmels Pracht,  
So leuchtet uns vielleicht hingegen  
Aus schwarzem Aug' das Licht entgegen?

Seit ich sein dunkles Aug' gesehen,  
Bezweifle ich die Wahrheit nicht —  
Es lehrte mich sein Blick verstehen,  
Wie aus dem Schacht der Demant bricht;  
Wie an dem nachtumflorten Himmel  
Erscheint der Sterne Glanzgewimmel.

Dem Grübeln will ich nun entsagen,  
Ob blau, ob schwarz die Farbe sei,  
Die Glück uns bringt, nicht will ich fragen —  
Mir gilt es wahrlich einerlei. —  
Wer könnte in sein Auge schauen  
Und seinem Herzen nicht vertrauen?

Elise.

# Mädchen und Krieger

von

Constanze.

---

»Komm' mit mir zur muntern Quelle,  
Zeig' Dir manch' schönen Stein,  
Der durch himmelklare Welle  
Freundlich blinkt im Sonnenschein.  
Zeig' Dir Blumen, will Dir winden,  
Einen Strauß nach meinem Sinn,  
Will ihn hie und da verbinden  
Mit dem sinn'gen Immergrün.« —

»Thöricht' Mädchen, eine Blume  
Und ein Stein erfreu'n mich nicht;  
Denn ich jag' nach Weltenruhme  
Und nach ird'scher Sonnen Licht.  
Sah'st Du nie Demanten glänzen  
Auf dem Nacken lilienweiß?  
Sah'st Du Rosen nie befränzen  
Einen reichen Lockenkreis?

Schleuderte die zorn'ge Welle  
 Wüthend Dich nie hin und her?  
 Sprich! was soll der bei der Quelle,  
 Den schon einst umbrüllt das Meer?»»

»Geh', vergiß das wüste Loben,  
 Komm' mit in mein schönes Thal.  
 Traun, Du wirst's wohl selber loben,  
 Und Dich freuen meiner Wahl.  
 Zeig' Dir dort die Geißblatt-Laube,  
 Und den wilden Rosenstrauch,  
 Zeig' Dir meine Lieblingstaube,  
 Schenk' Dir wohl ein Täubchen auch!»

»»Wer gern steile Höh'n erklettert,  
 Gibt des Thales Freuden auf.  
 Gh' stürz' ich vom Fels zerschmettert,  
 Gh' ich innehalt' im Lauf.  
 Dieses Glück der trägen Stille  
 Ist für Dich wohl reich genug,  
 Doch beflügelt ist mein Wille,  
 Trägt zum Himmel kühn den Flug.  
 Schmerz und Jubel, Haß und Liebe,  
 Füllen wechselweis' die Brust,  
 Fort, hinaus in's Weltgetriebe!  
 Neuer Sturm gibt neue Lust!»»

Und das Mädchen blicket lange  
 Sinnend still dem Krieger nach,  
 Und in ihr, mit fremdem Klange,  
 Werden fremde Bilder wach.  
 Munter plätschert noch die Quelle  
 Über manchen farb'gen Stein,  
 Blumen blüh'n, und Sonnenhelle  
 Faßt das Thal mit Schimmer ein;  
 Doch des Mädchens trübe Blicke  
 Sind zu ihnen nicht gewandt;  
 Hin nach fremdem, fernen Glücke  
 Sind sie fragend ausgesandt.

»Glücklich, wer auf weißem Nacken  
 Tragen könnt' des Demants Schein!  
 Glücklich, wer auf Felsenackern  
 Und im Sturm mit ihm kann sein!  
 Ärmlich schleichen diese Quellen,  
 Ohne Wechsel — flutenleer —  
 Könnten Thränen sie doch schwellen  
 Zum bewegten Wogenmeer! —  
 Könnt' ich d'rauf durch Fels und Risse  
 Folgen ihm in schwankem Kahn,  
 Folgen seinem stolzen Schiffe,  
 Seiner kühnen Lebensbahn!«

---

## Liebste Wohnung.

---

Wie groß die Welt auch immer sei,  
Mir ist sie doch zu klein;  
An keinem Orte bin ich frei,  
Kann nirgends ruhig sein.

Nicht auf den Bergen find' ich Raft,  
Nicht in des Thales Hain:  
Zur Hütte, wie zum Prunkpalast  
Verfolgt mich meine Pein.

Ein einzig Plätzchen weiß ich wohl,  
D nähme dies mich ein!  
Da ruht' ich still und wonnevoll, —  
Dein Herzenskammerlein.

K ö f f i n g e r.

---

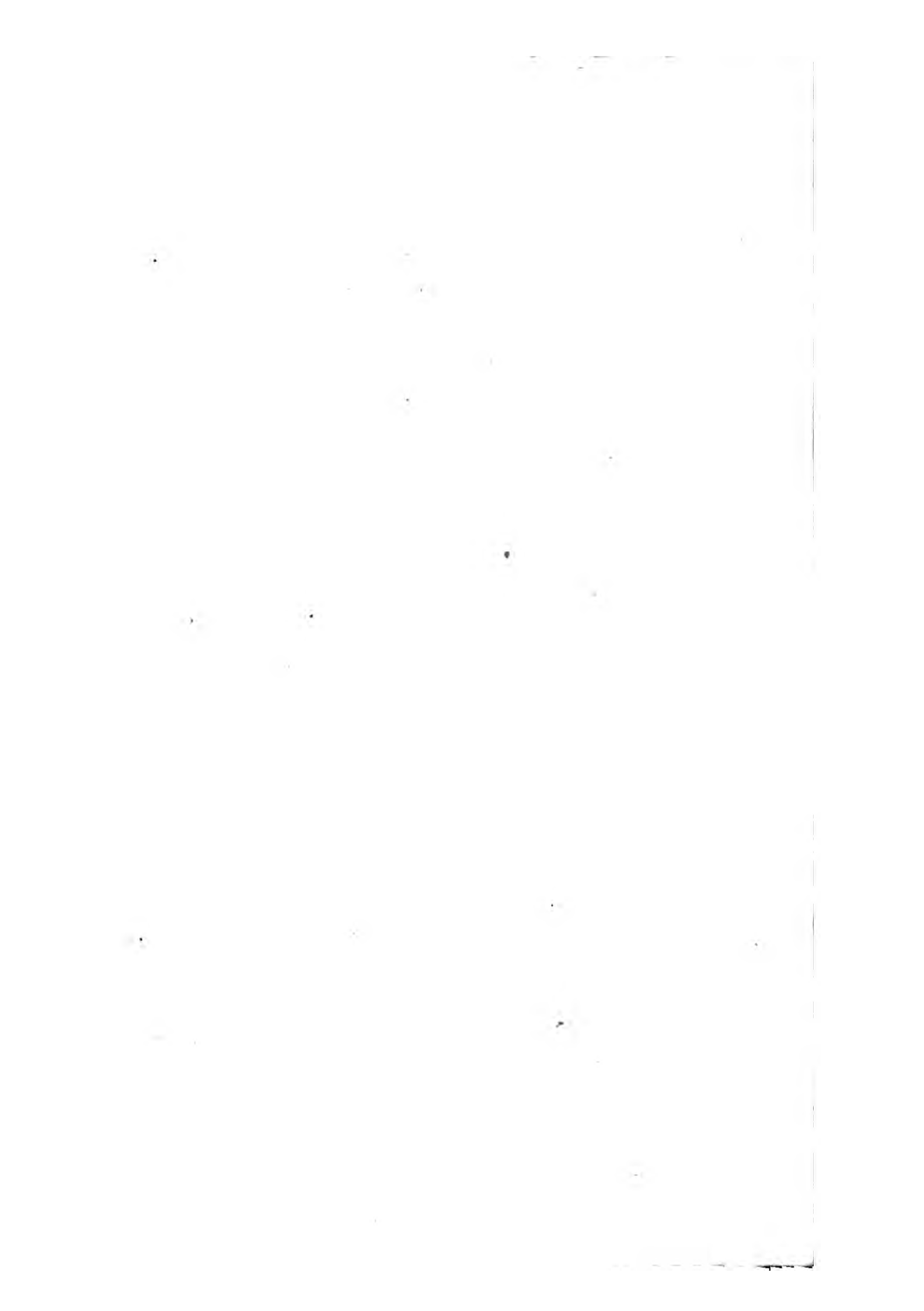
# **Zeit und Tod.**

Szene aus der Dichtung: »Ahasver, der Ruhelose;»

von

**Chr. Kuffner.**

---



(Eine weite Sandebene am Ufer des tothen Meeres. Die Zeit, ein greises Wesen, kahlköpfig, mit langem, weißen Bart, in einen grauen Mantel gehüllt, sitzt am Ufer, wirft Steinchen in's Wasser, und zählt die vorüberrauschenden Wellen. Ahasver kommt von rückwärts und bleibt unter der Wölbung eines überhangenden Felsstückes stehen.)

A h a s v e r.

**S**a, tothes Meer, du bist mein Ebenbild,  
Des Menschenlebens treues Bild!  
Die bösen Dünste des Verderbens steigen  
Aus deinem Schooße unheilbringend auf,  
Und Widersprechendes bekämpft  
Vernichtend sich in deinem Raum.  
Im trägen Pfuhle stockt die Flut,  
Und auf dem schwarzen Wasserspiegel  
Entzündet sich unreine Glut.  
Was d'rüber möcht' erhaben fliegen,  
Muß stürzen in den Todeschlund.  
Scheinleben waltet ringsumher  
An deinen Ufern, düst' res Meer!  
Doch lau'rt das Grab in deinem Grund.  
Das Leben ist des Lebens Feind,  
Und mit dem Tode bleibt's vereint;



Glende drückt's als Zentnerlast,  
 Vom Glücklichen wird's frech verpraßt. —  
 Hier singt kein Vogel, blüht kein Strauch,  
 Kein Leben athmet, — meines nur muß währen!  
 Du, Fels, drohst jeden Augenblick den Sturz;  
 Droh' immerhin! So lang' ich hier verweile,  
 Mußt du fest steh'n! So will's der Fluch,  
 Der auf mir lastet. Ruh'n muß Alles,  
 Um mir die Ruhe zu versagen,  
 Und nichts darf enden, um mein Ende  
 Zu hemmen. —

(Er erblickt die Zeit.)

Welche seltsame Gestalt!

Sie zählt der Wellen flücht'ges Spiel,  
 Die, gleich den Stunden in den Ozean  
 Des Lebens, in den Abgrund der Vernichtung,  
 Von unsichtbarer Macht getrieben, strömen,  
 Doch, endlos sterbend, endlos sich erzeugen.  
 Die graue, Grau'n erregende Gestalt —  
 Sie schleudert Steine in die Lüft' und Fluten;  
 So ist der Mensch ein Spielball in der Hand  
 Des Schicksals, das ihn schleudert hin und her.  
 Bin ich nur ohne Ruh' und Rast? Geziemt  
 Die Klage mir? Mein Schicksal theilt die Welt,  
 Und rastlos treiben Flut und Stein und Mensch,  
 Nur finden sie ein Ziel, — ich aber nie!  
 Mir ward die Erde zum belebten Grab.

(Von der entgegengesetzten Seite erscheint der T o d.)

Ha — welche Schreckgestalt, und doch — wie schön!  
 Ein häßliches Gerippe, grinsend, wild,  
 Wuthschraubend; und doch zieht mich's zu ihm hin.  
 Sein grimmerfülltes hohles Aug',  
 Des Speers Gerassel und der Sense Schwung,  
 Sie sagen mir:  
 Er selber ohne Ruh' und Rast gleich mir,  
 Nur Er vermag's, mir die verlor'ne Ruh'  
 Zu geben, wenn er dieses Herz von Stein  
 Zu Staub zermalmt.

Der Tod (indem er die Zeit erblickt).

Nun, träges, zahmes, altergraues Uding!  
 Schon längst hast du dich selber überlebt,  
 Und dauerst dennoch fort, vergehend in dir selbst.  
 Wohin ist deine Kraft, der einst  
 Nichts widerstand, die sonst,  
 Bald leise untergrabend, bald  
 Mit Eines Schlages Allgewalt,  
 Zerstörend wirkte ohne Maß und Ziel,  
 Daß Städt' in Schutt und Trümmer fielen,  
 Der Berge Gipfel in den Abgrund stürzten,  
 Völker und Reiche von dem Angesicht  
 Der Erde schwanden, wenn, in Nacht gehüllt,  
 Du über sie mit Sturmeschwüngen hinslogst? —

O wie ohnmächtig bist du nun!

Ich zürne dir, ich hasse dich;

Du bist ein Nichts, der Menschen Spiel und Spott.  
 Nun steht es in der Erdenkinder Macht,  
 Des Lebens schales Gaukelspiel  
 Und seine flücht'gen Stunden  
 Nach Willkür zu verlängern  
 Durch Kunst und Wissenschaft,  
 Und stumpf zu machen meine Pfeile.  
 Ach! spurlos prallt mein Speer zurück;  
 Sie leben, wenn sie längst gestorben sind.  
 Du aber schaust in feigem Müßiggang  
 Dem Unfug wohlgefällig zu,  
 Du duldest, daß selbst nach Jahrhunderten  
 Die Todten noch im Angedenken leben.  
 Versunk'ne Städte gehen neuerjüngt  
 Aus ihrem Grab hervor nach tausend Jahren;  
 Aus Schutt und Staub steht eine Vorwelt auf,  
 Und die Vergangenheit wird Gegenwart.  
 Was frommt es, wenn du Greise schonst,  
 Und Jünglinge zu Greisen machst?  
 Du bist so träg', du bist so zahm,  
 Du schleichst einher so lendenlahm,  
 Indessen, dir zum Spott, der Mensch  
 Allmächtig lebt, in Einem Jahre schafft,  
 Was durch Jahrhunderte dir troht.  
 Wär's nicht, daß manchmal Feu'r und Schwert,  
 Erdbeben, Sturm und Fluten  
 So manches blüh'nde Land verheeren,

So stünden noch vom grauen Alterthum  
 Paläst' und Tempel unverfehrt  
 In ihrem tausendjäh'gen Ruhm.  
 Der Alterthümer gräbt noch heute  
 Von Rom und Griechenland die Beute  
 Aus tiefer Erde Grund,  
 Aus dunkler Höhlen Schlund.  
 Vom Schutt und Staub ersteh'n  
 Gefäße, Bilder, Statuen;  
 Die Schätze der Vergangenheit —  
 Sie sind der Gegenwart geweiht;  
 Das Alte schmücket sich mit neuer Pracht.  
 So läßig üb'st du deine Macht,  
 Daß Kunst nochmal in's Leben bringt,  
 Was deine Sense nicht bezwingt.  
 Wohl hast du manchem dichtgelockten Haupt  
 Der Fülle reichen Schmuck geraubt,  
 Hast mancher Haare Nacht  
 Zum bleichen Schneegefild' gemacht;  
 Wohl gräbst du in das Angesicht  
 Der Furchen tiefe Trauerfalten,  
 Vertilgst des Auges Sternenlicht,  
 Und beugst zur Erde göttliche Gestalten;  
 Doch, wenn nicht Siechthum oder Schmerz  
 Mir preisgibt ein gebroch'nes Herz,  
 Kommt das Bemühen deiner Hände  
 Spät oder nie zu seinem Ende.

Dein träger Gang ist mir verhaßt!  
 Hab' meine Beute ich erfaßt,  
 Thu' ich mein Werk mit Einem Schlag.  
 Den Weisen mäh' ich wie den Thoren;  
 Dem Tode eignet, was geboren.  
 Mir widersteht kein heldenmüth'ger Krieger;  
 Zu dem Besiegten streck' ich hin den Sieger,  
 Den Reichen in der Schätze Mitte,  
 Den Armen in der morschen Hütte,  
 Die sanfte Taube wie den grimmen Tiger.  
 Was kümmert mich der Schönheit Morgenglanz?  
 Was kümmert mich der Liebe Mirtenkranz?  
 Was kümmert mich des Glückes Mückentanz?  
 Gleichgiltig schreit' ich Kranz und Krone;  
 Die Welt steht als Trophäe vor meinem Throne!  
 Und doch — was frommt all' meine Macht,  
 Deckt nicht den Todten die Vergessenheit?  
 So wie er der Verwesung ist geweiht,  
 Versinke auch sein Name in die Nacht!  
 Egyptens schöner Königin  
 Reich' ich in dunkler Stunde  
 Die Schlange hin;  
 Sie gab der Holden Gift und Wunde,  
 Und liebend brach das Herz.  
 Was frommt's? Noch lebt in Aller Munde  
 Der Liebesheldin Glück und Schmerz!  
 Von meinem Pfeil getroffen, fällt

Er, dem zu klein war diese Welt \*),  
 Durch mich erlischt des mächt'gen Redners \*\*) Leben,  
 Vor dessen Blic und Donner Fürsten beben, —  
 Was frommt's? Der Held ist Staub, der Redner stumm,  
 Doch ewig leben sie in ihrem Ruhm!  
 Hab' ich vernichtet Millionen Leben,  
 Die Kunst wird sie vor aller Welt erheben;  
 Es spricht das Buch, das Bildniß stellet dar,  
 Wir schau'n den Todten noch,  
 So wie er einst im Leben war;  
 Sie leben in der Tonkunst Klängen,  
 Sie leben in unsterblichen Gesängen,  
 Und Pyramiden, himmelan gebaut,  
 Verkünden ihre Namen laut.  
 Das Tagwerk der Zerstörung ist  
 Uns Beiden anvertraut,  
 Lebend'ges mir,  
 Lebloses dir.  
 So übe denn auch deine Pflicht!  
 Vernichte der Denkmäler Pracht!  
 Was Wissenschaft ersinnt, was Kunst erschafft,  
 Es sei von dir dahingerafft!  
 Des Weisen Buch sei deiner Stunden Raub,  
 Das Bild, die Säule, stürze du in Staub!

\*) Alexander der Große, der sich eine Brücke zum Mond wünschte.

\*\*) Demosthenes.

Sank Einer in der Erde Schooß hinab,  
Sei er vergessen und sein Grab!

### Die Zeit.

Was zürnest du, Fantom der Nacht,  
Daß zur Vernichtung dir  
Zu enge Grenzen sich erheben?  
Dient dir zur Beute nicht das ganze Leben?  
Muß nicht der Mensch in Mitte seiner Freuden  
Die gift'gen Wunden deiner Pfeile leiden?  
Sinkt nicht in jedem Augenblick  
Durch dich ein Mensch hin und sein Glück?  
Zermalmst du nicht so manches Herz  
Zu And'rer tausendfachem Schmerz?  
An Leichenzügen weidet sich dein Blick;  
Nur im Zerstören suchst du Lust und Ehre,  
Und Gräber sind dir Hochaltäre;  
Das leichenvolle Schlachtfeld ist dein Thron,  
Bergoff'nes Blut dein Siegeslohn.  
Es ist kein Berg so hoch, kein Meer so tief,  
Wo nicht ein Todter schlief:  
Und dennoch, Unerfättlicher,  
Verlangst du immerfort noch mehr,  
Und möchtest diese Welt des Sonnenlichts  
Verwandeln in ein ödes Nichts.  
So rase, Würger! häufe Grab auf Grab!  
Zieh' in die Tiefe, was da lebt, hinab!

Was selbst ein Engel als das Höchste preist,  
 Dies zu vernichten, wird dir nie gelingen, —  
 Den Himmelsstrahl, des Menschen Geist!  
 Den S ä n g e r magst du tödten, aber ewig  
 Wird seiner Lieder Himmelston erklingen;  
 Dem W e i s e n öffnest du die Grabespforte,  
 Doch leben unvergänglich seine Worte;  
 Den M a l e r wandelst du in Staub,  
 Doch nimmer wird sein Bild dein Raub.  
 Von deinem Speer getroffen, stirbt der Held,  
 Allein sein Ruhm durchschallt die weite Welt.  
 Magst du nun immerhin zerstörend schalten,  
 Ich sehne mich zu trösten, zu erhalten.  
 Von Allem, was in meinem Schooß geboren,  
 Geht nichts verloren;  
 Was welkt, es blühet wieder auf,  
 Um in veränderten Gestalten  
 Zu neuem Lebenslauf  
 Sein junges Dasein zu entfalten;  
 Und was auch in Verwesung liege,  
 Es keimt und macht den Sarg zur Wiege.  
 Ich bringe Schmerz und Leiden,  
 Ich bringe Lust und Freuden,  
 Ich schleiche träg, ich fliege schnell,  
 Ich nachte dunkel, glänze hell;  
 Ich löse manches schöne Band,  
 Doch löf' ich es mit sanfter Hand.



Wenn durch mich Stunden, Tage, Jahre schwinden,  
 Muß den Ersatz durch mich der Mensch auch finden.  
 Erschein' ich stürmend in der Winternacht,  
 So lächl' ich auch in Frühlingspracht,  
 Und suche, um den Menschen zu erfreuen,  
 Mich, reich an Wechsel, immer zu erneuen.  
 Das Schönste und das Nützlichste auf Erden,  
 Es muß durch mich entsteh'n und werden;  
 Durch mich muß sich das Kind entfalten,  
 Die Frucht durch mich die Reif' erhalten.  
 Was lange sich in meinem Schooße hält,  
 Erscheint ehrwürdig, heilig aller Welt.  
 Stürzt hier ein altergrauer Thurm,  
 Erfasst vom Sturm,  
 So glänzen die gesunk'nen Trümmer  
 In der Bewund'ring Schimmer;  
 Selbst in des greisen Angesichtes Falten  
 Such' ich des Geistes Jugend zu erhalten.  
 Krieg, Seuche, Krankheit, Noth und Leidenschaft,  
 Des Guten Schwäche und des Bösen Kraft,  
 Sie dienen, Allzerstörer, dir,  
 Doch nun und nimmer mir.  
 Du reißest mit vernichtender Gewalt  
 In's Grab der Jugend Maigestalt;  
 Ich nimmer! Wäre mir die Macht gegeben,  
 Der Säugling würde bis zum Greise leben,  
 Er, der uns Beide schuf, wird einst uns richten.

Dann wirst du selbst, Vernichter, dich vernichten;  
 Doch wird verklären sich die Zeit  
 Zur Ewigkeit!

Ashaver (zwischen Zeit und Tod tretend).

Bin ich euch fremd?

Zeit.

Du fällst, Unholder, mir zur Last.

Tod.

Dein Leben ist verwirkt und wird doch nie  
 Dem Tode reif.

Ashaver.

Das ist mein Fluch, das ist mein Stolz. (Zur Zeit.)  
 Mir bist du nicht.

Zeit.

Zur Strafe schon' ich dich.

Ashaver (zum Tode).

Ich troge dir.

Tod.

Zur Strafe meid' ich dich.

Ashaver.

Ich spotte eurer Ohnmacht, Zeit und Tod,  
 Und bin der Spott doch von euch Beiden!  
 Stürz' ich mich in das Wasserreich, —  
 Flieht, theilend sich, vor mir die Flut;  
 Des Feuers Blut erlischt vor meinem Nahen;  
 Spring' ich vom Fels, trägt mich die Luft  
 Auf blauen Schwingen schützend hin,

Und unverletzt nimmt mich  
 Der weiche Schooß der Erde auf.  
 Unschädlich spielt der Donnerkeil  
 Mir um das fluchbelad'ne Haupt.  
 Mich tödtet keine Schwertespiße;  
 Zum Balsam wird das Gift; die Seuche flieht,  
 Erblickt sie mich, von ihren Leichenhügeln. —

So muß ich leben, seufzend nach dem Tod,  
 Muß Schmerzen fühlen, die mich nicht zerstören,  
 Muß rastlos kämpfen gegen eine Welt,  
 Muß selbst mich hassen, selbst mich flieh'n,  
 Muß über meinem Haupte seh'n  
 Die Ewigkeit wie eine gold'ne Sonne,  
 Und ewig mich vor dem Fantom entsetzen,  
 Muß sterben wollen und nicht sterben können,  
 Mich tödten wollen und nicht tödten dürfen. —  
 So mit sich selbst entzweit und ruhlos sein,  
 Das ist des Sünders größte Pein!  
 Dem Ewigen verschloß ich einst mein Herz,  
 Und ewig währet nun mein Schmerz!

Z e i t.

Und ich, die mildert jeden Gram,  
 Muß meinen Balsam dir versagen.

T o d.

Und ich, der endet jede Qual,  
 Der deinigen seh' ich kein Ziel.

## Ahasver.

Nur fremde Leiden sind mir noch Genuß.  
 Da, wo die Zeit zerstört, der Tod zermalmt,  
 Nur da blüht mir die wilde Lebenslust.

## T o d.

So folge mir! Sei der Gefährte meiner  
 Lustreise um die Welt und meiner Siege,  
 Wenn ich Trophäen mir von Leichen baue,  
 Und weide deinen Blick, dein Ohr,  
 Am schreckenbleichen Angesicht  
 Der Sterbenden, an ihrem Nöcheln,  
 Und an des Schlachtfeld's blut'gem Purpurmantel!  
 Dem Tod verbündet und der Zeit,  
 Und doch, selbst mächtig, trogend ihrer Macht,  
 So bilde, Herrscher mit den Herrschern,  
 Mit uns feindlichen Brüdern du  
 Das allgewaltige Triumvirat,  
 Das unter sich die Welt vertheilt!

## Ahasver.

Tod und Zerstörung, seid willkommen mir!  
 Geschlossen sei der Schreckensbund mit euch!  
 Raublose! euch gefällt sich der Ruhlose.  
 Ich, den kein Tod vernichtet, keine Zeit,  
 Ich folg' euch zur Zerstörung, zur Vernichtung.

## T o d.

Ha sieh! dort schleicht ein grauer Bösewicht;  
 Auf seinem Antlitz thront das Laster, und

Er sinnt auf ein Verbrechen. —

Stirb, Verruchter!

(Der Tod schwingt die Sense.)

Zeit.

Halt ein! Noch ist er nicht der Sense reif,  
Das Maß von seinen Sünden ist nicht voll.  
Erst muß er noch hienieden büßen,  
Dann ist sein Leben dir verwirkt.

Tod.

So ist's! Ich fühle meinen Arm gelähmt.  
Doch seht! Es naht ein hochzeitlicher Zug.  
Wie hold die Braut in Frühlingschöne blüht!  
Wie stolz der Bräutigam rings um sich blickt!  
Ich duld' es nicht!

(Er spannt den Bogen. Ein Pfeil durchbohrt das Herz der Braut.)

Sie fällt. Triumph!

Zeit.

Erbarmungsloser Fürst der Schrecken!  
Zur Beut' ist dir die Braut geworden,  
Doch schütze ich des Jünglings Leben.  
Mein Balsam lind're seinen Schmerz,  
Das Unglück stärke seinen Geist,  
Und aus dem Grabe seiner ersten Liebe  
Erblühe ihm ein neues Lebensglück!  
Erhaben über Irdisches,  
Gehoben von der Stunden Flug,  
Streb' er nach einem hohen Ziel,

Und sie, von dir dem Liebenden geraubt,  
 Sie soll in seinem Herzen ewig leben  
 Als Ideal des Schönen und des Guten,  
 Als Ideal, das er mit Kränzen schmückt,  
 Die ihm zum Ruhm, der Welt zum Wohle blüh'n!

T o b.

Ich gönne dir und ihm den leid'gen Trost.

(Zwei Kinder kommen spielend.)

Wie hübsch die Menschen = Schmetterlinge gaukeln!  
 Die Wänglein blüh'n, die Auglein glüh'n.  
 Das Licht des Lebens lösch' ich aus  
 Mit Einem Hauch.

(Er haucht die Kinder an. Sie erbleichen, umschlingen sich,  
 sinken und sterben.)

Da liegen sie, wie welke Blumen!

A h a s v e r.

Und ruh'n im Mutter Schooße, um  
 Im Frühlinge neu zu ersteh'n.

Z e i t.

Geschützt vor Frost und Stürmen des Geschicks!  
 Aus ist das Spiel der holden Knospen;  
 In Einem Augenblick sind sie gereift  
 Der Ewigkeit, und blüh'n als Himmelsblumen.

A h a s v e r.

O hätte doch ein solcher Hauch  
 Auch mich gepflückt als Himmelsblume,  
 Oh' Leidenschaft und Menschenhaß

Mein Herz zu Stein verhärteten!  
 Ruht sanft, ihr Glücklichen, die ich beneide!  
 Wenn's möglich wär', möcht' ich euch hassen.

L o b.

Fahr' hin, armselig-kleine Beute! —  
 Hollah! Seht eine Menschenjagd!  
 Dort ziehen reiche Pilger hin  
 Mit hochbeladenen Kameelen.  
 Ein Wäldchen ist noch zu durchziehen,  
 Dann öffnet ihre Heimatstadt  
 Des Riesenthores eh'rne Flügel.  
 Seht, wie sie eilen, wie sie jubeln!  
 Hollah! da stürzt aus Waldesnacht  
 Hervor die wilde Räuberschar,  
 Und nach schwacher Gegenwehre  
 Regt sich der Pilger keiner mehr.  
 Nun wird die Szene lustiger  
 Die Räuber rennen mit der Beute  
 Nach ihrer finstern Höhle hin.  
 Die Fackeln werden angezündet,  
 Und zur Vertheilung schreiten sie,  
 Und Jeder will den besten Theil.  
 Schon lodert auf der Zwietracht Blut!  
 Sie reißen hin und her die Beute;  
 Schon blizt das Schwert, es fliegt der Spieß.  
 So recht! Ersparet mir die Müh'!  
 Sie würgen sich, durchbohren sich,

Und endlich haben Alle nichts —  
 Als Wunden, Schmerz und Tod!  
 Iuchheißa, Gefindel! Ihr pfuscht mir in's Handwerk. So recht!

A h a s v e r.

Wo Haß und Zwietracht toben, zieht mich's hin,  
 Ich muß zu ihnen. (Er will fortheilen.)

S e i t (ihn zurückhaltend).

Ich duld' es nicht, daß du Gefahren suchest.

T o b.

Und suchst du sie, — suchst du sie doch vergebens.  
 In unsrer Mitte mußt du bleiben;  
 D'rum werden wir auch für dich sorgen,  
 Verzweiflungsvoller Lebemann!  
 Daß keine Langeweile dich  
 Auf langer Lebensreise treffe.  
 Und sieh! Eine neue Szene  
 Stellt sich uns zum Vergnügen dar.  
 Schlagfertig und kampflustig steh'n  
 Zwei Heere dort sich gegenüber,  
 Wie's stampft und trabt! wie's dröhnt und klirrt!  
 Will sie entflammen, will sie hegen,  
 Bis Wuth wie Gift in ihren Adern tobt!

(Der Tob eilt mit Riesenschritten durch die Reihen der beiden Heere,  
 und kehrt dann zurück.)

Hollah! sie stürmen auf einander;  
 Die Reiter fliegen wie die Blitze;  
 Daß Fußvolk stehet felsfest,



Und ringsum wüthet Schwert und Feuer.  
 Seht, wie sie taumeln, sinken, stürzen!  
 Wie Glieder sich vom Leibe lösen,  
 Gleich Ästen vom verdorrten Baum!  
 Wie sich der rothe Gießbach wälzt,  
 Wie Leichen sich auf Leichen thürmen  
 Und Inseln in dem Blutmeer bilden!  
 Wie Feind den Feind voll Grimm umarmt,  
 Und mordend, sterbend, Freund und Feind  
 Einander werden Leichenbett!  
 So recht! thut eure Pflicht,  
 Wie ich die meinige!  
 Ihr tischt mir auf ein Leichenmahl,  
 Und Gäste bring' ich euch dazu;  
 Wolf, Schakal, Adler, Geier sind  
 Geladen zu dem Siegesfest;  
 Mich selber aber sollet ihr  
 Hoch thronen sehen als den König  
 Des Festes, neben mir mein Liebchen,  
 Die Seuche, mit erlosch'nen Augen  
 Und eingefall'nen bleichen Wangen.  
 Was regt sich auf dem öden Schlachtfeld noch?  
 Hat denn die Wuth nicht ausgetobt?  
 Sieh' da! Verwundete steh'n nochmal auf  
 Vom höchsten jener Leichenhügel;  
 Voll Grimm erneuern sie den Kampf.  
 Sie sinken wieder; zwei nur stehen noch.

Zugleich sich treffend, stürzen Beide;  
 Verblutend, fluchend, ächzend,  
 Erkennen sie sich nun  
 Im letzten Augenblick  
 Als Kämpfer zweier Heere,  
 Als Söhne einer Mutter!  
 Das ist mein Werk, mein Stolz!

Ahasver.

So nimm mich denn als Bund'sgenossen  
 Und als Gefährten zur Lustreise  
 Durch alle Zeiten aller Völker!  
 Ist mir versagt des Daseins Ende,  
 So bleib' ich nun als treuer Freund,  
 Getrennt vom Tod und doch mit ihm vereint  
 Bis zu des letzten Tages Abendroth.

(Er schreitet mit dem Tode über das Schlachtfeld dahin.)

Z e i t.

Zieh' hin, Zerstörer ohn' Erbarmen!  
 Die Todten kann ich nicht beleben,  
 Allein die blutgedüngten Felder  
 Will ich befruchten, und die Hütten  
 Des Landmanns sollen neu ersteh'n  
 Mit neuen Saaten, neuen Blüten.  
 Es schließen sich vom Balsam meiner Stunden  
 Des Leibes und der Seele Wunden.

(Sie folgt dem Tode.)

---

## Die Fantasie.

---

**R**enn' einen Schmetterling,  
Ist ein gar buntes Ding,  
Immer im Fliegen;  
Kämpft stets mit loser Kraft,  
Will in Verstandeshaft  
Nimmer sich fügen.

Bald hüpf't's in Farbenglanz  
Einen gar muntern Tanz  
Auf duft'ger Blüte;  
Bald bringt's der Raupe gleich,  
Giftig und schwarz und bleich,  
Schmerz dem Gemüthe.

Webt Fäden lang und fein,  
Puppt sich ermüdet ein,  
Scheint zu erliegen;  
Doch hofft zu früh nicht Ruh',  
Lockt es ein Strahl, im Nu  
Kann's wieder fliegen.

Wirft schnell die Hülle ab,  
 Die kurzer Zwang ihm gab,  
 Wird nur noch bunter;  
 Fliegt weite Räume aus,  
 Webt Träume, wirr und fraus,  
 Lebhaft und munter.

O sag', was dich bezwingt,  
 Endlich den Sieg erringt,  
 Lähmt deine Flügel?  
 Ist's nur des Alters Schnee?  
 Ist's langes Leid und Weh?  
 Ist's der Grabhügel?

Fliegen ist mein Beruf,  
 Und die Macht, die mich schuf,  
 Gab d'rum mir Schwingen;  
 Klebst du an Erdentand,  
 Wird nimmer der Verstand  
 Fesselnd mich zwingen.

Vom wahren Ziel verirrt,  
 Schaff' ich, bunt und verwirrt,  
 Kindische Träume.  
 Strebt nach höh'rem Gut,  
 Dann zeigt euch meine Glut  
 Himmlische Räume.

Zieht durch des Menschen Brust  
Ahnung der Himmelsluft,  
Sind's meine Schwingen,  
Die das verirrte Herz  
Nach manchem Sturm und Schmerz  
Heimatwärts bringen.

Amalie Bezeredy.

---

Die  
**Schatzkammer in den Karpaten.**

---



## 1.

**T**rau', schau', wem! so lehrt das alte Sprichwort. Glaube, prüfe, was! mahnt der Philosoph. Und der Mensch, der diese goldenen Regeln gerne befolgen möchte, schaut und prüft so lange, bis er zuletzt nicht weiß, weder wem? er trauen, noch was? er eigentlich glauben soll.

Dieses Übel ist weit gefährlicher, als wir wohl glauben mögen. Der Zweifel ist der marterndste Henker des menschlichen Herzens. Unser Geist strebt nach Gewißheit, Überzeugung; er lechzt nach Wissen, daher auch nach Glauben. Denn der Glaube ist nichts Anderes, als die Beruhigung, daß unser erworbenes Wissen wahrhaft sei. Der Glaube ist dem Menschen ein Gut, ohne das er der Ruhe und Glückseligkeit nie theilhaftig zu werden vermag.

Doch wollen wir damit nicht gesagt haben, daß derjenige, in dessen Herzen der Glaube wohnt, ohne Ausnahme glücklich sei. Vieles, zur Erhaltung des Leibes und der Seele Nothwendiges, hat uns das Geschick verliehen, doch Alles das ist ein so zweideutiges Geschenk, aus welchem Nutzen und Schaden, Wonne und Schmerz, Heil und Verdammniß fließen können, je nachdem wir es benützen oder zu benützen genöthiget sind.



Feuer, Wasser, Luft beleben und tödten; Freude erhebt das Herz und bricht es; Entzücken macht blühen und verblühen; Hoffnung tröstet und leitet auf Abwege; Liebe schützt und opfert; Glaube erhebt zum Himmel und tritt in den Staub. — So kommet denn und-saget mir, was uns zu bewahren vermag, daß wir nicht unter den tausend und tausend Mitteln zur Erlangung der Glückseligkeit unter das wildbrollende Rad des Mißgeschickes gerathen mögen?

Wohl weiß ich, Ihr habt stets Überfluß an recht schönen Worten und weise gedachten Maximen. Ihr sagt: benützen wir die Geschenke des Schicksals in dem Geiste, in welchem die wohlthätige Gottheit sie uns verliehen; freuen wir uns mit Maß; Hoffnung, Liebe und Glaube mögen uns nur für das Gute, das sittlich Schöne, das Wahrhafte begeistern, und mehr dergleichen. Meine Herren, diese Rathschläge sind alle recht schön, recht gut! Gebe der Himmel, daß Ihr die Ersten sein möget, die dieselben befolgen oder zu befolgen im Stande sind! Denn selbst Menschen von der alltäglichsten Weisheit wissen: daß wir Vieles nicht zu thun vermögen, was wir wissen und wollen.

Schönheit, Güte und Wahrheit sind die drei Benennungen, oder wenn's hübscher klingt, die drei Genüsse, die uns Gott auf unserem Lebenspfade als Wegweiser mitgegeben. Das Übel besteht nur darin, daß unsere Augen oft zu schwach sind, sie herauszufinden und zu erkennen, und ein noch größeres Übel ist's, daß sie uns oft auf eine dornige, schmerzreiche Bahn leiten. Wir sind deshalb zu Menschen geboren, um

Wonne und Gram zu empfinden; und ist es zu verwundern, wenn das Gefühl des Schmerzes unser Herz bluten macht, uns erbittert oder gar in Verzweiflung stürzt?

Leicht ist's und auch gebräuchlich, wenn man im Schooße der Ruhe und des Friedens sanft gewiegt wird, dem schwergeprüften Leidenden Geduld als Heilmittel anzurathen. Doch wer gegen die Menschheit gerecht sein will, rufe jene treffenden, wahren Worte des Dichters sich in's Gedächtniß:

Es gibt solche Augenblicke  
In dem menschlichen Leben,  
In denen es finster sein wird  
Im Kopfe und im Herzen.

Und in solchen Augenblicken hört Jeder auf, Herr seiner selbst zu sein. Das ist die Grenze, wo die Erfahrung und die aus vergangenen Zeiten geschöpfte Weisheit zu nichte wird; wo die von Gott uns bestimmten Führer unsern Augen entschwinden; wo die Fackel unseres Begriffsvermögens sich verdunkelt; und der Glende hat und findet Nichts für sich unter den Millionen Geschenken, die der Himmel dem Menschen beschieden.

Und da geschieht es am häufigsten, daß alle Werkzeuge des Glückes sich feindlich gegen unsern Seelenfrieden kehren. Niemand fällt wohl gerne für immer der Verzweiflung anheim, und so nähren wir auch so lange, bis wir nicht auf den äußersten, Alles in sich vereinigenden Kulminationspunkt gelangen, den Wunsch nach bessern Tagen; der Wunsch wird dann so leicht zur Hoffnung, die Hoffnung zum Glauben, und

dieser dem Wirbel quälender Zweifel entstiegene Glaube beruht auf grundlosen Wünschen, auf falschen Hoffnungen, hüllt den Geist in undurchdringliches Dunkel, und entzieht ihm die leuchtenden Strahlen der gesunden Vernunft. — Glücklich wäre die Menschheit, wenn diese wahrhaft betrübende Erscheinung im menschlichen Leben nur dann vorkäme, wenn uns fürchterliche Schicksalsschläge heimsuchen; wenn der menschliche Geist den riesigen Kampf mit dem Geschieke bereits bestanden hat. Vieles, was sich uns entgegenthürmt, kann durch starkes Ringen aus dem Wege geräumt werden, und durch ernsten Kampf kann die Seele über unzählige Übel den Sieg davon tragen. Doch der menschliche Geist ergibt sich gewöhnlich so leicht, ja in tausend und tausend Fällen überläßt er sich freiwillig einem leeren Hirngespinnst, eitlen Wünschen und Hoffnungen und einem blinden Glauben, und zu spät nimmt er wahr, daß er in das Netz eines seelenumstrickenden Dämons gerathen sei, aus welchem kein Entkommen mehr möglich ist.

Ein blinder Aberglaube gehört zu den verderblichsten Feinden unseres Geschlechtes. Millionen Menschen hält er in ewiger Geistesflaverei, in zitternder Angst und Entartung; unsere Intelligenz liegt in schmähhchen Banden; wir hängen an Dingen, die nicht sind, noch sein können; das Wahre meiden wir, und wenn es uns im Wege steht, so stoßen wir es von uns; wir suchen unser Heil über und unter der Erde, und durchträumen auf diese Weise zwecklos unser ganzes irdisches Dasein.

Doch glauben wir ja nicht, daß dies nur auf das Volk, die sogenannte große Menge, anwendbar sei, die man so gerne

mit verächtlichen Blicken ansteht. Ruffet zurück in Euer Gedächtniß jene Hexenprozesse, all' die Adepten und Astrologen, und in vieler Beziehung auch jene Magnetiseurs! Hieher dürfte auch gerechnet werden das ganze stattliche Heer der politischen Schwärmer und alle jene weisen Männer, die ihre Aufmerksamkeit ganzen Völkern zuwenden, und immer nur gerade das Entgegengesetzte von dem sehen und hören wollen, wovon sie Augenzeugen sind, und was sie mit eigenen Ohren vernehmen.

Auch ist's ewig wahr, daß blinder Glaube und Betrug Hand in Hand mit einander gehen, und daß ein großer Theil der Menschen mit Schauspieler-Gewandtheit den Abergläubigen spielt, um die Einfalt Anderer zum Werkzeug zu gebrauchen. Wieder um ein Glend mehr! Die Menge liebt zu täuschen und auch getäuscht zu werden; die Menge wird und macht lasterhaft eines wirklichen oder nur eingebildeten Nutzens halber. An diese großartige, doch seelenschändende Methode, zu täuschen und getäuscht zu werden, schließt sich auch die, in unserem Innern sich entwickelnde, und in und durch uns selbst genährte Täuschung an, die, je nachdem sie sich in ihren Folgen äußert, uns entweder lächerlich, oder bemitleidenswerth, oder gar verabscheuungswürdig macht.

Wenn diese Selbsttäuschung und die darauf sich gründende unvernünftige blinde Zuversicht den Verstand unterjocht — und wie oft und bei wie Vielen ist dies nicht der Fall! — dann hört der Mensch auf, ein der Gottheit ähnliches Geschöpf zu sein. Und dennoch wissen wir, daß es auf dem ganzen weiten

Erdenrund auch nicht ein einziges Thier, ohne jenes uns verliehene göttliche Gepräge, das heißt, ohne jenen in unser Inneres gehauchten, himmlischen Funken, gebe, das in Betreff seiner Kraft und Naturtriebe auf einer so niedrigen Stufe beschränkter irdischer Beschaffenheit stände, als eben der Mensch.

Doch der Leser dürfte dieser Jedermann bekannten Raisonnements bereits überdrüssig geworden sein: es steht ihm frei, diese Blätter zu überschlagen, oder gleich zu der hier folgenden Erzählung zu schreiten.

## 2.

Die Sonne war im Sinken; ihre letzten scheidenden Strahlen brachen sich an den Gipfeln der Karpaten; der Ackersmann — es war im Sommer — zog ermüdet von der ländlichen Arbeit heim gegen die Stadt, die an den schönen Ufern des Poprád, unfern von dem Riesengebirge, in einer reizenden Lage sich erhebt. Hieraus, so wie aus der in Tököli's Besitz einst gewesenen alten Beste, werden die Leser entnehmen, daß hier von Käsmark\*) die Rede sei, dem Aufenthalte beiderer, deutscher Bürger, wohin unsere magyarischen Jünglinge, zur Erlernung der hartklingenden, doch reichen und dichterischen Sprache der Enkel Herrmann's, sich zu begeben pflegen.

Zu den hier erwähnten Jünglingen schienen auch jene beiden zu gehören, die jetzt außerhalb der Stadt, versunken im

\*) Käsmark oder Kaisersmark, in der Zipser Gespannschaft, eine Stadt am Flusse Poprád, in der Nähe der Karpaten gelegen.

Genüsse des herrlichen Sommerabends, im Freien sich ergingen. Beide waren von stattlichem Gliederbau, mit Geschmack gekleidet, an Alter einander gleich, doch von verschiedenartigem Anblicke. Aus dem Antlitz des Einen strahlte Aufgewecktheit, heiterer Frohsinn; mit lebhafter Theilnahme betrachtete er die heimwärts wallende Menge, er war bemüht, seinen Gefährten durch witzige Einfälle und launige Bemerkungen aufzuheitern. Doch dieser schien in sich gekehrt; träumerisch und sehnsüchtig blickte er der untergehenden Sonne nach, oder gegen das Gebirge; er schien kaum wahrzunehmen, was um ihn her vorging, und seine Gesichtszüge, so wie der düstere Blick verriethen einen tiefen innern Gram.

»Freund! betrachte einmal jenes Original,« redete der Heitere ihn an, »das dort so behaglich auf seine Flinte gestützt steht.«

Der Düstere wendete sich, als wäre er aus einem Schummer erwacht, überrascht gegen den Frager; er wollte sprechen, doch schloß er die geöffneten Lippen wieder.

»Paul!« begann Jener wieder, »Dein Geist schweift anderwärts. Auf jenen Jäger dort machte ich Dich aufmerksam.«

Paul zuckte die Achsel und seufzte, während seine Blicke wieder in die Ferne starrten.

Mitleid sprach aus den Zügen des Aufgeweckten; schweigend betrachtete er den in sich Versunkenen eine Weile; jetzt legte er seine Hand auf dessen Schulter und redete ihn wieder an: »Erinnere Dich Deines Versprechens!«

»Erinnern, o das ist leicht, doch erfüllen —«

»Der Seelenstarke will, und aus dem Wollen wird die That.«

»Wenn aber die Seelenstärke sammt der Wurzel dahin ist?«

»Poffen! in einem jugendlichen, kräftigen Körper kann die Seelenkraft nur durch vorsätzliche Verweichlichung erschaffen. Sei ein Mann; mustere Deinen Gemüthszustand mit einem ernst prüfenden Blick, und glaube mir, Du wirst vor Dir selbst erröthen und geheilt werden.«

»Glaubst Du, daß ich nicht bereits Alles aufgeboten, was nur in meinen Kräften stand? D über die Glücklichen! Wie vermagst Du auch über einen Gemüthszustand zu sprechen, von dem Du kaum eine Ahnung hast?«

»War ich etwa nicht auch schon liebeskrank? Auch ich bin in meinen Hoffnungen getäuscht worden, auch ich habe mich gegrämt, ich habe geschwärmt und gekämpft, und jetzt lache ich all' der eitlen Narrenspoffen.«

Auf Paul's Lippen schwebte ein bitteres Lächeln. »Liebe? — wißt Ihr wohl, was das heißt? begreift Ihr, was das sagen will? — Flattern wie ein Schmetterling; aufklackern wie ein Irrlicht; in einen Sinnenrausch versinken, der die halbe Nacht währt; dann gähnen, süß schlummern und am frühen Morgen wieder Alles vergessen haben: das ist's, was Ihr Liebe nennt. Ich bitte Dich, Ladislaus, brechen wir ab!«

»Nein, mein theurerer Freund! die Sache fängt an ernsthaft zu werden. Du bist der Gewalt einer quälenden Leidenschaft anheim gefallen; von Tag zu Tag wirst du düsterer und welkst zusehends hin. Was soll daraus werden? Du gabst mir

das Versprechen, Dich bemeistern zu wollen; und sieh' da, Du überlässest Dich dem Einflusse einer zehrenden Leidenschaft immer mehr und mehr. Willst Du Dich zu Grunde richten?"

»Ja, ja, mich ekelt das Leben an!"

»Paul, wir müssen diese Gegend verlassen."

»Verlassen? diese Gegend? Sie? Du weißt nicht, was Du für ein fürchterliches Wort ausgesprochen!"

Ladislauß schien nachzudenken; nach einer Pause begann er wieder: »Welch' ein schöner, lauer Sommerabend! Paul, ein längst gehegter Wunsch ist in meiner Seele wach geworden."

»Ein Wunsch?" fragte Jener.

»So oft meine Blicke hin nach den Gipfeln der Karpaten schweifen, bedauere ich jedesmal, sie noch nicht bestiegen zu haben."

»Einst war dies wohl auch mein Wunsch."

»Und jetzt?"

Paul zuckte die Achsel: »Wenn Du Lust hast!"

»Gut denn! Morgen oder übermorgen, sobald wir einen Führer finden, machen wir uns auf den Weg!"

Während die beiden Jünglinge auf diese Weise im Gespräche mit einander begriffen waren, stand einige Schritte weit von ihnen, auf seine Flinte gestützt, ein Mensch, von dem der Beschauer seinen Blick nicht sogleich wieder abzuwenden vermochte. Die faltenreiche, schmale Stirn, eine platt gedrückte Nase, spähende, kleine Augen, sonnenverbrannte eingefallene Wangen, von einem struppigen Schnur- und Backenbart beschattet, dann die mit der ganzen ärmlichen Figur und dem



nichts sagenden Gesicht in einem seltsamen Gegensatz stehende, gespreizte, selbstgefällige Haltung; der Kopf, der unmittelbar auf den Schultern saß und des Halses als Bindungsmittel ganz zu entbehren schien; Alles dies war wohl geeignet, in die Augen zu fallen und die Blicke der Vorübergehenden zu fesseln. Ein alter Strohhut, ein Jägerwamms, das einst grün gewesen zu sein schien, und eine Leinwandhose bildeten seinen Anzug; um seine Schulter hatte er einen struppigen Tornister geworfen. Seine Blicke schweiften spähend umher, bis sie endlich auf den beiden Jünglingen ruhen blieben.

Der Mensch hat zuweilen Ahnungen, mithin auch unser Jäger. Als die beiden Jünglinge ihre Blicke nach der Lomniczer Bergspitze richteten, dachte er sich: Diese beiden jungen Herren mögen aus der Fremde hierher gekommen sein, und solche, vollends die vom Flachlande, pflegen dieses hohe Gebirg selten unbestiegen zu lassen. Es könnte in keinem Falle schaden, wenn ich die Frage an sie richtete: ob sie wohl Lust hätten, den lieben Wolken einen Besuch abzustatten? An gutem Trinkgelde kann's dann nicht fehlen; die Gelegenheit ist was werth! Dies bei sich denkend, oder vielleicht gar zwischen den Zähnen murmelnd, nahm er die Flinte in die linke, den Hut in die rechte Hand, und mit Soldatenschritten den beiden Sprechenden sich nähernd, blieb er in demselben Augenblicke vor ihnen stehen, als gerade von einem Führer die Rede war.

»Mit Verlaub, der bin ich!« rief er.

»Wer seid Ihr?« fragte jener Jüngling, den der Andere Ladislaus genannt hatte.

»Hm! ich bin der Führer, der Ihnen, meine Herrschaften, den Weg da hinauf zum Scheitel des greisen Urgroßvaters zeigen kann; sonst nennt man mich schlechtweg Jakob Knot, geboren in Lomniß, ein Sprößling jenes berühmten, ruhmwürdigen Paul Knot's; zwanzig Jahre war ich im Dienste Sr. Majestät des Kaisers, Campagnen habe ich mitgemacht in Italien und im Reich; zum Lohne für meine langjährigen Dienste bin ich nun jeder Steuer enthoben, da ich zu meiner Erleichterung ohnehin sonst nichts besitze, als diese Flinte da.»

Das so originelle Exemplar der Lomnißer Beredsamkeit, die eigenthümliche Gestalt des Redners, die Art und Weise, mit der er perorirt und den Jünglingen sich vorgestellt hatte, brachte auf diese eine ungemein komische Wirkung hervor, und selbst auf den Lippen des Schwermüthigen schwebte ein Lächeln, während der Andere mit übersprudelnder Laune in ein schallendes Gelächter ausbrach.

»Vortrefflich, tapferer Jakob Knot! Euch ist also der Weg in den Bergen wohl bekannt?»

Unser Held runzelte die faltenreiche Stirne noch mehr, als hätte das Gelächter ihm ganz und gar nicht behagt, doch that er sich Gewalt an, zog die Brauen martialisch in die Höhe, stellte sich mit echter Soldateske in Positur, räusperte sich und sprach: »Der Weg, Herr, ist mir nur zu gut bekannt, vielleicht eben so gut, als dem Steinbock, der auf dem steilen Berggipfel zur Welt kommt. Die Familie Knot, meine Herren, fühlt sich von jeher seltsam zu den Bergen hingezogen; schon in meiner Kindheit war ich mit allen Irrwegen allda

bekannt. Wollen Sie es auf eine Probe ankommen lassen, so führe ich Sie, meine Herren, so hoch hinauf, daß Sie sich einige Sterne pflücken und an den Hut stecken können.»

»Kein alltägliches Versprechen!» rief der Jüngling, »und könnten wir uns wohl morgen schon auf den Weg machen?«

»Wie viele Tage gedenken Sie wegzubleiben?«

»Längstens drei.«

»Und Sie möchten hinauf bis auf die höchste Spitze?«

»Ja, so weit es nur immer möglich ist.«

»Also übermorgen, junger Herr; bis dahin wollen wir die nöthigen Vorkehrungen zur Reise treffen.«

### 3.

Die Familie, die ich meinem Leser jetzt vorzuführen im Begriffe bin, stand eben vom Abendmahl auf und nahm an den offenen Fenstern Platz, um nach dem schwülen Tag die kühle Abendluft in vollen Zügen einzuathmen. Der aufsteigende Mond schien freundlich in das Gemach, und seine Strahlen, mit dem Schimmer der auf dem Tische brennenden Lampe zusammenfließend, strömten ein angenehmes Licht aus. Wenn man das Gemach, die Möbel und die Bewohner näher betrachtete, so gewährte man sogleich, daß im Hause Nettigkeit, Bequemlichkeit und Wohlstand herrschten. Und in der That war jener alte Herr, der am Fenster in einem weich gepolsterten Armstuhl so wohligh zurückgelehnt saß, und mit sichtbarer Behaglichkeit nach dem reichlich genossenen Mahl aus einer

ziemlich umfangreichen goldenen Dose häufig eine Prise nahm, niemand Anderer, als Nathanael Aringer, der seit vielen Jahren wohlbestallte Oberrichter dieser edlen Stadt. Seine Haarlocken begannen bereits schütterer und grau untermischt zu werden; doch schien er noch hinreichende Kraft zu besitzen, um alle häuslichen Pflichten noch lange pünktlich erfüllen zu können; wenigstens hatte er bisher vor seinem Hausarzt noch nie über Mangel an Appetit Beschwerden geführt, wovon auch die behagliche Wölbung seines Verdauungsapparates ein glaubwürdiges Zeugniß lieferte. Dieser gesegnete Wanst, seine von jeglicher Leidenschaft verschont gebliebenen, ruhigen Gesichtszüge verkündeten eine höchst gutmüthige, zum Borne nie reizbare Natur, die sich auch gegen die seinem Scepter Untergebenen nie verleugnete, wenn diese nämlich den einzigen Umstand streng beobachteten, ihn, bevor er noch seinem despotischen Magen sein Recht hatte widerfahren lassen, nicht zu turbiren, oder aus seinem süßen Nachmittagschläfchen zu wecken.

Die Dame, die, ganz einfach und häuslich gekleidet, neben der eben angeführten ehrbaren männlichen Gestalt in so vertraulicher Nähe Platz genommen hatte, ist zweifelsohne die würdige Hausfrau, die allgemein geachtete Frau Aringer. Ihr Anzug und ganzes Wesen ließen in ihr auf den ersten Blick eine sorgsame, emsige Hausfrau erkennen; und bei all' ihrer Einfachheit verrieth die ungewöhnliche Lebhaftigkeit ihrer Augen und die Form der Lippen, daß sie das Hausregiment mit mehr Energie und Nachdruck zu führen verstehe, als ihr Herr Ge-

mahl — so viel aus seinem ganzen Außern sich entnehmen läßt — das der Stadt.

Dieses interessante Paar lebte in patriarchalischer, glückseliger Eintracht; mit stillem Wohlgefallen ruhten die Blicke der zärtlichen Eltern auf dem einzigen Pfand ihrer Liebe, der reizenden, in voller Jugendblüte prangenden Nelli. Wir würden diesem alten Menschenpaar wohl schwerlich Glauben beismessen — denn die elterliche Liebe sieht doch, wie bekannt, durch ein schlechtes Glas! — doch sämtliche Jünglinge der ganzen Umgegend gestehen einstimmig, daß Nelli Aringer nicht allein reich, stattlich, und eine vortreffliche Tänzerin, sondern daß sie obendrein auch ein sehr hübsches Mädchen sei. Jener Feueereifer, mit dem die Schönen der Stadt diesen letztern Punkt gewöhnlich zu bestreiten suchten, erweckt allerdings den Verdacht, es müsse an der Sache dennoch etwas Wahres sein; und wir zweifeln auch nicht im Geringsten, wenn wir die Rosen ihrer Wangen, den Stillhimmel ihrer tiefblauen Augen, die Seidenglätte ihrer blonden Locken, ihren zarten Gliederbau und noch Mehres beschreiben wollten, daß auch Ihr, meine freundlichen Leser, von der Wahrheit dieser Behauptung also gleich überzeugt würdet. Indes haben wir an uns selbst bereits die Erfahrung gemacht, daß die dichterischsten, oder, wenn Ihr lieber wollt, die malerischsten Schilderungen der Schönheit gewöhnlich nur das zur Folge haben, daß dem Leser oder Zuhörer nach reiflicher Erwägung der ganzen pomphaften Beschreibung nichts Klügeres zu fragen übrig bleibt: wie denn diese Schöne eigentlich ausgesehen haben mag? Nach dieser

kritischen Abschweifung sei es mir nun gestattet, in stillem Vertrauen Euch zuzusichern, daß Nelli in der That schön, und was noch mehr ist, voll Anmuth war.

Wer würde nun ein solches Mädchen ohne sorgfältige Ausbildung gelassen haben? Wir müssen es auch zum Ruhme des Herrn Oerrichters und seiner getreuen Gehälftin eingestehen, daß sie für Nelli Alles thaten, was sie nur auszusinnen vermochten. Nelli tanzte, spielte das Piano, war Meisterin in allen weiblichen Handarbeiten; zeichnete, wußte auf französisch zu grüßen; hatte aus Victor Hugo und Bulwer ganze Seiten gelesen, und mehr dergleichen. Wenn ein schönes und reiches Mädchen es einmal dahin gebracht hat, was ist dann wohl natürlicher, als daß sie in den Augen der Männer die vierte Grazie oder die zehnte Muse wird, und männiglich in ihren Gesichtskreis, viele sogar in ihren Besitz zu gelangen streben.

So erging's auch unserer Nelli. Alt und Jung drängte sich zu ihr, und der alte Herr, so wie die sorgsame Mutter zerbrachen sich, so zu sagen, den Kopf, wer aus dieser Menge eigentlich zu erwählen sei, um in Anbetracht der seltenen Reize ihres »himmlischen Kindes« und des vollen Beutels des Vaters ein vollkommen würdiger Schwiegersohn zu sein. Während nun die Eltern mit diesem Gedanken eifrig beschäftigt waren, verlebte das reizende Mädchen ihre Tage in ungestörter Ruhe. Nicht als ob in ihrem Busen nicht zuweilen eine geheime Regung für diesen oder jenen ihrer galanten, jugendlichen Anbeter erwacht wäre; doch wurden diese erwachenden Gefühle nie zu einer dauernden Leidenschaft. Mit gleichförmiger,

stets heiterer Laune tanzte sie mit dem Einen so wie mit dem Andern; und es schien, als bliebe ihr der Tanz selbst stets interessanter, als der Tänzer. Ob sie übrigens nie von den bräutlichen, zauberischen Tagen, in welchen der Himmel voller Geizgen hängt, geträumt habe, wer wollte wohl dergleichen zu behaupten wagen? Doch galten ihre süßen Träume nie einem und demselben Gegenstande ausschließlich, indem sie zu jenen glücklichen Geschöpfen gehörte, die von der Natur ohne starke Leidenschaften geschaffen wurden, und die kraft dieser günstigen Gemüthsverfassung die verschiedenartigsten Verbindungen anzuknüpfen und in jede Lage sich leicht und zufrieden zu fügen wissen, die aber auch gewöhnlich mehr häusliches Glück zu geben und zu empfangen geeignet sind, als die Leidenschaftlichen.

So war Nelli, und dadurch, daß sie so war, verrieth ihr Außeres jene gewisse, anmuthsvolle Leichtigkeit, jenen kindlichheitern Muthwillen, der auf das Gemüth vieler Männer einen stärkern Reiz übt, als die ein tiefes Gefühl beurkundenden Züge. Denn das tiefe Gefühl bringt frühzeitige Erfahrung und Reife; es zieht einen engern Kreis des Vertrauens um sich, und imponirt gewissermaßen. Das unbefangene, kindliche Gemüth dagegen fügt sich willig und freudig fremder Herrschaft, indem es mit vollem unbegrenzten Vertrauen huldigt, was dem männlichen Stolze schmeichelt, und wodurch der Mann so oft und so leicht in's Joch geräth. Doch um nicht langweilig zu werden — Nelli nahm also am Fortepiano Platz, und ihre Rosensfingerchen hüpfen zum Entzücken des lauschenden

Elternpaares über die Tasten hin. So eben hatte sie ein Stück zu Ende gespielt, und als sie im Begriffe war, ein neues zu beginnen, wurden auf der, seit einigen Viertelstunden bereits ganz öde gewordenen Straße durch das offene Fenster herein klingende Schritte vernehmbar. Die im Gemache befindliche Familie wurde aufmerksam; Nelli trat an's Fenster und neigte sich hinaus, doch zog sie schnell den blonden Lockenkopf zurück, und eine zarte Röthe flog über ihre Wangen. Die Lippen der Hausfrau öffneten sich zu einer Frage, doch bevor sie noch zu Worte kommen konnte, erscholl von außen eine stille Nachtmusik, und die zum Sprechen geöffnete Lippe schloß sich lächelnd wieder.

»Aha!» rief Herr Aringer, »gewiß niemand Anderer, als der junge Kraudi.«

Nelli's Köpfschen nickte bejahend.

»So, nun, nun! — kein übler Junge,« fuhr der alte Herr fort, »und obendrein ein guter Wirth.«

»Und so artig,« fiel die Hausfrau ein, »die alte Seibert hält auch große Stücke auf ihn; wie er aber auch die alte, kränkliche Lante achtet!«

»Ah, Mama!» rief Nelli, »das ist ja das hübsche Notturno, was wir gestern vom Herrn von Erdöhegyi hörten.«

»Erdöhegyi!» entgegnete die Mutter, »wer mag wissen, wer dieser Herr von Erdöhegyi ist, und woher er eigentlich kam?«

»Nun, nun!« — sprach der alte Herr dazwischen — »es ist nicht zu leugnen, daß er ein studirter junger Mann und überdies vom Adel ist.«



»Adel ist kein Kapital,« bemerkte die Matrone.

»Doch ein Hebel, mittelst dessen man hoch steigen kann,« entgegnete der alte Herr.

»Ja wann aber? Einst? in Zukunft? oder vielleicht gar nie? Hoffnung ist ein leerer Schall,« bemerkte die fluge Frau.

»Talent ist für die Hoffnung ein sicherer Grund und Boden,« meinte der Oberrichter.

»Sei dem, wie ihm wolle,« eiferte die Hausfrau mit etwas erhobenerer Stimme, »mir gefällt dieser junge Mann nun einmal nicht.«

»Nun, nun, mein Kind!« antwortete Herr Aringer besgütigend.

»Da ist mir der junge Kraudi ein ganz anderer Mann!«

»Ja wohl!« bekräftigte der Hausherr pflichtschuldigst; dabei schnellte er mit zwei Fingern auf seine goldne Dose, und mit musterhafter Urbanität bot er seiner Gemahlin eine Prise, die das belebende Pulver auch nicht verschmähete; der ehrenwerthe Oberrichter folgte ihrem Beispiele, und so wurde in dieser gemeinschaftlichen sympathetischen Prise die häusliche Ruhe, die zu trüben sich begonnen hatte, vollkommen wieder hergestellt.

Melli schien während dieser dramatischen Szene vollkommen neutral geblieben zu sein. Denn wenn die Rede von ihrem künftigen Gatten war, mochte sie sich wohl denken: die beiden Alten vereinigen sich leicht, überdies ist es wohl erfreulicher, unter zwei Freiern wählen zu können, als wenn sich gar keiner zeigt. Dabei lauschte sie mit stillem Entzücken der Musik, und

die Aufmerksamkeit, die ihr von einem der vorzüglichsten Bürgerföhne der Stadt gezollt wurde, schmeichelte ihrem mädchenhaften Stolze nicht wenig. Der jugendliche Kraudi mochte auch in der That in keinem Falle zu verachten gewesen sein, was aus jenen vielbedeutenden Seitenblicken, die hie und da aus dem Fenster eines Nachbarhauses dem stattlichen Spender der Serenade verstohlen zugeworfen wurden, auch deutlich genug hervorging. In manchem Busen erwachten neidische Regungen über das Glück der kleinen Nelli. Doch umsonst! — Kraudi wußte nun einmal, was er zu thun habe, und eine so reizende Gestalt, wie die Nelli's war, und einen so vollgespickten Beutel, wie ihn der Oberrichter besaß, mit einem einzigen Neßwurf wegzufischen, war in der That kein übler Gedanke.

Doch möchten wir nicht gerne die Zeit zwecklos vergeuden; wir bemerken daher in Kürze, daß, so angenehm auch oben im Gemache und unten auf der Straße die Minuten dahin floßen, so mußte die Sache dennoch endlich einmal ein Ende nehmen; und in diesem Augenblicke, von dem hier die Rede ist, war die Straße auch bereits öd' und still, die Fenster jenes Gemaches und der nachbarlichen Häuser ringsherum geschlossen, und die reizende Nelli lag eingewühlt in ihren reichen Kissen, und mochte sie nun wachen oder schlafen, so umgaukelten sie gewiß süße Bilder.

#### 4.

Ein einziges Fenster war dennoch und zwar gerade dem Aringer'schen Hause gegenüber offen, und durch dasselbe sah

ein Jüngling mit blassem Antlitz und schwermüthigen Zügen; seine sehnsüchtigen Blicke waren unverwandt auf die Fenster unserer ruhenden Schönen gerichtet. Von außen und innen herrschte tiefe Stille; der Vollmond goß sein klares Silberlicht vom bestirnten Himmel herab, und der nahe Kirchturm warf seinen riesigen Schatten die mit dem sanften Schimmer erleuchtete Straße entlang. Alles dies und die wundersamen Reize der herrlichen Sommernacht schienen auf den Jüngling nicht den geringsten Eindruck hervorzubringen; dort saß er, den Kopf in die flache Hand gestützt, und blickte starr auf das geschlossene Fenster, welches alle Wünsche seines Herzens seinem Blicke grausam entzog, und er hatte die Kraft nicht, seine Augen abzuwenden; unterdrückte Seufzer beklemmten seine Brust, und an seinen Wimpern zitterte eine heiße Thräne.

Jetzt schlug die Thurmuhre und verkündete die schauerliche Mitternachtsstunde, und in diesem Augenblicke trat aus dem Gespensterreigen hinter der Kirche eine Gestalt hervor, und blieb gerade vor dem Hause des Oberrichters stehen. Erschrecket nicht, meine freundlichen Leser! die Gestalt vermag eigentlich gar kein Entsetzen einzuflößen, es war niemand Anderer, als der ehrliche Nachtwächter, der zum Beweis der pünktlichen Erfüllung seiner Berufspflicht hieher gekommen war, um sein seit vielen Jahren allnächtlich angestimmtes Lied auch jetzt und wohl nicht zum letzten Male abzusingen, und den nach dem schmachtigen Nachtmahl süßschlummernden Herrn Oberrichter zur nothwendigen Achtsamkeit ganz erfolglos aufzurufen.

Wer durch diesen ziemlich lauten Aufruf am unangenehmsten geweckt wurde, war unstreitig unser schwermüthiger Jüngling. Die Bilder seiner regen Fantasie mochten düster, doch nicht irdischer Natur sein, und so wurde er durch das allzu-prosaische Geplärre des ehrlichen Nachtwächters aus seinem träumerischen Hiubrüten emporgeschreckt, und mit mürrischer Miene schlug er das Fenster zu.

Im Innern des Gemaches flackerte die Flamme der Kerze zum letzten Mal auf, und verlöschte dann ganz; doch konnte man beim hellen Mondschein wahrnehmen, daß die beiden Wände des Zimmers von zwei Betten eingenommen wurden; in dem einen lag eine Gestalt in tiefen Schlaf versunken, während das andere seines Herrn zu warten schien, der mit schnellen Schritten auf- und abging. Dieser Promenirende war derselbe, der früher verdrießlich das Fenster zugeschlagen hatte, und dem wir auch bereits an den Ufern des Poprad's, mit seinem Freunde sich im Freien ergehend, begegnet haben. Über diesen, mit allen Symptomen krankhafter Liebespein behafteten Jüngling werden die pedantischen Männer der Weisheit gewiß mittheilig die Achsel zucken. Doch Ihr, meine sanften Leserinnen, die Ihr über das Schicksal des unglücklichen Devereux Aubrey, oder über die arme, bejammernswerthe blinde Mydia so gerne heiße Thränen vergoßet, und die Ihr es noch lieber hättet, wenn sich Jemand in einem Fieberparoxismus glühender Liebe für Euch verzehren würde: Ihr gefühlvollen Seelen, sage ich, könnet meinem Helden Eure innigste Theilnahme gewiß nicht versagen, und vermöge Eurer

lobenswerthen Neugierde habt Ihr wohl längst schon im Stillen zu erfahren gewünscht, wer er sei? weshalb er leide? was mit ihm geschehen werde? und mehr dergleichen.

Erdböhegyi war das Kind magyarischer Eltern aus Niederungarn, von Adel, doch nicht aus reichem Hause. Sein Vater besaß indeß so viel, um seinen Sohn auf die hohen Schulen schicken zu können, wo er auch nicht ohne Nutzen seine Studien-Laufbahn beendete; er sammelte sich nützliche Kenntnisse, und gegenwärtig befand er sich in Kásmark bei einem einstmaligen Schulkollegen seines Vaters, als Rechtskandidat, um für das juridische Fach sich praktisch auszubilden. Gang nach gebiegener Bildung lag in seinem Wesen; Eleganz und Geschmack verrieth sein Außeres. Darum war ihm auch nichts verhafter, als ein pöbelhafter Umgang, und er weilte nur in schönen Birkeln gerne, wo er sich auch allmählig einen feinen Weltton anzueignen Gelegenheit fand, der, im Vereine mit seinem wahrhaft schönen Außern, ihm überall, wo er nur auftrat, den günstigsten Empfang sicherte. Schade, daß er bei solchen Vorzügen von der Natur nicht auch mit mehr Heiterkeit des Geistes ausgestattet wurde. Betrachtete man seine Gesichtszüge, so war man im Zweifel, ob dies der Ausdruck stiller Ruhe oder irgend einer zehrenden innern Leidenschaft sei. In den dunkellobernden Augen spiegelte sich ein tiefes Gemüth ab; der Ton seiner Stimme war glühend und weich zugleich. Lauter Kennzeichen, daß die Natur ihn mit einem Herzen beschenkte, welches bestimmt schien, bei der ersten Veranlassung zu bluten und zu leiden.

Wenn ein zu sehnfüchtigem Schwächten geneigter, mit einem warmen Herzen begabter junger Mensch noch überdies eine lebhaftere, reiche Fantasie besitzt, wenn weder der Zufall, noch ein fester Wille ihn frühzeitig auf seinen Seelenzustand aufmerksam macht, und ihn zu reiflichem Nachdenken über seine Gemüthsverfassung anregt, so ist der Schwärmer fertig. Dann werden die Gegenstände seiner Einbildungskraft und seiner Wünsche nicht vor seiner Seele stehen, wie der Marmorblock vor dem schaffenden Geiste des Bildhauers, dem er nach Gefallen und Gutdünken diese oder jene Gestalt zu verleihen vermag. Dann beherrscht der Gegenstand die Seele, und diese, in einen immerwährenden sklavischen Zustand versetzt, ist entweder zu gänzlicher Unthätigkeit verdammt, oder sie wird zu Thaten verleitet, die nicht unter dem Einflusse klarer gesunder Vernunft, sondern zügelloser Fantasie stehen.

Von der frühesten Jugend an neigte sich Erdöhegyi zu einem solchen Seelenzustand hin. Seine Eltern und Erzieher sahen nicht scharf genug, und freuten sich vielmehr, wenn der noch kaum in's Jünglingsalter getretene Knabe sich in die Lektüre schwärmerisch glühender Dichter vertiefte; wenn er in Gesellschaft sich so sanft, so ruhig und dennoch mit so sichtbarer Theilnahme, die über gewöhnliche Galanterie so viel Wärme goß, betrug, und es schien, als suche er ein Herz, das diese Glut in vollem Maße zu würdigen verstünde.

Die Leidenschaften, so wie Alles in der Natur, entwickeln sich allmählig und gedeihen nur nach und nach zur Reife. Oft trifft es sich wohl, daß die Entwicklung und Reife sich sehr

frühzeitig einstellen; doch müssen in jedem Falle gewisse innere und äußere Umstände vorangehen, und die Seele progressiv vorbereitet werden, um die Leidenschaft in vollen Flammen auflodern zu lassen. So lange in der Seele unseres Helden nur geahnte Wünsche und Traumbilder ohne Gestalt und Form aufstiegen, ja so lange die bereits nach einer bestimmteren Gestalt strebende Ahnung nur um das in seinem Innern lebende Ideal sich bewegte, und er draußen im Leben, in den gesellschaftlichen Kreisen keinen Gegenstand fand, von dem dieses zurückgespiegelt werden konnte: so lange war auch keine Gefahr vorhanden. Noch wäre es Zeit gewesen, das schwärmerische Gemüth des Jünglings auf hohe, Herz und Geist erhebende Gegenstände hinzulenken; die kühne Einbildungskraft reiflicher Besonnenheit und einem festen Willen unterzuordnen, um der einst unfehlbar hervorbrechenden Flamme eine bestimmte Richtung zu geben. Oder — gestehen wir nur immer die Wahrheit ein — vielleicht wäre dies gar nicht möglich gewesen; vielleicht spielt in dem ereignißreichen Leben des Menschen das Glück eine Hauptrolle; vielleicht hängt Alles nur davon ab: wohin und unter welchen Einfluß der in dem Moment der Entwicklung begriffene Jüngling geräth.

Mit einem Worte, unser Jüngling war, bevor er die am Fuße der Karpaten gelegene Stadt besucht hatte, an Leib und Seele gesund und stark, und er kannte dasjenige nicht, was man Liebe nennt, und ohne welches all' die Romanen- und Novellenfabrikanten für die gebildete schöne Welt sich auf anderem Wege Ruhm und Brot zu verdienen genöthiget wären.

Auf dem Lande, wo der alte Herr von Erböhegyi die von seinen Ahnen übererbte kleine Wirthschaft nach altherkömmlicher Weise fortführte, gab es wohl auch Mädchen, und der Jüngling hatte deren auch in jener Stadt gekannt, wo er die Schulen absolvirte; doch er dachte sich — oder wenn er es sich auch gerade nicht dachte, — wie es möglich sei, sich in ein Mädchen zu verlieben, die keine Thekla Wallenstein, oder keine Ottilie, Esmeralda, oder Lester Madelino, oder Gott weiß, was? sei. — Es war freilich ein Übel, daß er sich seit langer Zeit mit dem Wunsche herumtrug: zuletzt dennoch Eine von den Genannten und diesen Ähnlichen aufzufinden! Daß in dem Momente des Auffindens und Erkennens das Herz zum Herzen hingezogen und die beiden Flammen in einander schlagen würden, bezweifelte er natürlich nicht im Entferntesten. Die lauteste Stimme des Herzens ist doch die Sympathie! Und wer dieses Wort so deutet, wie er, sollte der da nicht glauben, daß jeder Andere es eben so deuten müsse? —

Auch sah er sich bisher in diesem Glauben nicht betrogen. Helden der Liebe sind — wie längst bekannt — in der Freundschaft nicht sonderlich stark. Doch bevor jene Herz und Seele so sehr einnehmenden Tage der Liebe sich einstellen, pflegt dieses neue erwachende Gefühl ein vertrautes Verhältniß zwischen Jünglingen gleichen Alters hervorzurufen, denn dem übervollen Busen wird ein gegenseitiger Erguß nothwendig. Als der alte Herr von Erböhegyi seinen Sohn die hohen Schulen beziehen ließ, schickte der ehrwürdige Bede, der Seelenhirt des Ortes, auch den seinigen dahin, und die beiden Jünglinge



beendeten zugleich ihre Studien; sie traten zugleich ihre juristische Laufbahn an, und hingen mit wahrhafter Theilnahme und Zuneigung an einander. Indesß war Ladislaus Bede ganz anders beschaffen, als sein Freund. Mehr Urtheilskraft als Fantasie, mehr Verstand als Gefühl, reich an Lebenslust, stets reiflich überdachtes planmäßiges Handeln, und eine von Tag zu Tag zunehmende Weltkenntniß, waren die Hauptzüge seines Charakters. Dem zu Folge besaß er, wiewohl die Freunde sich an Alter ganz gleich waren, mehr Reife als sein Freund, und oft erschien er neben ihm als sein Führer; indesß vermochte er in Anbetracht seiner heitern, ruhigen Mäßigung über das, was in dem Herzen seines Freundes vorging, keine gehörige Ansicht zu erlangen, und um so mehr mußte er überrascht werden, als er, nach jener an den Ufern des Poprad's von seinem Freunde vernommenen Erklärung, die Symptome eines Gemüthszustandes an ihm gewahrte, dessen traurige Folgen vorauszusehen waren.

Damit also zum Verständniß unserer Erzählung Nichts wegbleibe, wollen wir nur noch hinzufügen, daß unsern beiden Jünglingen, nachdem sie auf diese Weise vorbereitet nach Kásmark kamen und alle gefelligen Vorzüge besaßen, überdies jeder Ausschweifung abgeneigt, und gebildet, galant, vor Allem aber ein Paar recht hübsche Figuren waren, jede Thüre offen stand und sie überall gerne gesehen wurden, vorzüglich aber in solchen Häusern, die für die Zukunft besorgte Töchterchen und Mütterchen in sich faßten. Was unter solchen Umständen aus Bede geworden, oder werden konnte, geht uns nichts an. Ihn

wird sein ruhiges Naturell vor den gefährlichen Folgen mancher blitzenden, verführerischen Blicke schon bewahren. Dagegen erschloß sich vor dem jungen Erdöhegyi eine neue Welt. Während sein besonnener Gefährte das Antlitz und den Gliederbau der dasigen Schönen, wenn auch mit einiger Modulation, aus demselben Stoffe, aus welchem die heimatlichen geknetet waren, sich bereitet dachte, war jener geneigt, nicht so sehr zu denken, als zu fühlen und zu glauben, daß diese hier aus ganz andern Elementen beständen. Ob nun deshalb, weil seine sinnliche Entwicklung jetzt bedeutender als vor seinem Hieherkommen war, oder, weil die Mädchen aus seiner Heimat, indem sie im werfeltäglichen Leben ihrer ländlichen, wirthschaftlichen Häuslichkeit von Schiller und Bulwer durchaus nichts wußten, von den Mittagskonzerten des Pesther Kasino's nie etwas gehört hatten, dagegen ganz entzückt nach den eigenthümlichen Weisen des Bora Andris\*) tanzten, dem erträumten Ideale seiner Fantasie nicht nahe kamen? — können wir nicht entscheiden, und vermögen nur so viel zu berichten: daß das Herz unseres Helden am Fuße der Karpaten zuerst Feuer fing und so lange im Stillen fortglimmte, bis es endlich bei Gelegenheit einer Abendunterhaltung in hellen Flammen aufloderte und sein ganzes Wesen zu verzehren drohte.

Du mußt es übrigens, mein freundlicher Leser, meiner nicht besonders scharfen Gedächtnißkraft nachsehen, wenn ich Dir nicht Rechenschaft zu geben vermag, wie jener Rathsherr

\*) Ein berühmter Geiger unter den Zigeunern.

hieß und in welcher Gasse jenes Haus stand, bei wem und wo jene Abendgesellschaft sich versammelte? — Es war im Fasching, Stadt, Straßen und Gebirge mit Schnee bedeckt, und bei einer solchen Gelegenheit gönnten die alten Herren, ohne Beeinträchtigung ihres kaufmännischen Berufes, sich und ihren Kindern in einem Privathause, oder an einem öffentlichen Orte, einige Stündchen gefelligen Vergnügens. Zur wahren Freude der jungen Leute war eben heute ein solcher Abend hereingebrochen, und die Jünglinge, so wie die Mädchen, hatten nichts Angelegentlicheres zu thun, als ihn auf's Beste zu benützen. Der jugendliche Erdöhegyi setzte sich zum Piano und fantasirte; Bede schäkerte mit den anwesenden Mädchen; das Fräulein vom Hause strafte ihn lachend seiner muthwilligen Scherze wegen, indem sie ihm zurief: »So gehen's doch, Sie Loser! besser, Sie spielen mit dem Herrn von Erdöhegyi die vierhändige Sonate von Gestern.«

»Fräulein, das geht durchaus nicht! Zwei Männer neben einander, hu! es fröstelt mich völlig!« entgegnete der Jüngling, indem er eines der Mädchen unter dem Arm nahm und zum Klavier führte.

»Nicht doch!« sträubte sich das Mädchen; »Fräulein Kringer ist die Meisterin; ihr gebührt der Platz am Klavier, ihr!«

Kaum war dies ausgesprochen, als Nelli umringt wurde, und schon faß das graziöse Kind am Piano neben unserem Jünglinge; alle Männeraugen hingen an der Guldgestalt, denn die Mädchen, wie wir sehen, richteten die ihrigen auf den schönen Jüngling. Erdöhegyi sah Nelli diesen Abend

zum ersten Mal, und das liebenswürdige, kindlich unschuldige Mädchen fesselte seine Aufmerksamkeit ganz. Vollends jetzt, als sie in so freundlicher Nähe neben ihm Platz nahm, und ihre Blicke sich begrüßend einander begegneten, und Nelli's beflügelte zarte Fingerchen über die schwarzen Tasten hinschwebten: wer vermochte da das Gefühl zu erklären, das in diesem Moment in seinem Innern aufflammte? Ihr unbefangener, liebreizender Blick, ihre unverholene, freudige Stimmung, von einem zarten Schicklichkeitsgefühl gemäßigt, dieses kindliche, mit Bescheidenheit gepaarte Selbstvertrauen, dieses seelenvolle Augenpaar, ihr von so tiefem Gefühle zeugendes Spiel, und noch vieles Andere, von dem Ihr Euch wohl schwerlich etwas hättet träumen lassen, doch was unser Held sah, hörte, dachte, empfand, ahnte und glaubte, Alles, Alles dies stürmte mit vereinter Kraft auf seine Seele ein, und es wollte ihn bedünken, als hätte er das, was er seit Jahren gesucht und gehofft, in diesem Momente aufgefunden, und als hätte sein Schutzgeist wie durch eine höhere Eingebung ihm zugestiftet: das ist sie!

Es gibt Augenblicke, in denen selbst die nicht dichterische Seele von einer poetischen Glut sich begeistert sieht; unstreitig ist auch jener Augenblick ein solcher, in welchem der erste Funken der Liebe in dem Herzen des Jünglings sich entzündet. Was Wunder! wenn auch unser Erdöhgeyi zu hohen schwärmerischen Gefühlen sich verstieg, und seine Finger dem zu Folge mit ungewöhnlicher Begeisterung die süßesten, zum Herzen sprechendsten Töne hervorriefen? Die Begeisterung erregt, wenn auch nur auf Momente, auch bei Andern Enthusiasmus. Das

leichtblutige Mädchen fühlte sich ungewöhnlich ergriffen; von Stufe zu Stufe folgte sie ihrem lebenswürdigen Nachbar, und die Folge dieses herz- und geisterhebenden Moments, in welchem ihre Seelen in einander zu fließen schienen, war das entzückendste Ineinanderspiel, das auch auf die ganze Versammlung seinen Eindruck nicht verfehlte.

Die Sonate war zu Ende, und das Entzücken der Zuhörer machte sich in einem lärmenden Applaus Luft. Nelli nahm den Beifall mit heiterer, stiller Ruhe hin; auf Erdöhegyi wirkte er unangenehm ein; oder mochte er sich wohl darum kümmern, ob Andere auf sein Spiel gelauscht, und es beifallspendend aufgenommen hatten? Ihm waren die harmonisch bebenden Saiten, die Stimme seines Herzens; durch die weichen Töne wollte er die flammenden Gefühle seiner Seele veranschaulichen; er glaubte, seine bezaubernde Nachbarin habe ihn ganz verstanden, und er nahm die unter ihren Fingern aufzitternden, schmelzenden Klänge als die Töne der beglückendsten sympathetischen Erwiderung hin. Selige Täuschung, wenn er nicht erwachen müßte! —

Seit dieser Zeit erschien Erdöhegyi öfter im Aringer'schen Hause. Der alte Herr fand seine Freude an dem sanften, unterrichteten, jungen Mann; er lud ihn oft zu Tische, und wie all' die Männer, die am Steuerruder stehen, ließ er sich gerne erzählen, was der welterschütternde D'Connell im englischen Parlament in neuester Zeit gesprochen? Auf welche Weise Sir Robert Peel das volksverwirrende Ministerium neuerdings zum Schweigen gebracht habe? Was sich aus Ludwig Philipp's

legter Thronrede wohl entnehmen lasse? und nach all' diesem richtete er auch mit hochwichtiger Miene die ernste Lebensfrage an unsern vielseitigen Jüngling: zu welchen Preisen im Pesther Markttarif der Wein verzeichnet stehe? Denn wir müssen wissen, daß Herr Aringer durch den Handel mit dem Göttertrank seinen Beutel vollgefüllt hatte; und sollte er wohl nach all' dem für unsern Jüngling nicht eine gewisse Zuneigung verspürt haben, der, aufmerksam gemacht durch die die Weinpreise betreffende, oft wiederkehrende Frage des alten Herrn, schon so frühzeitig dergleichen wichtige Lebensinteressen überblickte? —

Ferne sei von mir jede Verleumdung! Doch dürfen wir vermöge unserer pflichtschuldigen Unparteilichkeit nicht leugnen, daß der Herr Oberrichter seinen Präsidentenstuhl nur im Rathe einnahm, und diesen von dort täglich in den freundlichen Kreis seiner Familie mit sich schleppen zu wollen, wäre natürlich zu beschwerlich gewesen. Und so ergab es sich, daß nach jenem so rühmlichen Beispiel des großen Volkes der einstmaligen stolzen Roma, das Resultat der in den Familiensitzungen abgehaltenen Reden stets nur die Frau Oberrichterin verkündete und in Vollzug brachte. In Anbetracht dessen können wir es in der That kein großes Glück nennen, daß der diplomatische Berichterstatter des alten Herrn — Freund Erdöhegyi — vor den Augen dieser würdigen Matrone keine Gnade fand. Diese ehrenwerthe Dame würde gegen die Besuche des stattlichen, galanten Jünglings wohl nichts einzuwenden gehabt und hie und da wohl selbst sich mit ihm unterhalten haben; ja, sie hätte es nicht übel genommen, wenn er zuweilen mit der kleinen Nelli vierhändige

Sonaten gespielt haben würde; doch ihre umsichtigen, zur Herrschaft geschaffenen Augen gewahrten frühzeitig, wie der schmucke, magyarische Jüngling etwas länger und tiefer, als es mit der bloßen Höflichkeit sich verträgt, an den Blicken des reizenden Kindes hänge. Und jetzt richte ich in allen Ehren an sämtliche Mütter unserer beiden Schwesterländer, mögen sie welche immer von den allda gesprochenen sieben Sprachen reden: — ob Frau Aringer nach einer so hochwichtigen Entdeckung wohl etwas Klügeres thun konnte, als bei jenem Advokaten, bei welchem Erdöhegyi wohnte, und von dem wir bereits wissen, daß er seinen Vater kannte, über die Herkunft und Vermögensumstände des Jünglings genaue Erkundigung einzuziehen? Leider war das Resultat kein besonders günstiges. Der Jüngling war wohl von adeliger Herkunft, doch durfte er in Anbetracht des unansehnlichen Vermögens und der desto zahlreichern Familie seines Vaters eines nur sehr schmalen Erbtheils gewärtig sein. Diese Nachricht bestimmte die besorgte Hausmutter. Realität ist die Seele von Allem, und diese Realität ist nichts Anderes, als eine reiche Erbschaft; und wer einer solchen sich nicht rühmen kann, der möge sich auch auf Nelli Aringer's Besitz keine Rechnung machen. Dieser bittere, wiewohl in seiner vollen Feierlichkeit noch nicht proklamirte Beschluß veranlaßte sie, mit mehr oder minderer Offenheit zu Werk zu gehen bis sie zuletzt ihren Zweck größtentheils erreichte, indem Erdöhegyi's Besuche auffallend feltener wurden.

Indeß war der Mangel mütterlicher Gunst nicht seine größte Qual. Meine freundlichen Leserinnen werden es nur zu

gut wissen, daß in solchen Fällen die Stimme der geliebten Tochter den Ausspruch selbst des strengsten elterlichen Tribunals erfolglos zu machen vermag. In dem, mit flammender Glut angebeteten Mädchen selbst lag die eigentliche Ursache, die die reiche Schmerzensquelle aller Qualen des liebenden Jünglings erschloß. Erdöhegyi war wohl liebenswerth, und unstreitig hielt auch Nelli ihn dafür. Doch standhaft, bis zum Starrsinn, barg er eine, jede Alltäglichkeit weit überflügelnde, gewaltige, tiefe und in die finstern Farben einer träumerischen Seele getauchte Leidenschaft in seinem Busen. Das reine, zu schönen ruhigen Freuden geborne Kind näherte sich Anfangs mit Vertrauen ihrem Anbeter, der ihr mit so vieler Theilnahme entgegen kam; doch später, als sie die ihr unbegreifliche tiefe Leidenschaft und jene ihrem kindlichen Frohsinn so sehr entgegengesetzte Schwärzerei allmählig zu gewahren begann, wußte sie selbst nicht, woran sie war. Ihr ungetrübtes Gemüth konnte das Düstere nicht fassen, in das die träumerische Seele des Jünglings seine Leidenschaft hüllte; auch nicht eine Saite erklang in ihrem Herzen, die das, den Jüngling so tief ergreifende, innere Beben zu erwidern vermocht hätte; ihre Gefühle waren durchsichtig wie der ruhig dahin rieselnde Silberquell, der keine Tiefe hat; die Empfindung des Jünglings dagegen grundlos wie der Ozean. Mit einem Worte, Nelli sah, dachte, fühlte; doch Alles wies auf einen unbekanntem, fremden Boden hin, wo ihr keine Heimat zuwinkte, und darum begann sie, von ihrer glücklichen Mäßigung geleitet, sich allmählig zurückzuziehen, und in einer schicklichen Entfernung stehen zu bleiben.



Das erste Mal in seinem Leben und gerade zu einer Zeit, als alle seine Wünsche sich in einen einzigen Brennpunkt konzentrierten, sah sich Erdöhegyi in seiner Hoffnung, die ihm diesmal doch so freundlich zugelächelt und mit so vieler Gewißheit Gewährung verheißen hatte, getäuscht. In vielen Andern wäre der männliche Stolz erwacht, und sie würden dem kindischen Mädchen, das sie nicht zu würdigen, nicht zu begreifen vermocht, den Rücken zugekehrt und auf diese Weise Genesung gesucht und gefunden haben. Ihm aber wurde dies eben durch seine Gemüthsstimmung, durch seine Eigenschaften unmöglich. Von Tag zu Tag überließ er sich mehr seiner Leidenschaft, wodurch diese an Kraft stets zunahm; seine Fantasie befeuerte er immer wieder durch das ewige Nachdenken an den Gegenstand seiner Liebe. Verachtenswerth konnte er sie nicht finden; Nelli, das harmlose Mädchen, nicht im Stande, seine tiefe Leidenschaft zu erfassen, konnte in seinen Augen, vermöge ihrer klaren, heitern Ruhe, stets innerhalb des Kreises schöner Weiblichkeit bleibend, ihren Werth nicht verlieren, er mußte sie hochachten, und dieses Bewußtsein diente ihm gleichsam zur Selbstrechtfertigung, wenn der männliche Stolz mit seiner hoffnungslosen Liebe in ein strenges Gericht gehen wollte. Dann — wir wollen auch dies eingestehen — wußte er, daß er die Abneigung der Mutter nur seiner Armuth zu verdanken habe; und war es denn übrigens gerade unmöglich, reich zu werden? Und würde dies der Fall sein, würde nach der mütterlichen Einwilligung dieser Engel ihm nicht willig die Hand reichen? Überdies that es ihm wohl, sich mit dem Gedanken zu

vertrösten, daß Nelli für ihn fühle und ihr Zurückziehen vielleicht einzig und allein nur von dem mütterlichen Befehle herrühre.

Diese schwache, armselige Hoffnung diente nur dazu, die innerlich drohende Gefahr in seinem Außern nicht allzusehr sichtbar werden zu lassen; er ging seinen Beschäftigungen regelmäßig nach, er besuchte Gesellschaften, und seinem Freunde Bede, der ihn seit einiger Zeit nicht aus den Augen ließ, erschien die ganze Begebenheit nur als ein vorübergehender Kausch. Leider täuschte sich diesmal der treuherzige Freund.

Der jugendliche Kraudi, der einige Jahre in Pesth bei einem Verwandten zugebracht hatte, war unlängst in seine Heimat zurückgekehrt, um das von seinem verstorbenen Vater auf ihn übergegangene Vermögen anzutreten. Dieses Erbtheil abgerechnet, hatte er außerdem noch eine bedeutende Anwartschaft, und konnte man es ihm bei solchen Umständen wohl übel nehmen, daß er seine Augen auf das bereits zu wiederholten Malen erwähnte Mädchen richtete, und, wie leicht zu errachten, ohne seine Hoffnungen auf Sand zu bauen? Dieses Gerücht durchflog die Stadt von einem Ende zum andern mit Blitzesschnelle, und brachte in Erdöhegyi's Brust die Furien der Eifersucht in Bewegung. Die Lage, in der er sich jetzt befand, war in der That höchst betrübend. Die Furcht, das geliebte Wesen auf ewig, unwiederbringlich zu verlieren, folterte ihn unsäglich; er flechte an Leib und Seele zusehends hin, und begann selbst seine Berufsgeschäfte zu vernachlässigen; er suchte die Einsamkeit und verschloß seinen Busen sogar seinem theilnehmenden Jugendgefährten. Dieser schauderte zurück vor dem

Abgrund, an dem sein junger Freund stand, und auf jede mögliche Weise war er bemüht, dem Übel abzuhelpfen. Er suchte ihn zu zerstreuen, er ging ihm, so zu sagen, hart auf den Leib zu, und ohne Schonung hielt er ihm den Spiegel vor. Der Unglückliche schien zuweilen zu lichtern Augenblicken zu erwachen, doch verfiel er bald wieder in seine frühere traurige Lage zurück.

»Und diesen Engel« — rief er auf's Schmerzlichste gefolttert — »soll er besitzen? Und warum, weil ihm der blinde Zufall ein paar Handvoll Goldes in den Weg gestreut? Dürfte denn ich nicht auch mein Heil versuchen?«

Dieser Gedanke quälte ihn unablässig, und in einem solchen Moment benützte er eine Zeit, da sein Freund gerade nicht um ihn war, und warf seine kleine Barschaft in die Lotterie. Eine Ziehung folgte der andern, er gewann Nichts und um so wüthender verdoppelte er jedesmal den Einsatz. Jetzt folterte ihn gequälte Liebe, Eifersucht, thörichte Gewinnsucht mit dreifacher Höllepein, und so finden wir ihn am Eingange dieser Erzählung.

## 5.

Vom Fuße der Karpaten führte ein in vielen Krümmungen sich schlängelnder, jedoch wegsamer Steg die Gesellschaft aufwärts gegen das Gebirge. Der ruhmgekrönte Held Jakob Knot schritt mit erklecklich militärischer Steifheit, wie ein Werbungskorporal, rüstig fürbaß, und die beiden Jünglinge,

auf krumme Knotenstöcke gestützt, folgten ihm auf dem Fuße nach. Der Invalide erneuerte frohen Muthes und mit geläufiger Zunge das Andenken an die europäischen großen Schlachten; er erzählte, wie sie über Bonaparte bei Marengo einen herrlichen Sieg davongetragen, und er konnte sich nicht genug ärgern über die vermaledeite Lüge, die durchaus glauben machen wollte, daß der Sieg auf Seiten der Franzosen gewesen sei; er ließ auch einige Worte über Italiens Lage fallen, belobpreihte dann die köstliche *lacrima Christi*, und als er sich im Verlaufe des interessanten Gespräches gegen die Jünglinge — um gleichsam das Erstaunen aus ihren Augen zu lesen — mit triumphirender Miene kehrte, wurde er nicht wenig betroffen, als er gewahrte, wie wenig Aufmerksamkeit sie seiner Schönrederkunst schenkten, da sie im Anschauen der großartigen Naturerscheinungen, welche sich ihnen rings herum, neben und über ihnen darboten, ganz verloren waren.

»Hm!» brummte er mit gekränktem Selbstgeföhle, »was gibt's denn aber auch da, worüber die Herren sich gar so sehr verwundern? Ein großer Berg, sonst nichts, aber *lacrima Christi*! — Wenn Sie jetzt schon so sehr erstaunt sind, wie werden Sie erst die Augen aufreißen, wenn Sie sehen, wie ich die wilden Ziegen über den Haufen schieße!»

Der Gang wurde mittlerweile fortgesetzt; die körperliche und geistige Bewegung begann auf unsere Wanderer wohlthuend einzuwirken, und wenn Bede vermöge seiner natürlichen Lebhaftigkeit in eine laute Freude ausbrach, so schien das Antlig Erdöhegyi's ruhigere Züge anzunehmen. Die Neuheit

der Gegenstände, ihre buntwechselnde Mannigfaltigkeit ergriffen seine Seele, und es schien, als zögen sich mit jedem Schritte aufwärts gegen die Berggipfel die Schattenbilder seines Grams immer mehr zurück, und als entschwänden sie hinter dem mildernenden Schleier der Erinnerung.

Der theilnehmende Freund beobachtete ihn aufmerksam, er freute sich hierüber im Stillen, und entwarf bereits einen Plan, wie er diesen glücklichen Anfang benützen wolle, um den Leidenden allmählig seinem träumerischen Hinbrüten ganz zu entreißen. Dieser Gedanke beschäftigte ihn eine Weile mehr, als daß er die ringsherum wechselnden Erscheinungen mit ununterbrochener Aufmerksamkeit zu beobachten im Stande gewesen wäre, und daher kam es, daß er heftig erschrock, als plötzlich ein dem Kanonendonner ähnlicher Knall die Luft erschütterte, und ein Schuß mit einem wiederholten fürchterlichen Gekrache sich die Berge entlang hinzog. Und sieh' da, nach einigen Sekunden ertönte aus dem Dickicht gleichsam als Antwort der laute Schall eines Hiefhorns, so stark und schneidend, daß es beinahe ohrzerreißend klang; zu gleicher Zeit schlugen mehre Hunde an, deren Gebell, widerhallt von einem vielfältigen Echo, die ganze Gegend mit lautem Getöse erfüllte.

Unsere Wanderer blieben betroffen stehen, ein kalter Schauer durchfuhr ihre Glieder.

»Was war das?“ fragte Bede.

»Ein Pistolenschuß, junger Herr! und das Signal des Schäfers,“ antwortete der Held.

»Welch' ein wunderbares Echo!“ rief Erdböhegyi.

Der Jäger verzog die Lippen zu einem Siegeslächeln.

»Hm, junger Herr! das war nur ein Bienengehumme im Vergleiche zu dem, was wir da oben hören werden.«

Bede blickte um sich. Es war eine entzückende Partie, die sich eben ihren Blicken darbot; vor ihnen in einer Entfernung von beinahe einer halben Stunde dunkelte ein großer, herrlicher Wald, aus welchem jener Hörnerschall gekommen zu sein schien. Die ungemein malerische Gegend, die steile Höhe, und das reiche, üppige Pflanzenleben wirkten zauberisch auf seine Sinne. »Welch' ein reizender Ort!« rief er.

Jakob Knot stellte sich in Positur und in einem belehrenden Tone begann er: »Dies, meine Herren, ist der Ort, den wir »Gärtner« nennen; dort hinter dem Rücken jenes Waldes befindet sich im Thale eine große Schäferei, wo wir, wenn's beliebt, zu Mittag speisen können.«

Es mochte keine Viertelstunde vergangen sein, als sie den Schäfer trafen, der mit seinem Handbeil am Arme im Gefolge seiner Hunde ihnen entgegen kam. Der Held grüßte zwar auf eine vertrauliche Weise, ohne jedoch seiner Steifheit und soldatischen Würde etwas zu vergeben.

»Bist Du endlich einmal wieder da, irrende Seele?« rief der Sohn der Wälder dem Invaliden zu.

»Nun, nun!« antwortete Jakob, »Jeder treibt sein eigenes Gewerbe. Die jungen Herren und ich sind müde geworden; eine kleine Gasterei Deinerseits könnte somit gar nichts schaden.«

»Hast Du auch zu dieser Gasterei das Nothwendige mitgebracht, Du Schrecken aller Ziegen?«

»Ja wohl!« antwortete Knot, — »einen gewaltigen Appetit, Kamerad, und ohne einen solchen, glaube ich, kann keine Gasterei vor sich gehen.«

Inzwischen waren sie weiter gegangen; der Schäfer richtete verschiedene Fragen an unsere Jünglinge, und als sie endlich beim Meierhof anlangten, reichte er jedem die Hand und empfing sie gastfreundlich. Die Gebirgswanderer ließen sich nieder, der Schäfer und sein Junge flachten ein Lamm ab; dessen Vorderes wurde in einem Kessel in Schafmilch gekocht, aus dem Hintertheil ein schmackhafter Braten bereitet, und schneller, als man vermuthen mochte, saßen Wirth und Gäste in einer traulichen Gruppe bei dem, durch herzliche Gastfreundschaft gewürzten Mahle. Jetzt räusperte sich der Held Knot zu wiederholten Malen, er legte die Brauen in wichtige Falten, und Jeder war gewärtig, daß irgend ein kühner Gedanke sich auf seinen Lippen zu Worten verkörpern würde. Er aber, statt zu sprechen, machte eine Bewegung nach links, langte nach dem Gepäcke und holte eine leberne Weinflasche, vollgefüllt mit goldenem Nebensaft, hervor. Denn man muß wissen, daß dieser kühne Gebirgsjäger nie die weise Vorsicht versäumte, alle Jene, die seinem Kommandostabe folgten, mit einer solchen trostreichen Vorkehrung diesen beschwerlichen Weg antreten zu lassen.

Der gottgesegnete Trank machte die Runde; unser Held war eben im Begriff, seine Hände zum zweiten Male nach der Flasche auszustrecken, schon hielt er sie zwischen seinen Fingern, schon brachte er sie seinen Lippen nahe, als auf seinem

unerschrockenen Antlitz die Züge einer plötzlichen Angst aufstauten, und seine Hände — was doch sonst, Ihr dürft es glauben, ohne eine höchst wichtige Ursache nie der Fall war — sanken wieder nieder, ohne daß er das für ihn überaus wichtige Geschäft des Durstlöschens zu Ende brachte. Der Schäfer und sein Junge kreuzigten sich, nahmen schnell ihre Mützen ab, und schienen ein leises Gebet zwischen den Zähnen her zu murmeln. Unsere Jünglinge waren überrascht, sie blickten seitwärts, und gewahrten nichts Anderes, als einen Menschen in einem gewöhnlichen Anzug von dunkler Farbe, der in einiger Entfernung am Rande des Thales vorüberging und bald darauf hinter den Bäumen des Waldes wieder verschwand.

»Wer ist jener Mensch?“ fragte Bede, bei dem diese allgemeine Angst Verdacht erweckte.

Der Jäger und die beiden Schäfer legten, gleichsam Stillschweigen gebietend, den Finger an die Lippen und blickten ängstlich um sich.

»Doch kein Räuber?“ riefen die Jünglinge — »sein Aussehen ließ dies wenigstens nicht vermuthen.“

Jakob Knot, der Held, schnitt hierauf ein grimmiges Gesicht: »Räuber? ich sollte mich wohl gar vor Räubern fürchten? Wär's nur ein solcher! Alle Teuf — — st: wer weiß, ob — — —?“

Der Schäferjunge seufzte tief auf, erhob sich von seinem Sitze, und blickte spähend umher: »Gottlob, er ist fort! Dort weit unten nimmt er seinen Weg abwärts.“

»Wer zum Teufel ist er denn?“ fragte Bede dringend.



»Und befreie mich vom Bösen!« stöhnte der Schäfer.

»Amen!« fiel der tapfere Jäger mit lauter Stimme ein.

»Aber, alle Wetter, wollt Ihr nicht reden? was soll das bedeuten?“ fragten beide Jünglinge zugleich.

Jakob Knot, der die Flasche während dieser Zeit in den Händen behalten hatte, erhob sie jetzt wieder, und man konnte versichert sein, daß er sie auch nicht eher wieder aus den Händen geben werde, als bis er für die ausgestandene Angst reichliche Erleichterung aus derselben gesogen haben wird. Es geschah; das mit dem »Sorgenbrecher« gefüllte Geschirr wanderte wieder von einer Hand in die andere; Jakob Knot aber wischte sich mit der flachen Hand den Mund ab, nahm seine frühere steife Haltung wieder an, stemmte die linke Faust auf seine Hüfte, und begann folgendermaßen: »Was das Alles bedeutet, fragt Ihr, meine jungen Herren? Es bedeutet nur so viel, daß dasjenige, was den, ohne Ruhm zu melden, zwanzig volle Jahre Sr. Majestät dem Kaiser heldenmüthig dienenden Soldaten so gewaltig in Schrecken gejagt hat — nichts weniger als der leibhaftige Satan war, oder irgend ein holder Sprößling von ihm.«

Bede lachte laut auf: »Der Satan? Das dürfte wohl schwerlich der Fall gewesen sein; ich gewahrte doch keine Hörner oder Bocksfüße an ihm.«

»So war's also Satans Brut!« rief Knot grimmig. »Glaubt Ihr etwa, meine Herren, daß ich der Mann bin, der vor seinem eigenen Schatten erschrickt? Donner Wetter!«

»Macht hieraus keinen Spaß, junger Herr!« fiel der Schäfer ernst ein. »Es ist in der That ein Schwarzkünstler, der auf den Karpaten sein Unwesen treibt, der über die irdischen Geister gebietet, Regen und Donner macht, in die Wolken geht, und, Gott möge uns bewahren, was er noch Alles thut!«

»Hm, ja wohl,« redete der Jäger dazwischen, »ich habe die Ehre, seine Herrlichkeit zu kennen. Hundertmal begegnete ich ihm, wenn ich mich hier auf der Jagd herumtrieb, und mit diesen meinen Augen hab' ich gesehen, wie er vom Thale hinauf auf das Gebirge flog, gleich einem Adler.«

»Und wenn sich erst,« sprach der Schäferjunge mit andächtiger Miene, »die Steinfelsen vor ihm aufthun, wie eine Furche! Wenn er durch die Öffnung dann verschwindet, und mit Schätzen beladen wieder zum Vorschein kommt, und wenn er dann plötzlich wieder erscheint und der Berg sich hinter ihm verschließt, als wäre er seit ewigen Zeiten so und nicht anders gewesen.«

»Kein übler Erwerb das!« bemerkte Bede scherzend.

Der Schäfer erhob warnend den Zeigefinger und sprach: »Was nicht von Gott kommt, junger Herr, bringt kein Glück.«

»Ja wohl,« fiel Jakob Knot ein, »davon könnte ich Manches erzählen.«

»Ihr?«

»Und, Ihr Herren, Ihr solltet nicht einmal das wissen? Ihr seid doch studierte Leute, da müßt Ihr doch gewiß von Paul Knot, meinem, seiner Schönheit wegen so berühmten Vater, gehört

haben. Gott möge seiner Seele gnädig sein! Denn er ergab sich mit Haut und Haar einem Schwarzkünstler, und seitdem hat die ganze Familie Knot noch an diesem Übel zu tragen. — Daß Millionen Schock Donner — — —!»

»Fluchst Du wieder, Gebirgsvagabund!« unterbrach ihn der Schäfer erschrocken — »wie, wenn der Satan jetzt plötzlich wieder vor uns stände?«

Unser Jäger war — Heil dem Verschwinden des Satans und dem oft wiederholten herzhaften Schluß — über jede Furcht erhaben, und fuhr also fort: »Ja, Donnerwetter! wenn wir's nicht wüßten, aber wie sollten wir's denn nicht wissen, daß die bösen Geister hier in den Eingeweiden der Karpaten unermesslich viele Schätze bewachen. — Ja, es ist nun einmal so; unser Giner weiß sich in solchen Dingen freilich nicht aus, doch jene Mährer und Italiener, die aus fernen Ländern zu uns kommen, die schmuggeln sich von Dorf zu Dorf durch, als wären sie arme Teufel, und verkaufen flimmernde, in die Augen stechende, hübsche Säckelchen, als wenn die Tausendsappermenter unsere paar elende Heller benöthigten. Die wissen's am Besten, wann und wo man Gold und Brillanten zu suchen hat; das Alles schleppen sie dann mit sich in fremde Länder.«

»Tapferer Jakob Knot,« sprach Bede, »das ist freilich ein großes Übel. Wir sollten uns aber auch diese Methode eigen zu machen suchen.«

»Ja wohl, wenn dies mit Hilfe aller Heiligen zu vollbringen möglich wäre,« fiel der Schäfer ein.

»Mein schöner Vater,« fuhr der Held fort, »beherbergte zuweilen einen solchen Italiener. Der Vermaledeite trieb sich hier herum mit Hanfhecheln und Mausfallen; zerlumpt war er wie ein Versenmacher. Eines Morgens stand er auf, und forderte meinen schönen Vater auf, er möchte mit ihm in's Gebirge gehen; dort belub er sich mit Schätzen, kehrte dann zurück in seine Heimat, und, denkt Euch nur, meinen Alten nahm er mit sich.»

»Etwa gar auf einem Wolfenwagen?“ fragte Bede.

»Das mag der liebe Himmel wissen. Genug, er nahm meinen schönen Vater mit sich in ein ganz fremdes Land, in irgend eine große Stadt. Vor einem Palast blieben sie endlich stehen. — Wartet ein wenig, Herr Paul Knot, sprach der zerlumpfte Fremdling zu meinem Vater, ich muß nur auf einen Augenblick da hinein, komme aber bald wieder. — Er geht hinein, und der arme, alte Mann muß auf der Straße in einem wildfremden Land wie ein Narr dastehen. Endlich geht das Thor wieder auf, und aus dem Palaste tritt, statt des zerlumpten Italieners, ein in Gold und Seide gehüllter Herr heraus, und verlangt von meinem alten, schönen Vater einen Paß. Hunderttausend Schock Schwerenoth! — waren sie doch bis hieher gekommen, ohne irgendwo angehalten worden zu sein, wie ein Dorfsenator von der Kirche bis in's Wirthshaus. Ihr könnt Euch, meine Herren, den Schreck meines schönen Vaters denken; er fing an zu bitten und Vorstellungen zu machen; der stattliche Herr in Gold und Seide fängt hierauf mächtig an zu lachen: nun, nun, spricht er endlich, seid außer

Angst, lieber Paul Knot, ich bin's ja! Ja so ist's, meine Herren, er war's, der Italiener mit den Mausfallen, wie er leibt und lebt. Nun gehen sie selb'ander Arm in Arm in den Palast hinein. — Himmel, was waren da nicht für Schätze aufgehäuft! und der Palast mit all' den tausend Kostbarkeiten gehörte dem Italiener mit den Mausfallen.»

»Der leibhaftige Schwarzkünstler!« rief der Schäfer.

»Niemand sonst,« fuhr jener fort. — »Nun seht einmal, redete der Italiener meinen Vater wieder an, tausend und tausend solche Schätze liegen in Euren Bergen vergraben; doch was nützt das, sobald Ihr nicht dazu zu gelangen wißt? — Dann beschenkte er meinen Alten mit vielen hübschen Sachen, und ließ ihn als einen feinreichen Mann wieder in seine Heimat zurückkehren.»

»Welch' ein Glück!« rief Bede.

»Million Donner Wetter! da stehen die Döfen eben am Berge! Mein schöner Vater war durch seinen Schatz in die Gewalt des Bösen gerathen, und mochte er nun wollen oder nicht, so rann ihm der Wein unaufhörlich durch die Gurgel, wie durch einen Zapfen. Dann begann auch der Schatz nach und nach zu schwinden, und als er ganz hin war, versoff mein Vater zuletzt sein Pferd, seine Kuh und Haus und Hof; und seitdem ist die Familie Knot trotz all' ihrer rühmlichen Bestrebungen verdammt, ewigen Mangel zu leiden. — So brachte Jakob Knot die denkwürdige Biographie seines schönen Vaters zu Ende; tief betrübt ließ er einige Seufzer, dann ein Paar echt waidmännische Flüche folgen, und schlürfte den kleinen

Weinrest, der noch in der Flasche übrig geblieben war, damit derselbe nicht zu Grunde gehe, aus purer Ökonomie hinunter.

### 6.

Endlich begann das Bergsteigen von Neuem; unsere Wanderer nahmen ihren Weg aufwärts gegen einen fahlen Berg Rücken. Unter ihren Füßen löste sich hie und da ein Felsstück ab, und rollte mit lautem Getöse die Bergseite hinab. Der tapfere Wegweiser, begeistert durch die während des Mahls geleerte Flasche, fing jetzt an, seinem würdevollen Ernste etwas zu vergeben, und ließ sich zuweilen sogar zu vertraulichen Späßen herbei. Jetzt kommandirte er: »Kriechen Sie auf allen Vieren, meine Herren!» Und sieh' da! steile Felsen ragten vor ihnen empor, die nur mittelst an den Knien und Ellbogen befestigter Eisenklammern und Stricken erklimmt werden konnten. Hie und da stand auf einer hervorragenden Klippe ein muthiger Steinbock und maß mit den Augen den Raum, den er so eben zu überspringen Willens war, was dieser so leblosen, schauerlich einsamen Welt einiges Leben verlieh. Ringsherum herrschte Todtenstille und eine tiefe Ruhe, die nur von dem Getöse eines hie und da sich ablösenden und in seinem Sturze hundert andere und größere mit sich fortreisenden Felsstückes, oder von dem dumpfen Gebrause eines herabstürzenden Baches der Art unterbrochen wurde, daß die sonst lautlose Stille dadurch nur um so schauerlicher wurde.

Raum waren sie höher auf die Felsen gekommen, als sich unter ihren Füßen eine mit ewigem Schnee bedeckte Untiefe

ausbreitete. Das endlose, zu neuem Leben nie erwachende Antlitz des Winters machte einen düstern Eindruck auf das Gemüth der Jünglinge, und stille, in sich versunken, wadeten sie mit laut pochendem Herzen durch den tiefgelegenen Schnee, und schon war die Sonne untergegangen, als sie an das Vorgebirge des sogenannten »Urgroßvaters« gelangten. Wolken verhüllten die ganze Gegend und verdüsterten den Mond; finster war's und kalt. Ringsherum kein Baum, kein Gestrippe; weiter aufwärts, wo sie Gesträuche zu finden hoffen konnten, war die Steilheit erschreckend, und die Finsterniß nur geeignet, die Gefahren des Klimmens zu verdoppeln. Der Ernst unseres Helden Knot kehrte sichtlich zurück, ja dieser begann allmählig in Unruhe zu übergehen. Er fing an, der Reihe nach den ewigen Schnee, den »Urgroßvater,« die Wolken, die grimmige Kälte zu verfluchen, und er wußte sich nicht recht zu thun, sollte er die ganze Nacht da bleiben und ohne Feuer vor Kälte erstarren, oder weiter aufwärts bis zu den Gestrippen klettern und den Hals brechen? Keine erfreuliche Alternative für unsern tapfern Paul Knot! Die Jünglinge bestimmten sich endlich für das Letztere, und der Held von Marengo, um für keinen Feigling zu gelten, begann zu klettern.

»Hopp, hopp!« schrie er jetzt, nachdem er einige Klafter hoch gestiegen war.

»Was gibt's?« fragten die Jünglinge.

»Nichts, meine Herren! ich bin aus den Wolken gefallen, denn hier scheint der Mond so klar, als wär's Tag, und Gesträuche gibt's auch in Hülle und Fülle, um Feuer anlegen zu können.«

Eisenklammern, Stricke und Jäger mußten jetzt herhalten, um den Jünglingen das beschwerliche Aufwärtssteigen zu erleichtern; endlich hatten auch sie sich durch undurchdringliches Dunkel einige Klafter hoch emporgearbeitet, als sie plötzlich, wie durch einen Zauberschlag der dichten Finsterniß entrückt, den klarschimmernden Mond in seinem vollen Glanze erblickten. Nach einer Weile fanden sie ein bequemes Plätzchen, und bald darauf loderte ein freundliches Feuer empor; die kleine Karavane nahm an demselben Platz, und mit Brot, Braten und einem Trunk Wein sich aßend, vergaßen sie bald der überstandenen, keineswegs kleinen Mühen und Beschwerden.

Die trüben Wolken, die sich auf die Stirne des Sprößlings des hochberühmten Paul Knot's gelagert hatten, zertheilten sich wieder, nachdem auch jene die Füße des »Urgroßvaters« einhüllenden Wolken entschwunden waren. Hoherfreut, der Gefahr so glücklich entronnen zu sein, wollte er auch den beiden Wanderern ein Vergnügen verschaffen; er nahm seine Flinte, und schoß sie schon zum zweiten Male los. Der ruhestörende Knall schreckte die vierfüßigen, einsamen Bewohner des Gebirges empor, und das Meckern der Steinböcke und das Brummen der Bären unterbrach auf eine ungewohnte Weise die Stille der Nacht. Nach einigen Augenblicken erdröhnte das Gebirge, und ein den Donnerschlägen ähnliches Echo rollte bald näher, bald in der Ferne von Fels zu Fels, Berg und Thal entlang, mit einem hundertfältigen Gefrache endlich in weiter Ferne verhallend.



Nachdem das Echo verstummte, trat wieder eine feierliche Stille ein; der Wegweiser entfernte sich, trockene Reisfer zu sammeln, das Feuer zu erhalten, damit er und die beiden Wanderer in der Nähe der wohlthuenden Wärme sich einem sanften Schlummer überlassen könnten. — Bede schien sich nach Ruhe zu sehnen, doch Erdböhegyi saß wach und ernst beim Feuer, und es schien, als entschwände jener wohlthätige Eindruck, dessen Spuren in den Vormittagsstunden auf seinem Antlitz sichtbar gewesen, allmählig wieder. Die Erscheinung jenes Schwarzkünstlers und die von den Schätzen in den Karpaten aufgetischten Märchen, die die heitere Laune seines Gefährten nur noch mehr angeregt hatten, brachten auf ihn eine gerade entgegengesetzte Wirkung hervor. Sein Antlitz verbüsterte sich wieder, als wäre seine Seele plötzlich von finstern Sorgen und Ahnungen beschlichen worden; er wurde wortkarg, seine Aufmerksamkeit schien sich von den ihn umgebenden wunderbaren Naturerscheinungen weg, gegen sein eigenes Innere zu wenden.

»Was bringt denn unser Held da?“ fragte Bede, als der Jäger mit einem Bündel Reisfer und noch irgend einem braunen Ding in der Hand, das einem Tornister glich, zurückkehrte.

»Leider, keine reiche Beute, Herr! Zerlumpte leichte Waare; der Bettel mochte irgend einem Bergkletterer angehört haben, der ihn verloren, oder weil er schon gar so schlecht war, freiwillig weggeworfen haben mag.“ So antwortete der Jäger, und warf seine Last zu Boden, indem er das Feuer zu schüren begann.

»Untersuchen wir doch wenigstens den Inhalt des Tornisters,« begann Bede wieder, »wer weiß, ob sich nicht irgend ein theueres Angebinde von den Berggeistern darin befindet?«

»Den Teufel auch! — doch lassen wir das, junger Herr, solche Geschenke bringen stets Gefahr.«

»Wie man's nimmt, Meister Jakob Knot! Sind doch nicht alle Geister böse! Solltet Ihr denn nie was von guten Geistern gehört haben?«

»Hm, Herr, der Satan ist ein gottloser, impertinenter Sonderling. Wir wissen freilich nicht, unter welcher Gestalt er uns zum Narren hält. Vermaledeiter Bettel!« rief er, indem er den Tornister untersuchte; »ein Stück schwarzes Brot — nun, das bedeutet nichts Schlimmes. Brot ist Gottessegens. Ein Tintenfaß — mochte wohl irgend einem Tintenleckser gehört haben? — Papier — gehört auch zu dem Kram. — Einige Steine — nun, was sollen denn die da? Da seht einmal, wie sorgfältig das Ding da eingewickelt ist! Alle Hagel, was soll denn daraus wieder werden?«

»Was ist's?« fragte Bede; »her mit dem Kram; alle Wetter, das ist ja ein Buch! sieh' da, wie viele getrocknete Blumen sorgfältig zwischen den Blättern geordnet sind! Wahrschastig irgend ein Manuscript. Hier deutsch, da slavisch und ungarisch. Schürt das Feuer an, daß die Flamme besser lodere! — Ja, ja, hier vorne auf dem Titelblatt, das wird wohl der Name des Verfassers sein: Mathias Fabricius deser — —«

»Million Schock Don — — —!« schrie der Jäger erschrocken und schleuderte den Tornister mit seinem ganzen Inhalte von sich.

Die Jünglinge fuhren zusammen: »Aber zum Teufel, Jakob, was ist Euch wieder begegnet?»

Jakob Knot kreuzigte sich: »Junger Herr, um's Himmelswillen werft das Ding da weg! es ist ja das Buch des Schwarzkünstlers, und wenn es Jemand öffnet, so ist der Satan gleich bei der Hand.»

Bede lachte laut auf. »Ei, ei, tapferer Jakob Knot! seht Ihr denn nicht, daß ich in dem Buche blättere, und doch ist noch Nichts erschienen.»

Der Held blickte um sich, und da er in der That keine außergewöhnliche Erscheinung wahrnahm, so beruhigte er sich einigermaßen wieder.

»So furchtsam zu sein!» bemerkte Bede spöttisch.

»Furchtsam? Herr! Jakob Knot nimmt es mit hundert Menschen auf. Doch ein Gespenst, hu, junger Herr, das ist ganz was Anderes! Die Jugend nimmt Alles von einer leichtesten Seite, weil sie noch nichts erfahren. — Der verdammte Schwarzkünstler —»

»Wo denn?» fragte Bede um sich blickend, »aber Jakob, es ist ja Niemand da!»

»Ich meine, dort in dem vermaledeiten Buch habt Ihr doch so eben seinen Namen gelesen.»

»Mathias Fabricius?» fragte Erdböhegyi, der bisher einen stummen Zuhörer abgegeben hatte.

»Ja, das ist der ehrlose Name Sr. Herrlichkeit!»

»Was ist er denn eigentlich?»

»Donnerwetter! ich sagte Euch's doch schon.»

»Wo pflegt er sich aufzuhalten?»

»In den Wolken oder in den finstern Bergschachten, und überall, und wenn er ja zu Hause ist, in G...»

»Das also ist der Mensch, der die Schätze der Karpaten in Säcke verlabet und mit sich fortschleppt?» fragte Bede. »Kühner Held,« fuhr er zu Jakob gewendet fort, »jene weggeworfenen Steine mögen wohl gar pures Gold gewesen sein.»

Knot stuzte; er warf einen Seitenblick auf die Steine, und antwortete nicht. Erdöhegyi nahm jetzt mit sichtbarem Eifer seinem Freunde das Manuskript aus der Hand. Bede warf trockene Reiser in die Flammen: »Nun brennt das Feuer lichterloh,« sprach er, »der Schlaf ist aus meinen Augen gewichen, wie wär's, wenn wir einige Seiten aus diesem seltsamen Buche lesen würden?»

Erdöhegyi setzte sich zurecht; Knot, durch die vorhergegangene Angst wach erhalten, stuzte sich auf beide Ellbogen, und mit einem Gefühle, das eine Mischung von Entsetzen und Neugierde war, heftete er seine Augen auf Erdöhegyi. Auf Bede's Angesicht lag heitere Erwartung über die Dinge, die da kommen sollten; zu Erdöhegyi's trübem Ernst schien sich dagegen einige Unruhe zu gesellen. Dann begann er, wie folgt, zu lesen.

7.

»Im Namen des Vaters, des Sohnes, des heiligen Geistes. Amen.»

Knot fuhr empor: »Was? das ist ja durchaus kein fantastischer Anfang! Hm, doch nehmen wir uns in Acht, der Teufel ist schlau.«

Erdböhegyi fuhr fort zu lesen: »Als man noch geschrieben hat Anno 1599 den fünfzehnten Tag des Herbstmonats, gefiel es unserem Herregott, sintemalen die Sünden des menschlichen Geschlechts überhanden genommen haben, unsere wohledele Stadt in die Hände des Bösen zu überliefern. Alldieweilen die bösen Geister Feuer warfen in die Stadt, und der Wind über die Mäßen wüthete: that sich ein gar erschrecklicher Jammer ergeben. Nur 45 Häuser sind geblieben verschont von den grausamen Flammen, in der neuen Gasse, auch das Kloster hat sein heiliger Name verschont; alles Übrige aber mit den Thürmen, Kirchen, Uhren, Schulen und das Rathhaus seien ein Opfer der Flammen geworden, und nichts ist als Asche geblieben. So that unser Herrgott unsere arme Stadt Leutschau schwer heimsuchen; doch sintemalen des Allvaters seine Rathschläge seien unerforschlich, darum weiß er, wann und weswegen er sein Volk mit Leiden straft, was der fromme Christ auch geduldig und stille tragen thut, um einzugehen in das Himmelreich zu die liebe Engelein.«

»Hm, das klingt in der That recht gottesfürchtig,« murmelte Jakob Knot zwischen den Zähnen, einige Handvoll Meiser in die Flammen werfend.»

»In großes Glend und Jammer die Menschen verfallen sind, mein armes Haupt ist auch nicht geblieben verschont. Alldieweilen nun seien schrecklich zugerichtet worden mein Haus

und alles Vieh, was drin zu finden war, zusammt mein Ehe-  
weib und meine fünf lebendige Kinder; nur mein lieber Herr-  
gott meine einzige Stütze ist geblieben; sintemalen der Herr  
der Heerschaaren speisen thut die Vögelein in der Luft, und  
die Blumen auf dem Feld, wie kann er vergessen dann seine  
Menschen, die nach sein Ebenbild seien beschaffen worden?»

»Mit Beten und Fasten habe ich meine Tage und meine  
Nächte zugebracht, bis endlich der liebe Herrgott in seiner  
großen Gnade sich meiner erbarmen thut, und auf mich her-  
untersteht, und also zu mir sprach: Ich schicke meinen treuen  
Engel ab, zu meinem treuen Knecht Oswald Kerestely, damit  
er ihn soll trösten, inmitten seine Herzeleid. Der Engel des  
Herren auch nicht ausgeblieben, sondern mir erschienen ist im  
Traum, und also zu mir gesprochen: Steh' auf, Oswald  
Kerestely, du bist ein angenehmer Knecht vor dem Herrn,  
sintemalen dein Thun sein gottgefällig. Geh' hin in das Klo-  
ster, das durch Gottes weise Fürscheidung ist stehen geblieben;  
fall' auf deine Knie vor dem heiligen Muttergottesbild, und  
merk' auf, damit du nicht vergessest, was du hören wirst.»

»Allsogleich ich mich erhob, und that, wie der Engel  
mir befohlen, und als ich zu der Kirche des Klosters hin-  
komme: sieh da, die Thüre war offen! Ich aber geh' hinein  
in frommer Demuth, und thue beugen meine Knie vor die  
heilige Marie, die Mutter Gottes. Und wie ich mit mein  
brünstige Andacht fertig war, blicke ich hinauf, und meine  
Augen sehen den Pater, der geheissen hat Ezechiel. Der Pater  
aber freundlich mich thut anblicken, und ruft mich mit sich in

den Garten, der am Kloster ist, und sprach also: Mein Sohn, dein Elend ist vor mir bekannt. Komm mit mir dieserwegen und schlage dreimalen an die steinerne Mauer. Und ich schlug dreimal an die steinerne Mauer, auf das dritte Mal thut sich die Mauer auf, und herausfällt eine Ruthen aus Metall, die glänzen thut in dem grünen Gras. Der Vater aber sprach also: Unser Herrgott will, du sollst nehmen die Ruthen und in das Gebirge gehen; und wo die Ruthen in deiner Hand sich wird bewegen, dort bleibe stehen, und bete zum Herrn; dann schlage dreimalen auf den Felsen, und der Felsen wird sich aufthun. Dort aber wirst du die Schatzkammer finden, wo Gold und Silber und theures Edelgestein verborgen ist; doch nimm dich in Acht, mehr zu nehmen, als was du nothwendig hast, und schleppe aus bösem Gelüste ja nichts weg, was dir überflüssig ist; und versäume auch nicht, auf dem heiligen Altar des Herrn dann ein Opfer niederzulegen.»

»Tapferer Knot,« nahm jetzt Bede das Wort, »auf eine solche Weise dürste wohl jeder ehrliche Christ zugreifen!«

Den Lippen des tapfern Jakob Knot entflog pfeifend ein Seufzer: »Hui, ja wenn — — —!«

»Alldieweilen ich nun da gewesen bin und der Fels sich gespalten hat, bin ich hinein gegangen und in eine lange geräumige Halle gekommen, deren Wölbung auf blanken, silbernen Säulen ruht, und die zu einer mächtig großen Thüre geführt hat. Die Thüre ist aus gediegenem Gold gewesen, und inwendig sind gestanden zwölf goldene Säulen, und bei jeder Säule ein Mensch, auch von Gold; in die Mitte aber ein

Oberpriester ganz aus Carbunkel, der so geleuchtet hat, wie die glänzende Sonne. Und so wie ich weiter — — —»

Der Held von Marengo ließ bei diesen Worten einen unartikulirten Laut vernehmen, der weder ein Ton des Beifalls, noch des Mißfallens zu sein schien. Erdöhegyi blickte hin, und es war nichts Anderes, als das Schnarchen eines in süßen Schlaf Gesunkenen; und da der Schlummer bereits auch die andere Hälfte der Zuhörer — um dichterisch zu reden — in seinen Armen wiegte, so hörte die Vorlesung in Gegenwart einer so großen Zeugenschaft auf.

### S.

Wem das Schicksal eine Laufbahn eröffnet, und wen es mit Mitteln beschenkt hat, Wünschen nachzujagen und sie erstreben zu können, der findet im wirklichen Leben Befriedigung vollauf, und wohl wird ein solcher sein eigentliches Heimatland nicht in der erträumten Welt seiner Einbildung suchen. Doch es gibt Menschen, in denen Wünsche erwachen, so wie in Euch, Ihr Glücklichen, und in denen diese heißen Wünsche noch glühender werden, als in Euch, und dennoch gibt es in der ganzen sicht- und fühlbaren Natur Nichts, was ihnen zu deren Erlangung verhelfen würde. Sagt diesen Unglücklichen, was sie beginnen sollen? Ach, wenn nun die himmlische Weisheit sie nicht in Schutz nimmt, bleibt ihnen nichts Anderes übrig, als entweder ihre Seelen mit den Banden ewiger Blindheit und Taubheit zu umgeben, oder aus der ihnen Nichts



bietenden wirklichen Welt hinüber zu schweifen in eine eingebildete, um mit Traumbildern und Hirngespinnsten den von der Wirklichkeit leergelassenen Platz auszufüllen.

Weisheit, meine freundlichen Leser, ist eine seltene Gabe, und diese bei unserem Liebeshelden suchen wollen, wäre wohl, wie Ihr es längst wißt, zwecklos. Doch er war nicht nur nicht weise, er vermochte auch nicht seine Seele vor einer anstürmenden heftigen Leidenschaft zu bewahren. Da er für seine zügellose Leidenschaft im wirklichen Leben keinen Trost finden konnte, riß ihn die Nothwendigkeit unaufhaltsam fort, in dem unermesslichen Land der Einbildungskraft, wenn auch mit Gefahr ewiger Verirrung, blindlings sein Heil zu suchen. Als er sein erstes Geld ohne Wissen seines Freundes in die Lotterie warf, hoffte er noch in gewöhnlichen natürlichen Grenzen sein Glück erzwingen zu können; doch zu welch' einem jämmerlichen Troste führte ihn dieser Weg! Wohl hätte er in sich selbst, in seine eigene Kraft, in seine Zukunft Vertrauen setzen sollen; wohl wahr, meine freundlichen Leser! das wäre auch das einzige Mittel gewesen, entweder zu einem Erfolge zu gelangen, oder doch wenigstens mit der Zeit zu gesunden. Jedoch, mit einer wildlodernden Leidenschaft im Busen, bedroht von dem gewissen, und was noch mehr ist, von dem bald und in jedem Augenblicke zu erwartenden Verluste des heißgeliebten Gegenstandes — Maximen zu befolgen, das möge der versuchen, der Lust und Kraft dazu hat! Unser Held hatte weder das Eine noch das Andere, und daran trug er, wenigstens in seiner gegenwärtigen Lage, nur geringe Schuld.

Während des Mittagmahls in jener Schäferei hatte die Erscheinung des Schwarzkünstlers und die derselben folgenden Expectorationen der Tischgesellschaft, mit Blitzesschnelle in seiner Einbildungskraft die Erinnerung an alle jene Märchen wachgerufen, die er über die, in den Karpaten von so Vielen erträumte, geglaubte und gesuchte Schatzkammer seit seiner frühesten Kindheit hatte erzählen hören. Sonst vernahm er dergleichen Märchen mit einem verächtlichen Lächeln, höchstens, daß er einen flüchtigen Reiz an der Erzählung fand, wie ungefähr der reife Mann an den Spielen der Jugend. Jetzt wich das Alberne dieser Hirngespinnste in den Hintergrund zurück; wohl wußte er, daß es eine uralte einfältige Tradition von der dunklen Vorzeit her sei; doch jetzt dachte er hieran am wenigsten, und statt dessen bemächtigte sich seiner Seele der ernste, sie ganz' einnehmende Wunsch: diese unterirdischen Schätze möchten sich vor ihm erschließen.

Geneigte Leser, runzlet die Stirne nicht, zucket nicht mit-  
 leidig die Achsel! Wer ist wohl derjenige unter Euch, in  
 dessen Busen nicht zuweilen übernatürliche Wünsche rege ge-  
 worden wären? Wer sehnte sich nicht einmal, die blauen  
 Lüfte durchsegeln zu können? Wer würde es nicht gerne ge-  
 sehen haben, sich, wenn auch nur ein paar Mal, in seinem  
 Leben zu verjüngen? Wer hatte nicht einst das Verlangen,  
 Geheimnisse zu erforschen und Kräfte zu gebieten, die unter  
 dem ewigen Schleier der geheimnißvollen Natur verborgen  
 bleiben? Der Unterschied liegt nur darin, daß mancher Wunsch,  
 so wie er entsteht, auch gleich wieder schwindet, wie ein

Traum; mancher nistet sich ein, schlägt Wurzel und quält unaufhörlich mit dem peinlichen Gefühle der Nichterfüllung; mancher dagegen tritt mit einer solchen Gewalt auf, daß der Verstand unter dessen Wucht erliegt, so daß er hinfort kaum mehr zu entscheiden vermag: wovon eigentlich, nach den ewigen, unveränderlichen Gesetzen der Natur, eine wahrscheinliche Erfüllung zu erwarten sei? Erhebet übrigens kein Siegesgeschrei, wenn in Eurem Innern ein nur schnell entstehender und wieder schwindender Wunsch erwacht. Wunderbar ist das menschliche Gemüth! Oft geht die heftigste Erschütterung beinahe spurlos an demselben vorüber; doch kann ein leises, kaum gesehntes Beben zurückbleiben, das dann später mit fürchterlicher Kraft losbricht!

In Erdöhegyi lebte bereits ein solcher Wunsch, und dieser hatte zur Folge, daß er das, von dem Jäger gefundene Manuscript mit so regem Eifer aufnahm. Mit Ungeduld begann er es zu lesen: und was fand er? Ein abgeschmacktes Märchen, und, wo möglich, in einer noch abgeschmackteren Hülle geboten! Kaum ist's möglich, seine damaligen Empfindungen zu beschreiben. »Welch' eine Thorheit!« dachte er sich, und dennoch wurde für diese Thorheit ein Wunsch in seinem Herzen rege, von dem sich zu trennen ihm höchst schmerzlich gefallen wäre. Dies machte ihn wohl vor sich selbst erröthen, doch begann er in demselben Moment zugleich glühend zu wünschen, dieses lächerliche Hirngespinnst könnte der Gegenstand einer vernünftigen Hoffnung werden! Im nächsten Augenblick gewahrte er bei klarer Beleuchtung der gefundenen Vernunft, daß Hoffen

hier thöricht sei. Aber wünschen? O der Wunsch ist bald der Vater, bald der Sohn der Leidenschaft, und besonders im letzteren Falle der gesunden Vernunft bar. Also wünschen? — Wohl wünscht er, denn dazu treibt ihn die nach Erfüllung lechzende Leidenschaft. Doch was ist die Hoffnung dann? Man glaube ja nicht, daß es gar so leicht sei, das menschliche Gemüth zu kennen, wie jene wähnen, die über die geheimnißvollen Tiefen des Herzens herzlose Definitionen machen. Die Hoffnung ist eine wunderbare Mischung von Glauben und Wünschen. Daher kommt es, daß Hoffen, Glauben und Wünschen so leicht in einander fließen; daher kommt es, daß das Eine so wie das Andere Leidenschaft gebiert und von Leidenschaft geboren wird, mithin außer dem Bereiche der gesunden Vernunft liegt, oder sich von derselben unabhängig zu machen bemüht ist. Darum sucht die Leidenschaft den Verstand auch zu bekämpfen, und trägt dem zu Folge entweder den Sieg davon und zerstört, oder sie unterliegt in dem wunden Herzen, jedoch die bittersten Spuren zurücklassend.

Unser Held schwankte noch in der Ungewißheit dieser beiden Extreme. Auf der einen Seite kämpfte die gesunde Vernunft, auf der andern ein heftiger finsterner Wunsch, und so oft jene siegend sich erheben wollte, begab sich dieser unter den Schutz seiner heißen Liebe, indem er schmerzlich gewahrte, daß kein Heil auf natürlichem Wege für ihn zu finden sei. Ein sanft leidender, gemäßigter, zu schreienden Thaten nicht geneigter Jüngling würde vor einer solchen Wahrnehmung wohl zurückschauern. — Doch das angebetete Mädchen kann seine

Hand in jeder Stunde einem Andern reichen, und eine unübersteigliche Kluft scheidet es dann für immer von ihm. Gewalt, Kabale, ungewöhnliche Liebesdienste und mehr dergleichen, für Romane und Lustspiele wohl passende Hebel konnten hier nicht in Anwendung gebracht werden. In dieser kalten, bitteren, armseligen Wirklichkeit bot sich ihm auch nicht ein einziger Gedanke dar, der ihm einen befreienden Ausweg außer dem durch Selbstverleugnung und Selbstüberwindung erkämpften, der Entfagung verheißen hätte.

Entfagung! Kaum findet sich in den Annalen der Menschheit ein schwerer zu lösendes Wort. Und wem sollte er entfagen? Dem Mädchen, das der einzige Gedanke seiner Seele, das einzige Gefühl seines Herzens ist, und nach welchem er um so stürmischer strebt, je weniger die Möglichkeit vorhanden ist, zu seinem Besitze zu gelangen. Langes, tiefes Hinbrüten, ewiges Sinnen, unausgesetzte Beschäftigung mit dem Gegenstande, für den die heißen Liebesflammen zuerst in seinem Busen aufloderten, bewältigten ihn vollends. Allmählig verlor er die Gewalt über seine Geisteskräfte, und die Liebe beherrschte ihn wie ein Nervenübel, das uns schmerzt und quält, das zu entfernen jedoch nicht in unserer Macht steht.

Wie süß die beiden Schläfer nach den überstandenen Mühen schlummern! Erdbögehi liegt, in sich gefehrt, weder in wachendem, noch schlafendem Zustande, neben ihnen. Das Feuer war zu Asche gebrannt, der Mond im Sinken; oberhalb und unterhalb zogen sich, die ganze Bergkette entlang, in finstern Massen riesige Schatten hin. Der Himmel blickte mit seiner

klaren, wolkenlosen, tiefen Bläue freundlich herab, und goß das zitternde milde Sternenlicht auf die fahlen Häupter der Berge und in die klaffenden Untiefen des Geklüftes. Keine Bewegung, kein Laut! So mochte die Welt am vierten Schöpfungstage gewesen sein, als Gott die Sterne anzündete, und die Erde sich unter ihnen mit ihrem Festlande und den Gewässern, ohne jeglichen Bewohner, in dem endlosen Raume öde und lautlos bewegte.

Erdohegyi blickte empor, und durch die, seiner Aufmerksamkeit bisher entgangenen, großartigen Erscheinungen mächtig ergriffen, schaute er um sich. Welche Einöde! welch' eine Abgeschlossenheit von Allem, was an das Treiben und Getümmel der dort unten im Thale und in den Niederungen vegetirenden Menschenrace erinnern könnte! Doch in ihm erweckte diese Lage die folternden Gedanken ewiger Trennung und Abgeschiedenheit. Dort unten im Gewühle der Menschen hatte er Diejenige gelassen, ohne die er sich kein Leben zu denken vermochte, und in diesem Moment wollte es ihn bedünken, als berührten neuerdings jene Musiktöne sein Ohr, denen er vor zwei Jahren unter den Fenstern seines süßen Mädchens entzückt gelauscht hatte. Die Qualen der Eifersucht und ein sehnfüchtiges Verlangen, die Heißgeliebte wieder zu sehen, stürmten gewaltig auf ihn ein; ein namenloses Weh erfüllte sein Herz, sein Blut rollte ungestüm, und es war ihm wie dem Schweizer Bergbewohner, der seine Brust von einem krampfhaften, zehrenden Heimweh beschlichen fühlt.

Er erhob sich aus seiner liegenden Stellung, und schritt

unruhig auf und ab; jetzt blickte er zum Himmel empor, und, den heranbrechenden jungen Morgen gewahrend, blieb er bei den Schläfern stehen und rief: »Es dämmert, brechen wir auf!«

Der tapfere Jakob Knot war in einem Nu auf den Beinen, und bevor sich Bede aus dem kurzen, doch süßen Schlummer ganz ermunterte, untersuchte er einstweilen die mitgebrachte Provianttasche, und begrüßte die goldenen Strahlen der erwachenden Sonne mit einigen kräftigen Zügen aus der Braantweinflasche; das Gepäck auf die Schulter ladend brach er auf, um die Wanderer auf die Fels Spitze zu geleiten.

»Nein!« brummte er in den Bart und blieb wieder stehen, »nein, jenes Buch lautete ja so sanft und gottesfürchtig! Hm, ich werde wohl nicht, wie mein schöner Vater, in die Klauen des Satans gerathen.« Dabei bückte er sich und hob einige von den weggeworfenen Steinen auf.

»Tapferer Mann, großer Held!« rief Bede, »Ihr führt den lieben Herrgott in Versuchung!«

»Ei was!« entgegnete der Held, »wenn der fromme Vater Ezechiel — — — aber Million Donnerwetter! wo zum Teufel geht Ihr hin, junger Herr!«

Bede blickte hin, und gewahrte, daß Erdböhegyi sich anließ, den Berg abwärts zu schreiten. »Alle Wetter, Paul, wo willst Du hin?«

»Nach Hause!« entgegnete jener kurz.

»Was?« rief Jakob, »wir haben ja noch fünf Stunden aufwärts zu steigen, und dort werden wir den Wolken um

fünfzehn Klafter näher stehen. — Ich will Ihnen, meine Herren, oben schon Alles gehörig zeigen.» —

Bede hatte inzwischen seinen Freund betrachtet. Sein Antlig gewährte, ob der so unruhig durchwachten Nacht, und des tiefen Grams wegen, der an seinem Innern nagte, einen wahrhaft erschütternden Anblick, und an dem krampfhaften Zucken seiner Gesichtsmuskeln und an jeder seiner Bewegungen konnte man deutlich wahrnehmen, wie sehr er an Leib und Seele krank sei. Der gute Bede, der so treue, theilnehmende Freund, schauderte zurück; er gab dem Wegweiser einen Wink, und die kleine Gesellschaft trat, den eigentlich bezweckten Gang unterbrechend, den Rückweg wieder an.

### 9.

Herr und Frau Aringer — das würdige Paar, in allen Ehren zu melden — saßen festlich gekleidet. Ihr Angesicht verrieth einen zufriedenen, doch ernstern und nicht werfeltäglichen Ausdruck; aus den Mienen und der Haltung Beider konnte man nicht ohne Grund vermuthen, daß so eben irgend ein wichtiger Gegenstand ihre Seelen beschäftigen müsse. Ihnen gegenüber saßen zwei würdige Herren; aus ihrem Anzuge und der Aufmerksamkeit, mit denen ihnen begegnet wurde, ließ sich entnehmen, daß diese muthmaßlich zu den Honoratioren der Stadt gehören mochten. Neben dem alten, treuen Ehepaar stand die reizende Nelli, mit niedergeschlagenen Augen, zauberisch in holder Schamröthe erglühend; unweit von ihr konnte



man einen Jüngling gewahren, dessen Antlitz vor Freude strahlte. Und dieser Jüngling war eben jener Kraudi, von dessen Nachtmusik wir bereits Erwähnung gethan, und von dem wir so viel wissen, daß er sich um die Hand der schönen Kelli bewarb, und — Dank seinen Dukaten und der Huld der Dame Kringer! auch nicht ohne Erfolg.

Doch um die Sache nicht zu weit auszuspinnen, wollen wir unsern Lesern den ganzen Hergang in Kürze erzählen.

Kraudi dachte sich: Das hübsche Mädchen zu umschwärmen, mit ihr zu tanzen, Serenaden zu bringen, mögen wohl an und für sich recht hübsche Dinge sein, dürfen aber dennoch nicht für gar zu wichtig angesehen, und in keinem Falle über die Gebühr ausgedehnt werden. Der Zweck ist doch nun einmal kein anderer, als das schöne Kind und das schöne Vermögen des schönen Kindes zu besitzen, und hiezu ist es nothwendig, sobald als möglich über die Freiersceremonien und sonstige beschwerliche Formalitäten hinwegzugehen und die Träume einer glücklichen Zukunft mit möglichster Schnelle in eine reelle Wirklichkeit umzuwandeln. Zu den lobenswerthen Eigenschaften Kraudi's konnte man auch die zählen, daß er nie bei einem Gedanken stehen blieb, sondern aus dem Gedanken den Willen und in Folge des Willens die That hervorzurufen nie unterließ. Darum machte er schnell die Kunde bei seinen Verwandten, und forderte sie auf, das würdige Amt eines Brautwerbers zu seinen Gunsten zu übernehmen.

Mit einem Worte: die ehrenwerthen Brautwerber erschienen in der vollen Würde ihres Amtes, und die vortrefflichen

Eigenschaften ihres jugendlichen Verwandten mit beredter Zunge herzählend, erbatene sie sich das Glück, ihr Geschlecht mit der in so großem Ansehen stehenden Familie des Herrn Oberrichters auf dem von Gott vorgezeichneten Weg verbinden zu dürfen.

Wer hätte auch einer solchen Beredsamkeit, die meine schwache Feder wiederzugeben vergebens bemüht wäre, zu widerstehen vermocht, besonders wenn es sich um die Hand eines siebzehnjährigen, schönen Mädchens handelt, und wenn derjenige, der um diese Hand sich bewirbt, ohne alle Einwendung Herr über ein großes Vermögen ist? Dies bestimmte auch Frau Aringer, ihr vergöttertes Kind aus ihren treuen mütterlichen Armen zu entlassen und sie denen des zärtlichen Bräutigams zu überantworten, welchen Beschluß sie auch Schicklichkeit halber durch ihren Herrn Gemahl verkünden ließ. Und so kam es, daß gerade in jener Stunde, von welcher am Eingange dieses Kapitels die Rede war, die Verlobung in ihrer vollen Feierlichkeit vollzogen wurde.

Indeß, mein freundliches Lesepublikum — wie konnte man auch voraussetzen wollen, daß ich nur für einige wenige Leser schreibe? — indeß, sage ich, ist es wohl recht erfreulich und unterhaltend, in der Umgebung glücklicher, heiterer Menschen zu sein; doch bei den Leidenden einzusprechen, gebietet die christliche Pflicht, und darum werden wir, die freudigen Verlobungsszenen übergehend, das gegenüber befindliche Haus besuchen; dasselbe, aus dessen Fenster — wenn die Leser sich anders dieses Umstandes noch zu erinnern wissen — vor einigen

Tagen unser Held, der arme Erböhegyi, so trübselig hinausgesehen hatte.

Und eben er, unser bemitleidenswerther Freund, ist es, der in seinem Zimmer einsam auf und ab schreitet, während in dem jenseitigen Eckhaus die reizende Nelli, von seligen Bildern umgaukelt, den Trauring aus den Händen ihres Bräutigams empfängt.

Die Wangen des einsamen Auf- und Abwärtschreitenden waren weiß und gelb, wie der seinem Ende nahende Herbst; seine Augen brannten wohl, jedoch finster; um seine Lippen zuckte ein konvulsivisches Lächeln, ein leiser Zug von Hohn; seine Blicke waren unwillkürlich bald auf das gegenüber sich öffnende Fenster, bald auf das vor ihm auf dem Tische liegende Buch gerichtet.

»Gitle, betäubende Traumbilder!« flügelte er, — »und warum gab das Schicksal gerade mir ein an Liebe so überreiches Herz? Etwa um mit dieser heißen Glut im Busen in der wirklichen Welt so ganz allein zu bleiben? Einige Handvoll Goldes also konnten sie gewinnen! Und der Mensch geltet euch für nichts? Das Herz verdient kein Herz? Fort von hier! — Und wohin? und warum? Ach, folternde Leidenschaft, welch' ein fürchterliches Düstter hast du um mich her verbreitet!«

Er schwieg und warf sich auf einen Sessel; seine Hand sank auf das vor ihm liegende Buch nieder. Mit auf die Brust gesunkenem Haupte saß er eine Weile da; jetzt erhob er den Kopf wieder, und seine Augen blieben unverwandt auf dem Buche ruhen.

»Und wäre es denn wirklich gar so lächerlich?“ fuhr er in seinem Selbstgespräche fort. — »Gibt es denn in der Natur nicht tausend und tausend Erscheinungen, die auf unauflösbare tiefe Geheimnisse hindeuten? Und was so Viele für möglich halten, wonach in meinem Herzen ein so heißes Verlangen brennt — —! Thor, warum quälst du dich mit wahnwitzigen Hirngespinnsten!

»Eine Schatzkammer in den Karpaten! jämmerliche alte Sage! Und dennoch wie würde ich so unaussprechlich glücklich sein, wenn ich zu dem Schlüssel des Geheimnisses gelangen könnte!

»Was würde es dir nützen, Glender! Sie fügte sich doch dem Rathe und dem Willen eigennütziger Eltern, und du geldest ihr für Nichts!

»Ha! wäre es aber keine süße Rache, wenn ich mit Schätzen beladen in die Stadt zurückkehrte und die Goldgierigen mit allzu später Reue mir nachlechzen würden?

»Rache! o Höllepein! warum kann ich nicht hassen?

»Nein, unmöglich! dieser Engel hat keinen Theil an der Sünde niedrigen Eigennuzes. Wenn ein Wunder geschähe, und meine Schätze der lüsternen Mutter in die Augen stechen würden, o gewiß nähme sie dann eben so bereitwillig die Hand der Tochter wieder zurück, und gäbe sie mir, so wie sie mir dieselbe bisher vorenthalten hat. — Wunder? — Und ist es denn gerade so unsinnig, so albern, an die Möglichkeit eines Wunders zu glauben? —

»Fabricius! — Das scheint doch der Name eines gelehrten

Mannes zu sein! Fabricius in G...! sagte der Jäger. — Und wo es gar keine erdenkliche Hoffnung mehr gibt, sollte man sich da auch von der allerletzten lebensfristenden Ahnung losreißen?“ —

Nach diesem oft unterbrochenen Selbstgespräch faß der Jüngling noch eine Weile, in tiefes Hinbrüten versunken, da; er langte nach dem Buche und steckte es zu sich; dann stand er auf, maß das Zimmer noch einige Male mit schnellen, unruhigen Schritten, nahm seinen Hut und rannte zur Thüre hinaus.

### 10.

Klein war die Ortschaft, und beinahe am äußersten Ende derselben stand ein kleines Häuschen, wo der Schauplatz unserer Erzählung sich jetzt eröffnet. Wenn man durch die Gassenthüre in das Haus trat, breitete sich vor dem Auge ein im frischesten Grün prangender Rasen aus, und ein schmaler Steg führte durch den Hof in das Innere des Hauses. In der einen der beiden, höchst einfach, doch nett ausgestatteten und musterhaft sauber erhaltenen Stube arbeitete an einem Nähstischchen ein liebliches Mädchen, umwallt von einer solchen Pracht schöner, blonder Locken, so bezaubernd durch den sanften Glanz tiefblauer Augen, wie sie sich der Dichter nur in den glücklichsten seiner Träume zu denken vermag. Das Haus selbst, so wie Alles, was in demselben und ringsherum den Blicken des Eintretenden sich darbot, trug mehr das Gepräge

der Armuth, als das des Reichthums; doch verrieth der nette Anzug des Mädchens einen größern Wohlstand, als er gewöhnlich bei der ärmern Klasse gefunden wird. Die Gesichtszüge des schönen Kindes, ihre Haltung, und die Geschmeidigkeit, die ihr ganzes Wesen verrieth, ließen den Eintretenden vermuthen, er sei zu Leuten gerathen, die zu den gebildeteren gezählt werden müßten.

Das Gesicht des Mädchens verkündete Offenheit, ihre Züge waren eben nicht ernst oder düster, doch war die Sanftheit in denselben so vorherrschend, daß das stille, fromme Antlitz keines besonders heitern Ausdrucks fähig war. Doch lag in diesem Gesichte auch kein liebeselechtes Schmachten; Theilnahme und Sorgsamkeit bildeten dessen Hauptlineamente. So saß das wahrhaft liebenswerthe Geschöpf dort, und, in ihre Arbeit vertieft, trällerte sie leise ein Liedchen vor sich hin, als an der Thüre sich ein Pochen vernehmen ließ. Die fleißige Nähterin schien überrascht, und gleichsam zögernd sprach sie das Wort: »Herein!«; worauf die Thüre sich öffnete und der blasse Jüngling mit dem schwärmerisch melancholischen Angesicht, unser Erdöhgehi, trat herein.

Meine Leser würden auf den ersten Blick wahrgenommen haben, daß Mädchen und Jüngling sich einander kennen. Die reizende Bewohnerin des netten Stübchens schien in Verlegenheit zu gerathen, doch sammelte sie sich bald; denn der Unbekannte brachte ein liebenswürdiges Äußere mit sich, und in seinem kummervollen, krankhaftblaffen Antlitz sprach sich auch jene an Achtung grenzende, zarte Höflichkeit

aus, mit der Männer von gebildetem Geiste stets dem zweiten Geschlecht gegenüber erscheinen. Und wenn ich schon Alles gestehen soll, so hatte dieses durch innern Gram so tiefleidende Antlitz seinen Adel, seine Schönheit, vorzüglich aber jenes gewisse, schwärmerische Schmachten als einen steten Hauptzug beibehalten, welches letztere doch für jedes gefühlvolle Mädchen von so eigenthümlichem Interesse ist, und auch auf unsere sanfte Blondine seinen Eindruck nicht verfehlt zu haben schien. Alles an dem schönen, blassen Jüngling wies ja darauf hin, daß er leide und wie sehr er des lindernden Trostes bedürfe, und wozu hätte der liebe Gott die bezaubernden Kinder wohl mehr geschaffen, als um zu trösten und unsere Leiden zu lindern.

Erdöheghi hatte Augen, er sah mithin das Mädchen, ja er sah sogar, daß sie sehr schön sei; doch sein Herz stand nicht mehr mit seinen Augen, sondern mit seiner Einbildungskraft in Rapport. Er verbeugte sich, blickte im Zimmer umher, als suchte er Jemanden; endlich erkundigte er sich nach dem Herrn Fabricius.

»Mein Vater,« entgegnete das Mädchen, »ist nicht zu Hause.«

Erdöheghi schien diese Äußerung mit Betrübniß hinzunehmen; das Mädchen fuhr, indem sie dies bemerkte, fort: »Er bringt den größten Theil seiner Zeit zwischen den Bergen zu, doch dürfte er bald heimkehren. Es dämmeret bereits, und heute Morgens verließ er das Haus nicht so, als wollte er über Nacht wegbleiben.«

Unser Jüngling schwankte, ob er fortgehen und später wiederkommen, oder in Gesellschaft des freundlichen Mädchens die Ankunft des Vaters abwarten sollte? Die Tochter des Herrn Fabricius war selbst nicht im Reinen, ob es schicklicher sei, daß der angenehme Jüngling sie verlasse, oder, ohne besondere Verletzung des Anstandes, den Hausherrn an Ort und Stelle abwarte? Allen diesen Zweifeln machte, wie bei unzähligen Vorfällen, der Zufall ohne weiteres Kopfzerbrechen ein Ende, indem Herr Fabricius in eigener Person in seinem gewöhnlichen, ziemlich abgetragenen, schwarzen Anzug plötzlich zur Thüre herein trat.

Er war bereits ein alter Mann, dünn und hager. Doch die aufrechte Haltung seines Körpers und die Lebhaftigkeit in seinen Bewegungen zeigten von noch rüstiger, gesparter Kraft. Der vorherrschendste Zug seines Antlitzes war Ruhe, sein Blick war der eines aufmerksamen Beobachters; wenn man ihn so betrachtete, zeigte sich in seinem Wesen Nichts, das irgend zu Verdacht hätte Anlaß geben können; doch konnte man eine gewisse Kälte an ihm gewahren, wenn auch nicht ohne alle Kennzeichen einer leicht erregbaren Theilnahme.

Er trat in die Stube, und in seinem ruhigen Blick malte sich auf eine eigenthümliche Weise die Überraschung, als er seine Tochter mit einem unbekanntem Manne allein traf. Bevor er jedoch fernere Beobachtungen anstellen und zu Wort kommen konnte, flog das sanfte Kind in die Arme des Vaters, und erröthend sagte sie ihm, daß der fremde Herr vor einigen Sekunden erst gekommen wäre.



»Ich wünsche Sie zu sprechen, mein Herr!« — nahm jetzt Erdöhegyi das Wort, der den Angekommenen mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit fixirte — »und erbitte mir eine kleine Unterredung unter vier Augen.«

Der Hausherr nahm mit einfacher Herzlichkeit seinen Gast unter den Arm, und führte ihn durch ein schmales Vorhaus in eine andere Stube, an deren Wänden sich Schränke hingen, in denen auf der einen Seite Bücher in einem bereits abgenutzten, von jahrelangem Gebrauche zeigenden Einbände, standen; auf der andern Mineraliensteine und mehre Haufen ausgetrockneter Pflanzen lagen. Außerdem bestanden die Möbel nur noch aus einem eichenen Tisch und zwei hölzernen Stühlen, deren einen der Wirth unserm Jüngling anbot, während er auf dem andern Platz nahm, und zu warten schien, was wohl das Resultat dieses unverhofften Besuches sein werde.

Auch Ihr, meine Leser, mochtet wohl einst und vielleicht mehr als einmal in Eurem Leben an dem Entscheidungspunkt Eurer Wünsche gestanden sein, an dem Punkte nämlich, wo der Mensch mit seinen lang gehegten Wünschen zu jenem Moment gelangt, in welchem diese entweder in Erfüllung gehen, oder in ihr früheres Nichts zurücksinken sollen. All' die Unruhe, die Beklommenheit, die Euer Busen, all' die schmerzlichen Zuckungen, die Euer gefoltertes Herz, all' das Schwanken, Ringen und Kämpfen, all' die Glut und Frost, die, Eure Kräfte hemmend und befeuernd, auch Ihr bei einer solchen Veranlassung je empfunden haben möget, Alles dies stürmte auch auf Erdöhegyi in diesem Augenblick gewaltsam

ein, während er jenem Mann gegenüber saß, dem der Böbel Wunderkräfte zuschrieb, die er nicht glaubte, an die er jedoch zu glauben so bereitwillig war, die er nicht glaubte, und doch glauben zu können so heiß und glühend wünschte, die er nicht glaubte, und dennoch auf eine solche Weise vorbereitet hinging, als würde das ganze Glück seines Lebens von deren Bestand oder Nichtbestand abhängen.

»Mein Herr!« so begann er, »ich bringe Ihnen Ihr verlorenes Eigenthum, dessen Verlust Sie vielleicht nur schwer ertragen, zurück.« Dabei langte er das auf den Bergen gefundene Buch hervor, und reichte es seinem muthmaßlichen früheren Besitzer hin. Fabricius nahm das Buch, blätterte darin mit unveränderten Gesichtszügen, als suchte er etwas. Dann verzogen sich seine Lippen zu einem leichten Lächeln, und indem er das Buch auf den Tisch legte, sprach er: »Dank Euch, junger Herr! der kostbarere Theil ist wohl verloren gegangen, doch ist auch dieser leicht wieder zu ersetzen.«

»Der kostbarere Theil?« fragte der Gast betroffen.

»Die Pflanzen, die ich auf dem Gebirge gesammelt und in das Buch da gelegt habe. Indes habe ich noch mehrere ähnliche Exemplare, und die Beine des alten Fabricius können noch Berge steigen und Felsen erklimmen.«

»Und das Buch?« —

»Das Buch, mein Herr, ist eine Kopie von dem albernen Märchen, das unter dem Böbel über die in den Karpaten befindlichen Schätze in mehreren Sprachen zirkulirt. Noch in meiner Jugend schrieb ich es ab, und jetzt benütze ich es, um

auf meinen botanischen Excursionen Pflanzen, die ich zum Aufbewahren sammle, hinein zu legen.»

Erdöhegyi's blaßes Antlig wurde noch bleicher und seine Lippen zitterten krampfhaft.

»Sie sind krank, mein Herr?» fragte der Hausherr theilnehmend.

Der Jüngling suchte sich zu fassen, er wollte sprechen, und an die Stelle der Todtenblässe trat eine tiefe Röthe; endlich öffneten sich seine Lippen: »Albernes Märchen!» stammelte er, und verstummte wieder.

Fabricius begann seinen Gast jetzt aufmerksam zu betrachten, indem er ihm bald in's Gesicht blickte, bald seinen Anzug musterte; endlich sprach er, mit einem durchdringenden Blick auf den Jüngling: »Wie? — junger Mann, Sie werden doch nicht auch Einer jener bethörten Leichtgläubigen sein, die dieser lächerlichen Tradition zu ihrer eigenen Folter und zu ihrem Verderben Glauben beimessen? Nein, nicht möglich! Ihr ganzes Außere verräth zu viel Bildung, als daß ich das von Ihnen so leicht vorauszusetzen im Stande sein sollte.»

Erdöhegyi wollte antworten, doch er vermochte kein Wort hervorzubringen; seine Züge und sein ganzes Wesen rechtfertigten den Argwohn des scharfblickenden Alten. Es blieb ihm jedoch unbegreiflich, wie es kommen konnte, daß ein Jüngling von scheinbar guter Erziehung von einem so lächerlichen Böbelwahn befangen sein konnte? Es schien ihm, die Seele des Jünglings sei krank; doch wünschte er die Hoffnung hegen zu dürfen: nicht ohne die Möglichkeit seiner Genesung. »Mein

junger Freund! Über ihre Fibern zuckt ein ungewöhnliches krampfhaftes Beben. — Viele sind schon während meiner Lebenszeit mit der Hoffnung zu mir gekommen, ich werde den Schlüssel zu den erträumten unterirdischen Schätzen in ihre Hände legen. Der Pöbel glaubt und begreift nicht, daß es Menschen gibt, die, um Steine und Pflanzen zu sammeln, mühevoll Berge zu ersteigen sich herbeilassen können; denn wie kann das Volk einen Werth an Dinge knüpfen, die es in seiner Unwissenheit tagtäglich mit Füßen tritt? Die Menge raisonnirt ungefähr so: Der alte Fabricius erklimmt mit so vieler Beschwerde die steilsten Felsen, steigt in die Tiefen und in das Geflüste hinab, und schleppt den mit Steinen vollgepfropften Quersack mit gekrümmtem Rücken heimwärts. Daß der Schatzträger seine alten Tage in Armuth verlebt, daß er Steine der Wissenschaft halber sammelt, und daß er seine mühevollen Sammlungen den in großen Städten schwelgenden reichen Liebhabern um einen Spottpreis hinzugeben gezwungen ist: das wollen die Menschen freilich nicht wissen. Doch Sie, mein Herr, gehören nicht zum Pöbel, und woher, um's Himmels willen, diesen zerstörenden Wahn, der bei Ihnen auf Leib und Seele einen so fürchterlichen Einfluß übt?» —

Die folternden Gefühle der Schande und des Zweifels zerfleischten Erdöhegyi's Herz. Dort saß er vor den Augen des würdigen Greises, wie ein reuiger Sünder vor seinem Beichtvater zwischen Gottes geheiligten Mauern. Unbeschreiblich sind die Empfindungen, die jetzt in seinem Innern tobten. »Hat der Alte wohl Wahrheit gesprochen? Wer wollte mit gesundem

Menschenverstand hieran noch zweifeln? — Aber, wenn er nur die Absicht hatte, mich von der Lösung des Geheimnisses zurück zu schrecken! Wenn er dennoch im Stande wäre, was der Volksglaube ihm zuschreibt? Er ist doch ein Mensch, wie wär's möglich, daß er ungerührt sich meiner Qualen nicht erbarmen sollte!" Dies waren die Gedanken, die sein Hirn durchkreuzten, und von dem Übermaße seiner Leiden gewaltsam hingerissen, begann er sein volles Herz auszuschütten, indem er seinen gegenwärtigen Gemüthszustand, seine Leiden, Hoffnungen und Zweifel, mit einem Worte: seine unglückselige Liebe und all' ihre bejammernswerthen Folgen mit glühenden Worten, die seine auf den höchsten Punkt gestiegene Leidenschaft ihm eingab, dem Greise vortrug. Fabricius hörte ihn mit gespannter Aufmerksamkeit an; entsetzt schauderte er zurück; er fühlte sich von tiefem Mitleid erweicht und sprach: »Jüngling, vor vielen Jahren kannte ich einen Unglücklichen, dessen Qualen den Deinigen glichen. Wenn seine Lebensgeschichte Deinem so sehr kranken Gemüthe als Heilmittel dienen kann, so höre sie an, ich will sie Dir erzählen. Nimm das Beispiel als einen Spiegel hin, und sei bemüht, mit der ganzen Kraft Deiner Seele es zu Deinem Heile anzuwenden.»

## 11.

»Harmlos verlebte ich meine erste Jugendzeit, mein Wissen war nur gering, um so größer meine Lebhaftigkeit. Die Berge waren mein eigentliches Element, zu denen ich mich

seltsam hingezogen fühlte, und ungemein wohl that es mir, wenn ich die steilsten Felsen erklimmen und in die tiefsten Abgründe hinabsteigen konnte; keine Gefahr schreckte mich zurück, denn sie erhielt meine Geistes- und körperlichen Kräfte in einer fortwährenden, wohlthuenden Thätigkeit.

»Zu dieser Zeit kam ein preussischer Handwerksbursche in unsere Gegend; er war nur um wenige Jahre älter als ich, und trat in die Dienste eines unserer Schreiner als Geselle. Er war ein fleißiger, frommer, junger Mensch, aus welchem mit der Zeit ein tüchtiger Meister hätte werden können, wäre seine Seele nicht der Tummelplatz wilder Leidenschaften geworden.

»Die Tochter seines Meisters war schön, Viele strebten nach ihrem Besitze. Der Meister selbst war wohlhabend und geldgeizig über die Maßen. Zu dieser Untugend gesellte sich auch noch die, daß er mit blinder Zuversicht allen jenen Märchen, die der Aberglaube im Volke ausheckt und verbreitet, festen Glauben schenkte; und unter diesen Märchen war ihm das von den geheimnißvollen Schätzen in den Karpaten das verlockendste. Und wer wollte hierüber sich wundern? Er war ein Mensch ohne alle Bildung und Erziehung, und jener Wahn hatte sich seit undenklichen Zeiten her verbreitet und im Volke Wurzel gefaßt, so daß vom Beginne an unzählige Ausländer — verlockt durch das alberne, den Schwächen des menschlichen Herzens so sehr schmeichelnde Hirngespinnst — erfolglose Reisen zu unsern Bergen unternahmen. Der Schreiner hing somit mit unerschütterlichem Glauben an dem wirklichen Bestande der erwähnten Schätze, und bis zum Wahnsinn

lehzend nach denselben, faßte er den Entschluß, nur demjenigen seine Tochter zum Weibe zu geben, der den Schlüssel zu den Goldkammern in unsern Bergen auffinden würde.

»Zur Fabel dieses Volksmärchens gehört auch das: daß die Schätze mit dem Fluche behaftet seien, und daß die dieselben bewachenden Geister sie nie dem Besitze eines inländischen Bewohners überlassen würden. Meister Jonas nahm daher mit Freuden den ausländischen, stattlichen Gesellen in seiner Werkstatt auf, und mit noch größerer Freude gewahrte er, daß dieser seine Tochter nicht mit gleichgiltigen Augen sehe. Er wartete den Augenblick ab, bis dieser sich erklären würde, und als dies erfolgte, so gab er ihm keine abschlägige Antwort, doch verwies er den Jüngling zur Auffuchung des Schatzes.

»Armer Hans! er war verliebt und abergläubisch zugleich; mich, den lebhaften unbesonnenen Burschen, erwählte er zu seinem Gefährten; er ließ durch mich von dem überall zirkulirenden Manuskrifte eine Abschrift nehmen — dieselbe, die Sie, mein Herr, mir überbrachten, und die ich zum Andenken an den frühen Tod des Unglücklichen behielt — und bat mich, ich möchte ihn auf seinen Gebirgswanderungen begleiten. Mir gefiel der Spaß, der ihm düster und ernst auf dem Herzen lag, und Tage, Wochen brachten wir auf den Bergen zu. Den mühsamen Erwerb des ganzen Winters versplitterte er in Folge des ewigen Herumirrens im Sommer, und wenn der letzte warme Tag vorübergegangen und das Gebirge mit tiefem Schnee sich bedeckte, ging er wieder an die rastlose Arbeit, in seinem Herzen stets zwei unbefriedigte

Leidenschaften nährend; denn der Meister bewachte seine Tochter, so wie seine Geldkiste, mit gleicher Strenge und Wachsamkeit.

»Der Sommer kam wieder, und mit ihm statt der Arbeit das Jagen nach Gold. Jedes erfolglose Wagniß riß ihn mit heißem Verlangen zu einem neuen hin, und das Ende von dem Allen war, daß er bei dem ewigen Jagen und Haschen nach Schätzen, ein Bettler blieb, und daß — nachdem Meister Jonas nach einem kurzen Krankenlager mit Tode abgegangen war — die Verwandten das im väterlichen Besizthum verbliebene Mädchen einem nicht minder wohlhabenden Jünglinge zum Weibe zu geben Anstalt trafen. Das war für den armen Hans ein erschütternder Schlag. Ich war Zeuge seiner unsäglich Qualen, Zeuge, wie tief die Seele zu sinken vermag, wenn sie der Leitung gesunder Vernunft entbehrt.«

Fabricius hielt, von Rührung überwältigt, einige Augenblicke ein; seine Augen wurden naß, den Lippen entrang sich ein leiser Seufzer.

»Klar lebt die Erinnerung in meinem Geiste, wie er eines Morgens mit zerstörten Gesichtszügen vor mir stand, nachdem er eine peinvolle Nacht durchwacht hatte. Jetzt faßte er den Entschluß, das gefährlichste Wagniß zu vollbringen. Der Unglückliche! es war sein leztes. Mit Schauder blickte ich ihn an, als ich, durch seinen Ruf geweckt, aus dem Schlafe emporfuhr. Sein sanftes Antliß trug das Gepräge innern Grams und der tiefsten Verzweiflung; fast willenlos verließ ich mein Lager, und mit wehmüthig beklommener Brust folgte ich ihm.«



»An der Grenze von M..., der linken Seite des Teichs zu, ragt jener entsetzlich steile Felsengipfel empor, den man allgemein den »Drachen« nennt. Auf dessen Spitze liegen seit ewigen Zeiten übereinander gethürmte, weit hervorspringende, riesige Felsklippen, die vermöge ihrer außerordentlichen steilen Lage, und in Folge tobender Orkane, oder ihrer eigenen Wucht willen sich fortwährend ablösen, und, mit schnellem Sturze abwärts rollend, immer mehr und mehr Felsstücke mit sich reißen. Dieses Ablösen, Stürzen und Mitsichfortreißen folgt mit solcher Blitzeschnelle auf einander, und verbreitet ringsherum ein so schauerliches Getöse, daß man von der Ferne einen wild dahinbrausenden Bergstrom, und in der Nähe das, zuckende Blitze begleitende, dumpfe Rollen und Krachen des Donners zu sehen und zu hören vermeint. Diese Erscheinung wirkt zu gewaltig auf die Seele ein, als daß es dem Böbel genügen sollte, sich dieselbe auf natürlichem Wege zu erklären. Die Sage lautet: daß dort oben die Geister hausen, die durch den fürchterlichen Felsensturz diejenigen zurückschrecken wollen, die verwegen in die geheimnißvolle Schatzkammer zu bringen, Verlangen tragen; die Schatzkammer aber soll in dem Geflüste, das von der südlichen Seite her sichtbar ist, an der äußersten Felsenspitze liegen. Es sollen zwar viele Kostbarkeiten auch an andern Orten aufgehäuft sein: da eine Goldquelle, dort eine Diamantengrube und mehr dergleichen; doch was in der »Drachenhöhle« selbst verborgen ist, übersteigt Alles, was die ausschweifendste Fantasie zu ersinnen vermag.

»So lautet das Volksmärchen, und mein armer Wander-

genosse hing mit unerschütterlicher Überzeugung an diesem Wahn. Doch hatte ihn bisher die unvermeidliche Gefahr von diesem lebensgefährlichen Wagniß zurückgehalten. Bei seinem gegenwärtigen Seelenzustand gab es Nichts mehr, wovor er noch hätte zittern können, er wollte gewinnen oder verlieren, und ohne weitere Überlegung machten wir uns auf den Weg.

»Dort standen wir in der Nähe der schaudervollen Bergesspitze. Ich konnte nicht sagen, was mich mit mehr Entsetzen, mit mehr Schauer erfüllte: ob die seelenerschütternde, unbeschreiblich großartige Naturerscheinung, oder jener Mensch, der, in dem letzten gewaltigen Moment der Entscheidung in sich versunken, vor mir stand. Mit beklommenem Herzen, mit stieren, auf einen Punkt unverwandt gerichteten Blicken, ohne Gedanken, ohne Gefühl, ohne Regung, außer der einzigen, ihn beherrschenden Idee, starrte er in jene Richtung hin, wo die schauerliche Untiefe uns entgegenklatzte, vor deren Mündung die mit dem Zerschmettern drohenden Felsstücke von oben herab gegen den Abgrund zu wie ein Platzregen niederschossen. In sprach- und lautloser Stille standen wir neben einander; nach einigen Momenten schrie er laut auf: »Jetzt, jetzt!« Und in der That hörte der Steinregen plötzlich auf; mit wilder, ungezügelter Hast rannte er gegen die Untiefe; doch kaum war er an den Rand des Abgrundes gekommen, als ein Windstoß ein ungeheures Felsstück ablöst, das in seinem Sturze noch hundert und hundert andere mit sich reißt, und der Unglückliche mit eingebrochener Hirnschale und verstümmeltem Arme zurückspringt und zu meinen Füßen niedersinkt.

»Mein junger Freund! wozu das Übrige noch erzählen? Der Bejammernswerthe verschieb an Ort und Stelle, und dort ruht er, begraben unter einem, über ihm aufgehäuften Steinhügel, unweit von jenem schauerlichen Ort, wo er sein letztes Wagniß bestanden und den Tod gefunden hat. Soll ich Dich hinführen, damit Du mit eigenen Augen das traurige Denkmal des durch Leidenschaft und blinden Wahn so fürchterlich zu Grunde gegangenen Jünglinges sehest? Junger Mensch, wenn der Anblick dieses Grabes Dich nicht heilt, so möge Gott Deiner Seele gnädig sein!»

Der Alte schwieg; seiner Erzählung folgte ein tiefe Todtenstille. Es war mittlerweile ganz dunkel geworden, die einander gegenüber Sitzenden konnten ihre Gesichtszüge nicht mehr unterscheiden, und als die Thüre sich öffnete und die Tochter vom Hause mit der brennenden Kerze hereintrat, und der Lichtschimmer auf Erdböhegyi's Antlitz fiel, erschracken der Wirth und seine Tochter heftig, indem sie gewahrten, daß der jugendliche Gast ohnmächtig und bewußtlos, zerstörten Antlitzes, mit halbem Körper auf den Tisch gesunken lag. Fabricius betrachtete ihn näher und erkannte die Symptome eines heftig ausgebrochenen hitzigen Fiebers. »Linka!» sprach er zu seiner Tochter, »bereite ein Bett für den Unglücklichen.« Das holbe Kind blickte mit wehmüthig mitleidiger Miene auf den armen Kranken, und schnell traf sie alle Vorkehrungen, so daß sie nach einigen Minuten schon neben dem im Bette Liegenden saß und mit sorgsamem Augen ihn bewachte.

Freundlicher Leser! Du wirst wohl eingestehen, daß es bei

all' den Qualen einer Krankheit dennoch ein beneidenswerthes Loos sei, in den — wie Gimfy sie nennt — Blumenjahren des Jünglingsalters auf von zarten Händen weich gebetteten Kissen zu ruhen, wenn Augen, klar wie das reinste Azur des Himmels, über unserm Lager wachen und auf jede Bewegung lauschen, und aus der stürmisch wallenden Brust gegen die Rosenlippen sich zarte Seufzer drängen, so oft der Brust des Schlummernden sich leise Schmerzenslaute entringen? Wahrlich, es war dies kein alltägliches Mitgefühl, keine gewöhnliche Theilnahme, mit der das liebreizende Kind den leidenden Jüngling pflegte. So viel Unruhe, so viel ununterbrochene Aufmerksamkeit, so viel rührende Selbstverleugnung, nein, dies vermochte kein anderer unter Gottes Engeln zu sein, als den wir eine liebende Jungfrau nennen! Doch für unsern Unglücklichen war dies Alles umsonst! Unter wilden Fieberfantasten hin- und hergeworfen, wußte er nicht: wo er war? wußte er nicht: was mit ihm geschah? Er gewahrte es nicht, wenn die zarteste Hand so weich über seine heiße Stirne fuhr; er sah nicht, wenn in den sanften Augen des lieben Kindes feinetwillen eine zitternde Thräne perlte, und er ahnte die Seligkeit nicht, die des Menschen in den Armen einer solchen Pflegerin harret, wenn er anders ein so reines Gemüth hat, diese Seligkeit begreifen zu können.

Eine gefährliche Nacht ging vorüber, ein noch gefährlicherer Morgen brach heran. Fabricius, der in der Heilkunst kein Fremdling war, bereitete Arzneien, doch legte er seine Stirne jedesmal in bedenkliche Falten, wenn er den Kranken

beobachtete. Linka aber richtete mit beklommener Brust ihre besorgten Blicke bald auf den Kranken, bald auf die ernstesten Gesichtszüge ihres Vaters, und ach, sowohl da, als dort fand sie des Trostes so wenig! Man konnte dem holden Kinde mit dem stillen Schmerz, der nicht ausbrechen konnte, nicht ausbrechen durfte, das innigste, tiefste Mitleid nicht versagen; denn in ihrem Herzen, wie auf dem Antlitz lag die reinste, keuscheste Weiblichkeit; schmerzlich empfand sie die Qualen, aber sie trug sie ruhig und voll Ergebenheit; doch wozu den Engel schildern? Ihr glaubt es wohl, wenn ich sage: Die ersten Regungen eines unschuldigen, keuschen Gemüths sind heilig, und die vollkommenste Rohheit wird sich nicht entlocken, diesem Heiligthume auf irgend eine unzarte Weise sich zu nähern.

## 12.

In Räsmark wurde der gewöhnliche Wochenmarkt abgehalten, und in den Straßen drängte sich das Volk. Ein Jüngling ging mit schnellen Schritten hart an den Häusern vorüber; sein Blick verrieth Sorge, obgleich diese eine ungewöhnliche Erscheinung auf seinem Antlitze zu sein schien. Während des Gehens schweiften seine Blicke unruhig hin und her, als wünschte er Jemanden zu treffen, und bald darauf begegnete er einem Menschen in einem Strohhut und von seltsam gespreizter Haltung.

»Jakob!« rief ihn der Jüngling an, »ich suche Euch seit einer vollen Stunde.«

»Permission, junger Herr!« entgegnete jener; »ich war bereits auf Ihrem Quartier und habe pflichtschuldigst rapportiren wollen über das Befinden des kranken, jungen Herrn.«

»Deshalb suchte ich Euch eben; saht Ihr ihn?«

»Freilich! Jakob Knot hat sein Lebelang noch nicht gelogen. Auf der Straße nach G... begegnete ich ihm, doch er saß zu Pferd, und sprengte so schnell an mir vorüber, daß ich ihn nicht sprechen konnte.«

»Nach G...?« fragte der Jüngling.

»Ja, ja! Ganz gewiß führte ihn sein Weg zu jenem verfluchten, alten Schwarzkünstler, der die eigentlich für sich zusammengesuchten Goldstücke in meinem Tornister — denken Sie sich nur, junger Herr! — zu ganz werthlosen Steinen umgezaubert hat.«

»Fabricius! — Nicht anders, o über die unglückselige Leidenschaft!« rief der Jüngling, in Nachdenken verloren, kaum hörbar vor sich hin.

»Ja, der Teufelskerl von einem Schwarzkünstler! Daß hundert tausend Schock Schwerenoth ihm in den Leib fahren mögen! Ich habe einige von seinen verlorenen Goldstücken aus dem Gebirge mitgebracht. Ich dachte mir, eine kleine Zulage kann doch in keinem Falle was schaden; es ist doch nicht gar so leicht, einem Steinbock auf den Felsen nachzuklettern, und man kann nicht wissen, wenn der Mensch alt wird — — —! Der vermaledeite Satan! Ich trage die Goldstücke zu einem

Goldschmid, und denken Sie sich nur, junger Herr, die Impertinenz! verwandelt mir der das Gold in lauter ganz werthlose Steine.»

»Jakob! hier hast Du Geld, schaffe mir augenblicklich einen Wagen nach G...»

Nach einigen Stunden hielt der Wagen vor Bede's Haus; (der einsichtsvolle Leser wird wohl einsehen, daß der Jüngling, von dem hier die Rede ist, kein anderer sein konnte) er nahm im Wagen Platz, und hin ging's, seinen franken Freund aufzusuchen. Der Slave trieb seine kleinen Pferde, so gut er nur konnte; eine Staubwolke folgte dem Fahrenden, der, ganz verbüstert, in Gedanken vertieft, da saß, und kein Wort von all' den Anekdoten, die der neben ihm sitzende Held ihm zum Besten gab, vernahm. Der tapfere Mann gelangte endlich zur Überzeugung, er spreche nur für sich selber, und verstummte zuletzt, während er mürrisch vor sich hin starrte; in diesem Zustande verharrend, sank ihm der Kopf auf die Brust, und er entschlummerte. So wurde der Weg in Todtenstille bis zu jener Ortschaft fortgesetzt, die das Ziel der kurzen, doch von Seiten Bede's mit tiefer Bekümmerniß zurückgelegten Reise war.

Bede sah den leidenden Jüngling und vergoß die bittersten Thränen; denn es war keine Hoffnung für sein Leben. Unausgesetzt von der heftigsten Fieberhitze befallen, hörte er nicht auf, irre zu reden; die Züge seines Antlitzes hatten sich auf eine erschreckende Weise verändert; in seinem Innern loderte eine zehrende Flamme. Linka und der greise Fabricius und der eben erst angekommene Bede umstanden mit in einander

fließender Theilnahme sein Krankenlager. Er wußte es nicht, und seinem Freunde blieb nicht einmal der armselige Trost, seinen letzten Abschied zu vernehmen, und für den fernen, für immer verlassenen Vater ein ewiges Lebenswohl zu empfangen.

Nach wenigen Tagen schied Bede kummervoll und allein von dem unglückseligen Schauplatz — dem Boden der Karpathen — wo sein Freund so traurig geendet hatte, und kehrte in seine Heimat zurück. Nelli Aringer begab sich am Arme ihres überglücklichen Bräutigams, mit dem Myrthenkranz im blonden Lockenkopf, zum Altar. Die zauberisch sanfte Linka dagegen verließ mit dem frühesten Morgen ihr Lager, sammelte auserlesene Blumen und wand unter heißen Thränen einen Kranz und hing ihn an die Trauerweide, die das frischeste Grab auf dem Kirchhof zu G... bezeichnete.

Fr. Kölsch.





Gedruckt bei J. P. Collinger in Wien.

502877

